This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

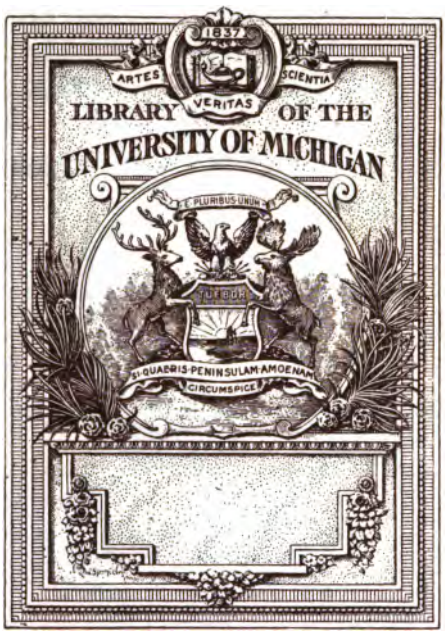
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,386,366


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
G693
G7

Gottscheds gesammelte Schriften.

(Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft)

Gedichte

von

Johann Christoph Gottsched.

Herausgegeben

von

Eugen Reichel.

Berlin
Gottsched-Verlag.

Gesammelte Schriften

von

Johann Christoph Gottsched.

(Ausgabe der Gottsched-Gesellschaft)

Fünfter Band.

Berlin
Gottsched-Verlag.

Vorwort.

Als Johann Joachim Schwabe 1751 die zweyte Ausgabe der Gedichte ans Licht stellte, schrieb er am Schlusse der ‚Nachricht', welche er den zwey stattlichen Bänden vorausgehen ließ: „Sollte, wie man hoffet, diese neue Sammlung von Liebhabern der deutschen Dichtkunst wohl aufgenommen werden: so wird man ihnen in einiger Zeit, auch noch in einem dritten Bande, alle diejenigen, zum Theil sehr wichtigen Stücke liefern, die der Herr Verfasser theils itzo noch mit Bedacht zurücke gehalten; theils aber in den verschiedenen Bänden der hiesigen deutschen Gesellschaft zerstreuet hat; damit sie alle die kleineren Früchte der Gottschedischen Muse beysammen haben können." Dieser dritte Band ist niemals erschienen, vielmehr mit dem gesammten sehr großen litterarischen Nachlass Gottscheds spurlos verschwunden. Der Lyriker Gottsched steht also nicht mit dem ganzen Umfang seiner Dichtungen vor uns: das darf man nicht übersehen. Da die verloren gegangenen Stücke als „zum Teil sehr wichtige" bezeichnet werden, die der Welt bis auf Weiteres „mit Bedacht" verborgen gehalten werden sollen; so darf angenommen werden, dass sie das Beste und Bedeutendste vorstellten, was dem Lyriker Gottsched in den Mußestunden seines mit schwierigen und schwierigsten Arbeiten, mit Ämtern und Briefwechselpflichten wahrhaft überlasteten Lebens geglückt war.

Es lässt sich natürlich nicht feststellen, ob man diesen Verlust leicht nehmen, oder beklagen solle. Da Gottscheds große Bedeutung für die Geschichte unseres Volkes nicht eigentlich auf dem Gebiete der schöpferischen Dichtkunst zu suchen ist; da Gottsched selbst allezeit sehr bescheiden von seinen Gedichten dachte; sich in einer, im dritten Bande der

185728

Oden der Deutschen Gesellschaft veröffentlichten Ode an Samuel Seidel, den späteren Laubaner Rektor, mit Ikarus, dem künstlich Beflügelten, verglich; erklärte:

Doch die Muse kennt mich nicht,
Phöbus gönnt mir keine Triebe . . .

— so möchte man geneigt seyn, lebhafte Klagen darüber, dass diese Gedichte verschollen sind, zu unterdrücken. Und doch: wenn Gottsched (in dessen Sinne Schwabe schrieb) diese Verse „sehr wichtig" nannte, so mussten sie ihre Bedeutung gehabt haben, die möglichenfalls größer war, als wir es uns heute vorstellen können. Ich vermute, dass es sich einenteils um Liebesgedichte, mit deren Veröffentlichung sich der Gelehrte, der „geistige Kaiser" des damaligen Deutschlands, eine „sittliche" Blöße zu geben fürchten mochte; andernteils um philosophische Gedichte kühnen Inhaltes (vielleicht auch um Zeitbekenntnisse mit Beziehung auf das „grüne Deutschland") gehandelt hat; und dass diese Gedichte, gleich allen andern Handschriften des verschollenen Nachlasses, in die Werke andrer Herren, die nach Gottscheds Tode eine Rolle zu spielen wünschten und spielten, übergegangen sind. Leider lassen sich hier vor der Hand nur Vermutungen hegen; wir müssen uns also, in Beziehung auf den Lyriker Gottsched, mit dem von ihm oder von Schwabe Veröffentlichten begnügen; und die vorliegende Sammlung stützt sich denn auch nur auf die zwey Auflagen der Gedichte, auf die in den Schriften der Deutschen Gesellschaft mitgeteilten und auf die in der ‚Dichtkunst' in Schwabe's ‚Belustigungen' und an andern Stellen abgedruckten Stücke.

Meine Auswahl ist verhältnismäßig klein, wenn sie auch einen stattlichen Band füllt; sie hat sogar einen kleineren Umfang, als ich ihn unmittelbar nach der ersten Beschäftigung mit dem Lyriker Gottsched, für eine mögliche Veröffentlichung abgegränzt hatte. Manches Gedicht, das mir bey der ersten großzügigen Prüfung durch einzelne in ihm enthaltene schöne Stellen verklärt worden war, kam bey den entscheidenden Nachprüfungen doch nicht mehr zur Geltung; und wahllos die ganze Masse der Verse neu ans Licht stellen wollte ich um so weniger, als Gottscheds Lyrik nur einen Gelegenheitschmuck, nicht aber einen Hauptbestandteil der gewaltigen und

vielgestaltigen Lebensarbeit des Meisters bildet. Handelte sichs um einen Dichter, der nichts als Lyriker gewesen wäre; so hätte vielleicht ein andrer Maßstab an die Gesammtmasse des Vorhandenen gelegt werden dürfen: obwol ich der Meynung bin, dass fast allen hervorragenden, ja selbst großen Lyrikern ein Gefallen geschähe, wenn man nur den allerkleinsten Teil ihrer Gedichte für die Nachwelt sammelte. Im vorliegenden Falle durfte ich mich auf ein Weniges, auf das für den Lyriker Gottsched Eigentümlichste, beschränken; und ich hoffe, dass dieses vollauf genügen wird, auch dem Versdichter Gottsched seine geschichtliche Stellung zu sichern.

Dazu wird allerdings von Seiten der Nachwelt guter Wille gehören. Wenn man, wie das bisher üblich gewesen, wol Dichter wie Opitz, Flemming, Hoffmannswaldau, Neukirch, Kanitz, Besser, Günther u. A. in der Litteraturgeschichte sehr ernsthaft behandelt und auf Grund einiger weniger uns heute noch genießbaren Verse, zum Teil sogar für bedeutende Lyriker erklärt, an Gottscheds Gedichte aber die ungerechtfertigtsten Ansprüche stellt, sie deshalb für unzulänglich hält, Lessings boshaft-absprechendes „Urteil" über sie nachplappert oder gar sie ohne Umstände tot schweigt: so kann der Lyriker Gottsched allerdings nicht zu seinem Rechte kommen. Wenn man aber die besten seiner höchst verschiedenartigen Gedichte mit den besten Gedichten seiner unmittelbaren Vorgänger (von den Gedichten älterer Zeiten zu schweigen; da ja doch selbst Walthers Gedichte nur zum allerkleinsten Teile nicht für gereimte Prosa gelten dürfen; obschon sie als Zeitgedichte kaum weniger bedeutsam sind als die besten Zeitgedichte Gottscheds) vergleicht: so wird man ohne weiteres erkennen, dass auch die Lyrik Gottscheds (vorausgesetzt, dass man unter Lyrik nicht nur das bissehen Liebes-, Stimmung- und Gefühlsdichtung versteht, das gelegentlich als das A und O der lyrischen Poesie bezeichnet zu werden pflegt) einen bedeutsamen Fortschritt über die Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts bis ins erste Viertel des 18. Jahrhunderts hinein, bedeutet.

Ich habe in einer großen Abhandlung ‚Gottscheds Lyrik' (Gottsched-Halle, I. Jahrg., Heft 1/2) umständlich nachgewiesen, worin der Unterschied dieser Lyrik von der aller seiner Vorgänger besteht: sie ist unbedingt weltlich; das demütig-religiöse Buß- und Reuelied fehlt ihr; sie knüpft fast ausschließlich an

große und kleine Begebenheiten des öffentlichen Lebens an; sie ist der Ausdruck eines großen Menschen, der Dichter, Philosoph, Natur- und Geschichtkundiger, und vor allem ein in jeder Beziehung freyer Mann, ein von Grund aus deutscher Mann, eine tief sittliche Persönlichkeit ist; sie baut sich auf dem Boden einer zu künstlerischer Freyheit emporgearbeiteten Sprache auf und gibt den Ton an, der sich bis über die Lyrik Goethes und Schillers hinaus in der deutschen Versdichtung verfolgen lässt.

Aus allen diesen Gründen gehören Gottscheds beste Gedichte in die Ruhmeshalle unserer National-Litteratur; sie sind in ihrer vorwiegend pathetischen, aber an Empfindung, ja selbst an Humor und behaglicher Laune keineswegs armen Art gerade so klassisch, d. h. vollendet, wie die besten Gedichte eines Walter, Dach, Goethe, Schiller, Uhland, Möricke und anderer deutscher Meister. Wie der Schriftsteller Gottsched als vollkommen moderner Mensch den Punkt bildet, wo alte und neue Zeit sich scheiden; wie seine große reformatorische Organisationsarbeit unserm gesammten Volke zu Gute gekommen ist; so hat auch seine viel nachgeahmte, von einem für die neue Dichtkunst begeisterten Geschlechte unseres Volkes buchstäblich auswendiggelernte Lyrik den jüngern Versdichtern (auch dem schwärmerischen Sänger des ‚Messias') erst die Möglichkeit geschafft, sich als lyrische Künstler auszuleben.

Die Nachwelt ist lange daran gewöhnt worden, den Lyriker Gottsched so zu sehen, wie ihn der zweyundzwanzigjährige, jeder lyrischen Ader baare Gotthold Ephraim Lessing „Allen nach Standesgebühr höchst- und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer ächten deutschen Poeterey" im Jahre 1751 vorzustellen beliebte; dass hierin eine große Ungerechtigkeit liegt, wird man wol allgemach einsehen lernen.

Wir brauchen noch lange nicht die Ansicht jener Zeitgenossen Gottscheds zu teilen, die in ihm wirklich einen ganz großen Dichter erblickten, weil er von etwa 1730 bis etwa 1750 tatsächlich auch der bedeutendste Lyriker seiner Zeit, ein bedeutenderer als alle Dichter der Opitz-Epoche, war und in allen damals geltenden Gattungen edel gearbeitete Musterstücke lieferte; denn das Urteil der Zeitgenossen darf für die Nachwelt weder im guten noch im üblen Sinne maßgebend bleiben. Aber wir sollen wenigstens versuchen, den Dichter

Gottsched aus seiner Zeit heraus und im Rahmen der Kulturstufe, auf die er sich und seine Zeit stellte, zu begreifen. Wie er wirklich gesehen werden muss, erkennen wir vielleicht am besten, wenn wir uns das Hauptsächlichste aus den Worten vergegenwärtigen, welche zwey der damals einflussreichsten Blätter im Jahre 1736 den Gedichten widmeten.

So schrieb der ‚Hamburgische Korrespondent' in seiner Nummer vom 16. November: „Des grossen Dichters unserer Zeiten, Herrn Johann Christoph Gottscheds, öffentlichen Lehrers der Weltweisheit und Dicht-Kunst zu Leipzig, Gedichte sind allhier von Herrn J. J. Schwabe M. A. gesammlet herausgegeben worden. Seine hier befindliche Gedichte sind fast alle Meister-Stücke. Hier hat der Reim nicht den Vers mit den Haaren, so zu reden, herzugezogen, sondern die Fruchtbarkeit der Gedanken und Erfindungen überall einen reichen Vers und an sich selbst fließenden Reim hervor gebracht. Das Hohe, Prächtige, Bewegende, Schmeichelnde, Reitzende, Stechende, Lehrende, Mahlende, nach ihren besondern Eigenschafften, in ihrem vollkommensten Glanze, mit gehöriger Maaße, an ihrem rechten Ort und Stelle anzubringen, nach Erforderung zu steigern und sich herab zu lassen, und nach der Natur zu schreiben, sind alle, ohne die geringste Schmeicheley zu reden, dem Herrn Verfasser von der gegen selbigen besonders gütig gewesenen Natur ertheilte eigene Eigenschafften. Der Leser findet hier die zwey wesentlichen Stücke rechtschaffener Schrifften, nemlich sich auf eine edle und unschuldige Art zu vergnügen und zu unterrichten."

Und die ‚Deutschen Acta eruditorum' leiteten ihre Besprechung (Teil CCXV, Stück 2) mit folgenden Worten ein: „Herr M. Schwabe verpflichtet sich die Liebhaber der deutschen Sprache und Redekunst nicht wenig, daß er ihnen Herrn Prof. Gottscheds Gedichte, welche gewiß unter die stärksten gehören so darinnen geschrieben worden, hier in einem Bande beysammen vorlegt. Man hat unsere Sprache, Dicht- und Redekunst bisher durch Grundsätze und Regeln zu verbessern gesucht: und das verdient allerdings seinen Ruhm. Allein die Regeln bleiben doch todt, und die Anfänger bey deren Anwendung ungewiß, wenn solche nicht durch gute Beyspiele ein Leben bekommen, an denen diejenigen, so sich üben wollen, die Art und Weise ersehen können, wie man

nach gedachten Grundsätzen zu verfahren habe, und wie bey einer solchen Übung etwas gutes und angenehmes herauskomme. Zu solchen Beyspielen hätte man freylich nicht leicht etwas besseres als Herrn Prof. Gottscheds Gedichte erwählen können, welcher nicht nur natürlich, lebhafft, anmuthig, sondern auch regelmäßig schreibet. Wie er sich diesen Ruhm längst erworben, so werden wir anitzo die Leser von der Einrichtung und dem Inhalte dieser seiner Gedichte näher benachrichtigen."

Hier stehen ruhige, sachliche Urteile vor uns, die wir auch heute noch bestätigen können; ja, die wir noch erweitern dürfen; da verschiedene der großen Gedichte (allen voran die gewaltige Jubelode) erst nach 1736 entstanden. Gottscheds Gedichte sind vor allem als Sprachdenkmäler bedeutsam; sie bilden den ersten entscheidenden Versuch, die flüssige Prosa Gottscheds bewusst kunstmäßig zur melodiösen Versprache*, zur „Sprache der Götter" auszubilden. In einigen geistlichen Liedern Dachs und Paul Gerhards lebte zwar bereits eine große, vom religiösen Gefühl getragene, melodische Innigkeit; und auch ein paar weltliche Liedverse Dachs, Flemmings, Hoffmannswaldaus und Günthers flossen leicht, anmutigbeseelt und voll musikalischen Wohllautes dahin. Aber was sonst seit Opitzens Zeit in Deutschland gedichtet worden war, blieb in kalter didaktischer Ungelenkheit stecken oder verzettelte sich in sinnlos abgeschmacktem Gefasel, dem nur zu oft sich die schlüpfrige oder plumpe Zote gesellte, die das schwerfällig nachzuahmen trachtete, was drüben in Paris graziös gesündigt wurde. Eine gehobene, künstlerisch geadelte, frey schwebende Dichtersprache gab es vor Gottscheds Auftreten nicht: erst ihm gelang es, der deutschen Sprache den großen lyrischen, wenn auch vorwiegend pathetischen Schwung und jene neutönige Klangfülle zu geben, die fortan das unverlierbare Gut der deutschen Dichtersprache bleiben konnte.

Aber Gottsched ist nicht nur der lyrische Sprachkünstler, sondern auch in ganz hervorragendem Grade lyrischer Dichter. Trotz aller, gelegentlich noch zu Tage tretenden, aus der Opitz-

* Das eigentlichste Kennzeichen aller lyrischen Gedichte Gottscheds ist: Melodie, frey fließende, oftmals prachtvoll dahinrauschende Melodie, wie sie bey keinem deutschen Dichter vor ihm zu finden ist. Auch wenn seine Versprache noch dort und hier hart klingt und nüchtern prosaisch bleibt, hat sie trotzdem ihren melodischen Fluß. Ihre Ausdrucksfähigkeit steht noch nicht immer auf erreichbarer Höhe; ihre Melodie stets.

schule übernommenen Prosaismen und Schwerfälligkeiten des Ausdrucks, trotz ihres vorwiegend pathetisch-rhetorischen Karakters, ist die Lyrik Gottscheds wirklich Poesie im guten Sinne des Wortes; nicht ausschließlich oder auch nur vorwiegend Stimmung- und Empfindungpoesie; aber desto entschiedener Anschauungpoesie, unmittelbare Gelegenheitpoesie, wahrhaftigste lyrische Kunst. Der Umstand, dass auch in dieser Beziehung seine dichternden Nachfolger und Schüler weit über ihn hinauswuchsen, dass sie die von Gottsched ihnen geschaffene Dichtersprache noch flüssiger und zu jedem zartesten Ausdruck befähigt machten (obwol auch die besten Lyriker der klassischen Zeit kaum eine Zeile geschrieben haben, die an melodiöser Leichtigkeit und Lieblichkeit über die dem Anakreon nachgedichteten und viele in den Oden und Gesängen enthaltenen Verse hinausreicht), kann die herrschende Stellung des Lyrikers Gottsched nicht beeinträchtigen.

Wie in seinen didaktischen Gedichten eine bis zu seinem Auftreten in Gedichten unerhörte geistige Überlegenheit; in seinen Oden und Gesängen ein bis zu seinem Auftreten unerhörtes, die Zeitgenossen mit sich fortreißendes lyrisch-pathetisches Feuer; in seinen Liebes- und Empfindungsgedichten eine bey seinen besten Vorgängern nur sehr selten zu Tage tretende Einfachheit und Innigkeit des Tones herrscht: so offenbart sich auch in fast allen seinen Gedichten eine, vor ihm noch nie dagewesene, Großzügigkeit in Behandlung der Sprache, die noch in der ganzen ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihres Gleichen sucht. Überall kommt eben die große, die weiten Gebiete des Wissens und der Kunst umfassende Persönlichkeit zum Ausdruck. Der deutsche Dichter ist hier plötzlich ein andrer, als er es in allen früheren Zeiten gewesen: nicht nur ein mehr oder weniger gewandter Reimer, ein steifleinener Didaktiker, ein Schnurrenerzähler, ein subjektiv befangener Buß- und Leidbekenner oder gar ein Zotenmacher; sondern ein singender Philosoph und Weltbetrachter, der das Leben seines Volkes mitlebt und „der Menschheit große Gegenstände", soweit es deren zu damaliger Zeit gab, in den Bann seiner Kunst zieht. In alle dem, und nicht zum wenigsten in der Kraft und Selbständigkeit seiner Sprache, offenbarte sich Gottsched als ein wahrer Nachfolger der griechischen und römischen Lyriker; und wenn wir diese alten

Sänger immer aufs neue preisen, den Lyriker Gottsched jedoch, überlegen tuend, verlachen: so beweisen wir dadurch nichts andres als unsre Urteilslosigkeit, die auf der einen Seite Lob und auf der andern Seite Tadel gedankenlos nachplappert.

Gottsched ist, ich wiederhole das immer aufs neue! kein großer Dichter; er hatte vom großen Dichter, auch vom großen Lyriker, selbst zu hohe Begriffe, als daß er sich für einen solchen hätte halten mögen. Aber seine beste Lyrik ist nicht nur als eine Nebenbetätigung des großen Meisters unserer Sprache von Bedeutung, sondern als „ein lebendiges Muster der mit Weltweisheit verknüpften Dichtkunst", wie Lichtwer 1752 meynte, und zwar als *das erste* Muster dieser Art, in hohem Grade merkwürdig. Was ihm dann noch in der lyrischen Kunst im engeren Sinne seinen Wert gibt, das sind die ganz bewußt von ihm verwandten schmückenden Beywörter, durch die er der poetischen Sprache das für die spätere deutsche Lyrik so kennzeichnende Gepräge schafft. Bey den alten Lyrikern fehlt das schmückende Beywort, dieser an sich überflüssige aber die lyrische Kunst so hold verklärende Putz, fast eben so sehr, wie bei den romanischen, slavischen und den älteren deutschen Dichtern.* Opitz leitet aus den lateinischen Rednern manches Beywort in seine Verse hinüber; und namentlich in der zweyten schlesischen Schule beginnt das schmückende Beywort schon eine, allerdings vorwiegend abgeschmackte oder wol gar sinnlose Rolle zu spielen. Aber erst Gottsched bildet sich, dank seines überaus feinen Sprachgefühls und seiner anschauungreichen Phantasie, mit diesen Beywörtern ein wirkungvolles Kunstmittel; und in seinen glücklichsten Stunden bringt er es auf diese Weise zu Wirkungen, die von keinem späteren Dichter übertroffen worden sind. Man wird dieses Urteil nicht übertrieben finden, wenn man erfährt, daß der „hölzerne Pedant", zu dem die Litteraturgeschichte Gottsched gestempelt hat, daß der trockene, nüchterne Reimschmied, den „*breiten* Rücken der Donau" sieht und „der Meerestiefen *müde* Flut" empfindet; daß er von „*zärtlichen* Narzissen", von der „*welken* Pracht der Gärten", von „*spielenden* und *scherzenden* Westwinden", vom „*rauschenden* Ge-

* Auch bey Walter von der Vogelweide ist dieser Schmuck der poetischen Rede noch ganz dürftig; über einen „roten" Mund, ein „kleines" Vögelein, eine „schöne" Frau u. dgl. kommt der schlichte Sänger nicht hinaus.

sieder" der Zeit, von „pfeilgeschwinden Flügeln", von „jauchzenden Gedanken", von „stillen, sanften, klugen Händen", von einer „sieggewohnten Hand", von der „neuentwölkten Wahrheit" u. dgl. m. singt.* Denn jedes dieser Beywörter ist ein Treffer, der die sichere Hand eines echten lyrischen Künstlers zur Voraussetzung hat. Leider finden sich viele derartige lyrische Schönheiten gerade in Gedichten vor, die aus verschiedenen Gründen meiner Auswahl entzogen bleiben mussten; um sie jedoch für die Nachwelt zu retten, teile ich aus einer Reihe von ganz veralteten, des Neudrucks nicht werten Gedichten einzelne Bruchstücke am Ende des Bandes mit, der dann tatsächlich Alles enthalten dürfte, was (wenigstens meiner Meynung nach) von dem Lyriker Gottsched für eine pietätvolle Nachwelt von Wert seyn kann.

Da meine Auswahl sich auf einen kleinen Kreis von Gedichten beschränkt, so habe ich natürlich von einer Zusammenstellung der einzelnen Stücke in verschiedene Gruppen abgesehen. Bey Schwabe ordnen sich die zwey Bände in: Oden (diese teilen sich noch besonders in Heldenlieder, Ehrenlieder und Freundschaftslieder), Singgedichte (Kantaten, Serenaten und Oratorien), Schreiben, Elegien, Gesänge, Lehrgedichte und Heroische Gedichte (Lobgedichte). Ich dagegen biete dem Leser die ausgesuchten Stücke zwar nach festen Gesichtspunkten geordnet, aber doch in freyer Folge. An einigen größeren Gedichten habe ich Kürzungen vorgenommen, so z. B. an den Oden auf Karl den Friedensstifter, auf den Prinzen Eugen und auf Leibnitz. In den Anmerkungen werde ich hierüber Näheres mitteilen.

Schließlich spreche ich noch mein Bedauern darüber aus, dass es auch in diesem Bande (namentlich auf den ersten Bogen) leider nicht an Druckfehlern mangelt. Hin und wieder ist noch ein „vieleicht" (wie Gottsched in späteren Jahren ausschließlich schrieb, offenbar in dem Bestreben, die Häufung der Mitlaute zu vermeiden) stehen geblieben; auch das überflüssige „th" hat sich noch dort und hier behauptet, ebenso wie „kömmt" für „kommt"; und die für Gottscheds Vers-

* Eine größere Auswahl findet man in dem Essay „Gottscheds Lyrik": Gottsched-Halle I. Jahrg. 2, S. 38/40.

sprache karakteristische Ausmerzung der Apostrophen, die ich unter allen Umständen festgehalten wissen wollte, ist ebenfalls einigemal unberücksichtigt geblieben. Die Leser mögen diese Mängel entschuldigen und je nach Bedürfnis verbessern.

Druckfehler dieser Art werden sich, wie ich fürchte, nie vermeiden lassen, so lange ich in Allem und Jedem auf mich allein angewiesen bleibe. Die Arbeitslast, die ich mir aufgelegt, wächst nicht nur von Jahr zu Jahr, sie wird auch mit zunehmenden Jahren immer drückender für mich; und da ein Augenleiden mich ohnehin an einer, jedem Buchstaben gleichmäßig zu widmenden Sorgfalt hindert, so ist es mir in der Tat unmöglich, druckfehlerfreye Satzbilder, wie ich sie erstrebe, zu liefern. Stände meinem Drucker ein geschulter Druckprüfer zur Seite oder stellte sich mir ein lesegewandter Student der Philologie opferfreudig zur Verfügung, so ließen sich vielleicht tadellose Drucke erzielen; unter den obwaltenden Verhältnissen werden meine Ausgaben leider in alle Zukunft an kleinen Mängeln der Drucklegung leiden — was niemand mehr bedauern kann als ich selbst.

K.

Gedichte.

Als ich aus meinem Vaterlande gieng.

Im Jenner des 1724sten Jahres.

Mein Auge will sich noch vor Wehmut überschwemmen,
Wenn der gestörte Sinn an jenen Tag gedenkt.
Ich kann nicht mehr den Strom verhaltner Klagen hemmen,
Weil ich den Fuß so schnell aus Königsberg gelenkt.
O Schrecken! welches mir die Geister eingenommen,
O Schrecken! das mir Mars durch seine Wut erweckt:
Von dir ist der Entschluss von meiner Flucht gekommen,
Der andre fast noch mehr, als meine Brust, erschreckt.
Ich hörte hier und da ein warnend Wort erschallen;
Ein jeder war bemüht und sehr besorgt um mich.
Man sprach: Ich würde bald in schlaue Hände fallen,
Ja mancher stellte sich fast allzu jämmerlich.
Bald ist ein kleiner Brief aus guter Hand erschienen,
Der als ein Donnerschlag, mein blödes Herz zerschellt.
Bald kam ein lieber Freund mit angsterfüllten Mienen,
Und sprach: Es würde mir betrüglich nachgestellt.
Bald drang ein falscher Ruf in die bestürzten Ohren:
Ich wäre wirklich schon Bellonen untertan.
Bald hat ein banger Mund den leeren Eid geschworen:

Man führe mich bereits zur vollen Übungsbahn;
Man habe mich schon längst ins dicke Buch geschrieben,
Das Freygebohrne stracks zu Sklavenkindern macht.
So pflegte Freund und Feind mich stündlich zu betrüben;
So ward von jedermann an meinen Fall gedacht.
Zwar anfangs konnte mich kein Warnungsbote schrecken:
Man sagte dies und das: ich lachte nur dazu.
Kein Dräuwort konnte mir die mindste Furcht erwecken,
Ich dachte jederzeit: wer ist so frey, wie du?
Zuletzt besiegten mich die wohlgemeynten Worte,
Die mancher treue Mund mir in das Ohr gesetzt.
Ich traute mir nicht mehr an dem beliebten Orte,
Der meinen Geist bisher mit vieler Lust ergetzt.
Der unverhoffte Schluss ward plötzlich abgefasset,
Der Schluss, der eine Flucht aus Königsberg beschloss;
Der Schluss, bey welchem mir das Angesicht erblasset,
Als das betrübte Wort von meinen Lippen floss.
Ach! rief ich bey mir selbst, du grimmiges Geschicke!
Was treibt mich deine Hand so schleunig in die Flucht!
Verhängnis! ändre doch die zornerfüllten Blicke,
Dadurch dein Eifer nur mein größtes Unglück sucht.
Was drohet mir dein Arm mit den verwünschten Waffen?
Du weißt ja, dass ich mich dem Musenchor geweiht.
Was hab ich mit dem Mars, dem Kriegesgott, zu schaffen?
Der mir dennoch so oft mit seiner Knechtschaft dräut.
Doch bald erholten sich die zagenden Gedanken,
Und sagten: ach vielleicht befördert dies dein Glück!
Vielleicht führt dich der Herr in seiner Weisheit Schranken,

Durch den schon oftermals gespürten Vaterblick.
Also verkehrte sich die Furcht in ein Vertrauen:
Wiewol ein neuer Schmerz bekränkte meinen Sinn.
Ich sollte manchen Freund zum letzenmale schauen,
Dem ich verwandt, bekannt und lieb gewesen bin.
Ich sollte unverhofft der Gönner Haus verlieren,
Die meine Schwachheit oft durch ihre Huld gestützt.
Mein Schicksal wollte mich nach fremden Orten führen,
Wo mich, so viel ich weiß, kein gleicher Schild beschützt.
Ja, ja, ich fühle noch, wie dem beklemmten Herzen,
Bey manchem Letzungswort so schlecht zu Mute war:
Sonst pflegte hier und da mein freyer Mund zu scherzen;
Doch damals stellte sich ein trübes Wesen dar.
Zwar wurde mehrenteils der herbe Schmerz verborgen,
Indem ich meinen Gram nicht völlig merken ließ:
Allein mein Herz empfand um desto mehr die Sorgen,
Womit der Abschied mich fast gar zu Boden stieß.
Doch seht! auch dieses ist nicht überall geschehen;
Die kurze Zeit verbot die letzte Höflichkeit.
Ich kriegte manchen Freund und Gönner nicht zu sehen,
Der mir vieleicht itzund mit seiner Ungunst dräut.
Ach Wertste! zürnet nicht. Ich habe nichts verbrochen!
Die abgedrungne Flucht hat mir den Gruß verwehrt.
Und hat euch euer Knecht gleich nicht zuletzt gesprochen:
So soll es doch geschehn, wenn er zurücke kehrt.
Indeß lebt alle wohl! und bleibet dem gewogen,
Der eure Namen stets in treuer Seelen hält.
Voritzo bin ich zwar aus Königsberg gezogen:
Doch wer aus Preußen zieht, der zieht nicht aus der Welt.

An meinen Vater, zu seinem Geburtstage.

1727, den 7 Sept.

Feurer Vater! Pflicht und Eifer feuren mich itzt doppelt an,
Daſs ich dein Geburtsfest heute schweigend nicht entehren kann;
Daſs sich meine Dankbarkeit mit gestärkten Trieben reget,
Und dir dies getreue Blatt freudenvoll vor Augen leget.
Unsre Trennung, treuster Vater! schwächet meine Liebe nicht;
Hat gleich mein entferntes Auge dein geehrtes Angesicht
Schon bis in das vierte Jahr sehnsuchtsvoll entbehren müssen:
So ist doch dein wertes Bild nicht aus meiner Brust entrissen.
Stündlich stellt sich in Gedanken dein Gesicht, dein graues Haar,
Und des wohlgewachsnen Körpers ehrenwertes Ansehn dar.
Stündlich siehet dich mein Geist in dem langen Priesterkleide,
Und ergetzet sich an dir mit der allerzärtsten Freude.

O wie wallte mir der Busen, wenn ich oft die Post empfieng,
Dass es dir und deinem Hause glücklich und nach Wunsche gieng;
Dass dein hochgeschätztes Haupt, bey des schweren Amtes Bürde,
In Gesundheit, Kraft und Heil mit Vergnügen grauer würde.
Und wie sehr war ich bekümmert, wann mir ein betrübtes Blatt,
Manchen Schmerz, der dich betroffen, wehmutvoll berichtet hat;
Wann dich bald ein Zufall traf, der des Leibes Kräfte schwächte,
Bald ein herber Todesfall, der entweder dein Geschlechte,
Oder gar dein Haus beraubte, dir bis in die Seele drang;
Und auch mir die heißen Zähren häufig in die Augen zwang.
Hier gebricht es mir an Kunst, hier gebricht es mir an Bildern,
Was mein Herz dabey gefühlt, klar und lebhaft abzuschildern.

Doch was war dies alles Wunder? Wäre gleich mein Herz ein Stein,
Könnt es doch bey deiner Freude nicht ohn alle Regung seyn;
Könnt es doch bey deiner Qual nicht ganz unempfindlich bleiben:
Denn, mein Vater! dir allein hab ich alles zuzuschreiben.
Zwar ich weiß so gut als jemand, dass der Herr der ganzen Welt,

Und kein Mensch, mir Leib und Seele selbst gebildet und erhält.
Doch ich weiß auch, dass er selbst, da ich fast noch nichts gewesen,
Dich, o wertgeschätzter Mann! mir zum Vater auserlesen.
Tausend Dank sey deiner Güte, Schöpfer! der du mich gemacht,
Dass du mir nach deiner Weisheit diesen Vater zugedacht.
Hundert andre mögen sich murrend über dich beklagen,
Und sich voller Ungeduld oft mit den Gedanken schlagen:
Warum hat mich doch kein König, Herzog oder Graf gezeugt?
Warum war mir doch das Schicksal nicht so wohl, als dem, geneigt,
Dem ein Krösus dieser Zeit, nicht allein sein Leib und Leben,
Sondern auch viel Geld und Gut, Adel und Geschlecht gegeben?
Nein, ich wünsche keinen Vater, wie ihn mancher Tor begehrt;
Denn ich fände keinen bessern, als den mir der Herr beschert:
So, dass wenn ich hundertmal selber einen wählen sollte,
Ich auch hundertmal nur ihn, keinen andern nehmen wollte.
Kein Verstellen oder Häucheln dringt mir dies Bekenntnis ab,
Wie wol ehr ein Ungeratner fälschlich die Versichrung gab.
Nein, mein Vater! deine Gunst darf ich mir nicht erst gewinnen,

Noch zu Dämpfung deines Zorns neue Schmeicheley erſinnen:
Denn da du mich ſtets geliebet, o ſo ſchwör ich dir getreu;
Daſs mein Wort ein reiner Ausdruck innerſter Empfindung ſey.
Hätteſt du mich nur erzeugt, würd ich dir ſchon Dank erweiſen;
Hätteſt du mich nur verſorgt, würd ich dich gedoppelt preiſen:
Aber dies war dir zu wenig; du haſt mehr an mir getan,
Als auch von dem beſten Vater je ein Sohn verlangen kann.
Deiner Lehren Honigſeim, dein getreues Unterrichten,
Kann mich wahrlich tauſendfach zur Erkenntlichkeit verpflichten.

Ach! ich denke noch der Stunden, als mir durch mein andres Jahr
Kaum der zarte Fuß zum Gehen ſtark genug geworden war;
Als der Mund kaum fähig ſchien, dir die Sylben nachzulallen,
Wie dir meine Lehrbegier damals ſchon ſo wohl gefallen.
Ich erinnre mich der Zeiten, da ich dir im Schooße ſaß,
Und, nach deiner Unterweiſung, etwa deutſch und römiſch las.
O wie lieblich wuſſteſt du bald mit lockenden Geſchenken,
Mit Verſprechen, Scherz und Luſt meine Neigungen zu lenken.
Durch die väterliche Klugheit ward die Arbeit mir ein Spiel:

Denn sie machte, daſs mir alles, was mir nützte, wohlgefiel.
Mit den Jahren wuchs dein Fleiß; und so ist mein Schülerorden,
Der viel tausend Knaben quält, mir ein Paradies geworden.

O wie lieblich ward mir ferner aller freyen Künste Grund,
Durch die väterlichen Lippen, schon in früher Jugend kund!
War doch keine Wissenschaft, die sich nur für Knaben schicket,
Die mir deine Sorgfalt nicht mit Vergnügen eingedrücket.
Schon in meinem zwölften Jahre führtest du mich bey der Hand
In das Chor der deutschen Musen, welches du vorlängst gekannt.
Dein Exempel gieng mir vor; denn nach deiner Saiten Tönen
Ließ sich meines neuen Rohrs ungeübter Klang gewöhnen:
Bis mir endlich Albertine, wo der Musen Wohnplatz war,
Mehr Geduld und Lust zum Dichten, mehr Geschick und Stoff gebahr.

O wie wär ich hier geneigt, meine Lehrer zu erheben!
Doch dies Blatt erlaubt mir kaum ihre Namen anzugeben;
Rohde, Gehrke, Bläsing, Meyer, Sanden, Fischer, Gregorow,

Kreuschner, Liljenthal u. Langhans, Hahn u. Ovandt
und Masecow,
Pietsch u. Rast! euch weiß ichs Dank, dass mich euer
kluges Wissen
Aus des Unverstandes Nacht an der Weisheit Licht
gerissen.
Hier erfüllet meine Feder mit Vergnügen ihre Pflicht;
Wollt ihr mich noch mehr verbinden: schämt euch eures
Schülers nicht!
Wird die späte Welt dies Blatt unter meinen Liedern
lesen,
Soll sie, euch zum Ruhme, sehn, wessen Lehrling ich
gewesen.

Aber dir, geehrter Vater! bleibt dennoch der erste
Ruhm:
Alles, was ich bin nnd habe, nennet sich dein Eigentum.
Deine weisheitvolle Zucht führte meine schwache
Jugend,
Die sonst leichtlich wankt und fällt, auf die rechte Bahn
der Tugend.
Ach! wie nützlich war dein Strafen und dein Warnen
meiner Brust,
Und wie oft entzog dein Drohen mich den Netzen
böser Lust!
Oftmals schwieg dein kluger Mund: aber selbst dein
ernstes Schweigen,
Wusste besser, als der Zwang, meine Pflichten mir
zu zeigen.
Blickte mich dein strenges Auge nur von einer Seiten an;
Wusst ich besser, was du wolltest, als es jemand
glauben kann.
Deine Schärfe pflegte sich mit Gelindigkeit zu würzen.

Kinder, nach Tyrannenart, nur in Sklavenfurcht zu stürzen,
Ist dein Werk wol nie gewesen: Huld und Sanftmut war das Band,
Dessen Zug ich mehr empfunden, als die Strafe deiner Hand.
Itzt erkenn ichs allererst, was mir deine Zucht genützet;
Itzo seh ich, dass Vernunft all dein Wesen unterstützet;
Itzt verehr ich deine Tugend, welche mit Gelassenheit
Mehr gewirkt, als oft ein andrer mit Gewalt und Heftigkeit.
Wenn der Bosheit Wut und List dir zu schaden sich erkühnet,
Sprachst du ruhig: Laß es seyn, denn wer weiß, wozu es dienet?
Dies hat mir bey bösen Stunden oftmals neuen Mut gemacht,
Und allmählich durch Erfahrung ganz zu deiner Art gebracht.
Du sollst mir ein Muster seyn! und dein tugendhaftes Leben
Soll mir künftig, bis ins Grab, meiner Sitten Vorschrift geben.

Habe Dank, o liebster Vater! dass du mich so wohl geführt;
Habe Dank für deine Regeln, deren Frucht ich längst gespürt;
Habe Dank für deine Zucht; habe Dank für dein Exempel,
Welches mich fast mehr erbaut, als dein Lehren in dem Tempel.
Lebe glücklich! lebe fröhlich! Gebe Gott, dass dieser Tag,

Der dir so beglückt erschienen, noch sehr oft erscheinen mag!
Sorge nicht für deinen Sohn: denn das Schicksal wachet oben,
Und hat mir, nach seinem Rat, meinen Platz schon aufgehoben.
Fehlt mirs doch an keinem Dinge, was ich selber wünschen kann:
Geht mirs künftig nur nicht schlimmer, nehm ichs voller Freuden an.

Meiner liebsten Mutter Hand will ich in Gedanken küssen.
Sollt ich aber ihren Kuss lebenslang entbehren müssen;
Soll doch meine zarte Liebe gegen sie beständig seyn,
Und ich weiß, ihr Mutterseegen, folgt mir bis zum Grabestein.

Wertste Altern! tränenvoll saht ihr mich aus Preußen scheiden:
Gott erfüll euch jederzeit mit den allerzärtsten Freuden!
Ich beschließe diese Zeilen: Lebe wohl, geehrtes Paar!
Ich bin ewig, teurer Vater! was ich unverändert war.

Damon und Prutenio.

Ekloge
auf meines lieben Vaters sechzigsten Geburtstag.
1728.

Wo Sachsens Paradies, das fette Meißner Land,
Den Kummer aus der Brust beglückter Hirten bannt;
Wo Erd und Himmel lacht, und sich in flachen Auen
Noch mancher Überrest der güldnen Zeit läßt schauen;
Wo Schäfer alter Art, wie dazumal geschehn,
Die Ställe voller Vieh, die Fluren fruchtbar sehn;
Wo manch gebückter Greis vergnügt am Stabe gehet,
Und mitten in der Schaar umkränzter Enkel stehet;
Kurz, wo die Unschuld herrscht, wo alles lacht und liebt,
Weil kein tyrannisch Joch das freye Volk betrübt:
Da saß Prutenio, ein fremder Hirt, im Schatten,
Als seine Herden sich ins Gras gelagert hatten.
Hier sann er ganz vertieft dem seltnen Schicksal nach,
Das ihn dahin gebracht. Er seufzte laut, und sprach:
O Himmel! der du mir viel gutes zugemessen,
Soll ich mein Vaterland denn ganz und gar vergessen?
Den mütterlichen Schoß, die Brust, so mich gesäugt?
Den Vater, der mir selbst der Weisheit Bahn gezeigt?

Ich ehre deinen Schluſs, du Schöpfer meiner Tage;
Du weißt, ich murre nicht, indem ich ſolches ſage,
Du fügeſt alles wohl, und haſt, mit Vorbedacht,
Auch mich aus ferner Luft an dieſen Ort gebracht.
Dein Rat, den niemand noch recht würdiglich geprieſen,
Hat ſich fürwahr an mir recht ſonnenklar gewieſen.
Ich ſuchte Sicherheit, des Friedens edle Frucht;
Ich wünſchte Ruh und Glück, und fand, was ich geſucht.
Allein ich dachte nicht, daſs mir die Meißner Hürden,
So lang ein Aufenthalt und Wohnplatz bleiben würden,
Als ſie es itzt ſchon ſind. Mich dünkte, daſs ein Jahr
Schon ein geraumes Ziel zum Außenbleiben war,
Und daſs des Monden Glanz kaum zwölfmal wechſeln ſollte,
Bis ich mich wiederum zurück begeben wollte.
Itzt iſt das fünfte Jahr ſchon größtenteils vorbey,
Und man vermiſſt mich noch bey jener Schäferey,
Die dort am Pregelſtrom auf bunten Hügeln weidet,
Die Flora wol ſo ſchön mit Gras und Blumen kleidet,
Als dieſes Meißner Land. Was hab ich nun getan,
Daſs ich mein Vaterland nicht wieder ſehen kann?
Soll ich mir Hab und Gut in fremder Luft erwerben,
Ein Fremdling lebend ſeyn, und als ein Fremdling ſterben?
O Himmel, das iſt hart! Ach möcht es doch geſchehn,
Daſs ich die Schäferzunft noch einmal könnte ſehn,
Die mich von Jugend auf, ſo treu und redlich liebte,
Und ſich, indem ich ſchied, mit reger Bruſt betrübte;
Die ich ſehr hoch geſchätzt, weil ihre Gütigkeit
Mir oft behülflich war, mich oftmahls ſehr erfreut.
Hier leb ich ohne Dank, und muſs in ferner Erden,
Mir ſelber innerlich ein rechter Abſcheu werden.
O daſs mich doch kein Wind nur einen halben Tag,

Zu dieser Hirtenzahl in Preußen führen mag!
Wie munter würde da mein treues Herze springen!
Wie würde mir die Lust durch Mark und Adern dringen!
Wie eifrig wollt ich da durch alle Hütten gehn,
Und mündlich überall die Gunst und Huld erhöhn,
Die mir, vor hunderten, die meines gleichen waren,
In Proben mancher Art, zehn Jahre wiederfahren.
So trug Prutenio die strengen Seufzer vor,
Und warf vor Kümmernis sein sanftes Haberrohr,
An einen Haselstrauch, daran die Lämmer stunden,
Als welche sich bey ihm im Klagen eingefunden.
Geht, weidet nur vergnügt! so hub er traurig an;
Ihr übertrefft mich weit, und seyd viel besser dran.
Euch trennt kein harter Riss von eurer Mütter Ställen,
Ihr wisset nicht von Gram und trüben Unglücksfällen,
Wie der geplagte Mensch; seit dem die güldne Zeit
Die Welt verlassen hat, und lauter Dienstbarkeit
Den freyen Seelen droht. Hier sank sein Körper nieder,
Die Lämmer legten sich und käuten traurig wieder,
Und sahen, wie es schien, mit wehmutvollem Blick
Den matten Schäfer an. Doch seht! zu allem Glück
War Damon, den er sich von andern auserlesen,
Indem er so geklagt, nicht weit davon gewesen.
Er hatte zugehört, wie sein betrübter Freund
Die Fügung des Geschicks beseufzet und beweint,
Und nahte sich nunmehr mit übereilten Schritten,
Der Boden rauschete bey seinen schnellen Tritten;
Weil das verwelkte Laub, der Bäume Schmuck und Haar,
Die Herbstluft schon gefühlt und abgefallen war;
So dass Prutenio ihn freudig wahrgenommen,
Noch eh derselbe ganz zu seinem Sitz gekommen.
Du tust nicht wol, o Freund, war Damons erstes

Wort,

Daſs du ſo traurig biſt. Verbanne nur ſofort
Den ungerechten Gram aus dem beklemmten Herzen,
Verbanne was dich kränkt, und dämpfe Leid und Schmerzen.
Mir geht es faſt wie dir; allein ich bin vergnügt,
Und nehm es frölich an, was mein Verhängnis fügt.
Und du, der du dich längſt der Weisheit ganz ergeben,
Willſt doch bekümmert ſeyn? willſt voller Unruh leben?
Iſt nicht die ganze Welt des Weiſen Vaterland?
Und iſt dirs nicht bewuſſt, daſs unſer Hirtenſtand,
Hier weit beglückter iſt, als in dem armen Preußen?
Zudem Prutenio, was fehlt dir hier in Meißen?
Du lebſt ja ganz vergnügt, kein Mangel, keine Not
Beſtürmet deine Ruh. Du haſt dein täglich Brod,
Du haſt noch mehr als das, und darfſt bey fremden Hütten,
Aus Niederträchtigkeit um keine Gabe bitten.
Du nährſt dich deiner Kunſt und guten Wiſſenſchaft,
Man lobet dein Bemühn und deines Fleißes Kraft,
Und viele ſind dir hold, die Witz und Tugend lieben.
Was ſoll dein Kummer denn? was willſt du dich betrüben?
Sieh dieſes Blatt nur an, das ich nur geſtern früh
Mit vieler Luſt gemacht. Du liebſt die Poeſie,
Und ſollteſt ſo wie ich, des Vaters Feſt beſingen,
Und ihm, wie ich getan, ein Lied zum Opfer bringen.
Du haſt mirs ſonſt geſagt, drum fällt mirs itzo bey,
Daſs heute, wo mir recht, ſein Feſt erſchienen ſey.
Auf! wünſch ihm Glück dazu, und zeig in treuen Zeilen
Die Zärtlichkeit, ſo du nicht mündlich kannſt erteilen.
Dies Wort war voller Kraft; der Hirt Prutenio
Umarmte ſeinen Freund und ward von Herzen froh.
Mein Werter, hieß es bald, dein Zuſpruch gibt mir Stärke,

Indem ich Troſt und Mut in meiner Seelen merke.
Du haſt ſehr recht geſagt und meynſt es gut mit mir,
Gib deinen Glückwunſch her; fürwahr ich folge dir
In Leiſtung meiner Pflicht. Ich will mit meinen Reimen
Des Vaters Jahrstag auch nicht undankbar verſäumen.
Dein Beyſpiel reizt mich an; mein Wunſch ſoll kindlich ſeyn.
Komm, ſprich nur ſelbſt bey mir in meiner Hütten ein;
Ein guter Freudentrank ſoll unſer Herz erfreuen.
Vergiß dein Rohr nur nicht, nebſt deiner Feldſchalmeyen;
Itzt neiget ſich der Tag. Kommt Schäfchen, kommt zurück,
Hinfort beneid ich nicht der jungen Lämmer Glück.
Freund Damon, hilf mir nur die Wollenherden treiben,
Den Abend wollen wir vergnügt beyſammen bleiben.

Auf den Geburts- und Namenstag meiner Ältern.

Im Jahre 1732 den 7. Sept.

Ältern, die der Himmel mir
Aus besondrer Gunst verliehen,
Lasst mich itzt aus Dankbegier
Saiten auf die Laute ziehen.
Lasst mich in den fernen Auen,
Wo die kleine Pleiße rauscht,
Auf die fetten Fluren schauen,
Die ich zwar vorlängst vertauscht;
Aber gleichwol unterdessen
Noch zur Zeit nicht ganz vergessen.

Nein, geliebtes Vaterland!
Die sind noch bey dir am Leben,
Die mir, nächst des Himmels Hand,
Atem, Geist und Leib gegeben;
Die mich aus den dunkeln Schätzen
Der Natur ans Licht gebracht,
Und, mit innigstem Ergetzen,
Nach und nach geschickt gemacht,
Das, was wir die Weisheit nennen,
Gott, die Welt, und mich zu kennen.

Teurer Vater! dessen Huld
Mich von Jugend auf belebet,
Dass die Größe meiner Schuld
Mir noch stets vor Augen schwebet;
Dein erhöhtes Alter dringet
Durch das große Stufenjahr,
Und dein graues Haupt bezwinget
Frisch und munter die Gefahr,
Die Gefahr, die mancher scheuet,
Weil sie Sarg und Baare dräuet.

Liebste Mutter, deren Hand
Ich schon lange nicht geküsset,
Nimm dies treue Demutpfand,
Womit dich dein Sohn begrüßet.
Da dein Namensfest erschienen,
Das mich schon so oft erfreut:
So verehr ich auch Reginen,
Der ich dieses Lied geweiht;
Um die treuen Kindespflichten
Dir mit Freuden zu entrichten.

Beydes fällt auf einmal ein,
Und verdoppelt mir die Freude;
Sonst besang ich eins allein,
Jetzt verehr ich alle Beyde.
Beyde hat das höchste Wesen,
Dessen Wink die Welt regiert,
Mir zu Altern auserlesen:
Beyde hat er so geführt,
Dass sich Zeit und Ort gefunden,
Da der Ehstand sie verbunden.

Lehrt mich beyder zarten Sinn,
Musen! lehrt mich Gottscheds Liebe,
Gottscheds, und der Biemanninn,
Als ein Muster reiner Triebe.
Denn ich weiß, ihr könnt es wissen,
Weil ihr selbst sein Rohr benetzt,
Wenn er an des Pindus Flüssen
Oft ein deutsches Lied gesetzt,
Ja ihr wisst von seinen Tönen,
Auf den Jahrstag seiner Schönen.

Ihre Tugend, ihr Verstand,
Ihrer Jugend frische Blüte,
War das anmutreiche Band
Für sein redliches Gemüte.
Sein gelehrt und frommes Wesen
War, was ihrer Brust gefiel:
Ja, dies Paar war auserlesen,
Wie der keuschen Triebe Ziel;
So nach beyder Wunsch und Hoffen
Durch die Hochzeit eingetroffen.

Sey gegrüßt, beliebter Wald!
Grüner Berg, an dessen Grunde
Dieses Paar den Aufenthalt,
Ja sein andres Eden funde.
Sey gegrüßt, o mein Juditten!
Wo ich einst das Licht erblickt.
Wo in frommen Schäferhütten
Mich der Mutter Brust erquickt;
Wo ihr mühsames Erziehen
Mir zu lauter Heil gediehen.

Mir zum Heil, und dir zur Luſt,
Werte! die du meinetwegen
Oft von keiner Ruh gewuſſt,
Nächte ſonder Schlaf gelegen.
Deine Sorgfalt und dein Wachen
Stund der ſchwachen Kindheit bey,
Machte mich wol gar vom Rachen
Des beſorgten Todes frey;
Wenn die Seufzer deiner Zungen
Mich dem Himmel abgedrungen.

Und wie rühm ich deinen Fleiß,
Teurer Vater! dein Beſtreben,
Mir von allem, was ich weiß,
Selbſt den erſten Grund zu geben?
Wie der Deutſche, Griech, Lateiner
Und Hebräer ſchreibt und ſpricht,
Dieſes wies mir ſonſten keiner,
Als dein treuſter Unterricht;
Den ich, falls ich wechſeln ſollte,
Gegen nichts vertauſchen wollte.

Selbſt der Redner edle Kunſt
Haſt du mir zuerſt gewieſen,
Und der Muſen ſüße Gunſt
Durch dein Beyſpiel angeprieſen.
Und ſo wuchſen mir die Flügel
Unter deiner Vaterzucht,
Bis ich ſelbſt den Königshügel,
Albertinens Sitz, beſucht,
Wo, nebſt Odoacers Mauren,
Markgraf Albrechts Künſte dauren.

Hier empfand ich erst die Kraft
Deiner väterlichen Lehren;
Hier konnt' ich die Wissenschaft
In erwünschter Freyheit hören.
Und was war es dir für Freude,
Wenn dein Sohn die Proben wies,
Und im langen Priesterkleide
Sich mit Beyfall hören ließ;
Ja mit herzlicherm Vergnügen
Die Kathedern oft bestiegen.

Pallas schmückte kaum das Haar
Durch den blauen Hut der Weisen;
Als die deutlichste Gefahr
Mir befahl, davon zu reisen.
Damals gab ich deinen Gassen,
Königsberg! die gute Nacht:
Doch ich kann dich noch nicht hassen,
Nein! ich habe stets gedacht,
Dass, wenn ich kein Leipzig wüsste,
Ich dich noch betrauren müsste.

Hier gedenk' ich an den Gram,
Liebsten Altern!* an die Zähren,
Die mir, als ich Abschied nahm,
Fast den Aufbruch wollten wehren.
Doch der wohlgemeynte Segen

* Da diese Lesart in beyden Ausgaben der Gedichte zu finden ist, so habe ich sie, als von Gottsched gewollt, nicht geändert. Der Sinn ist wol: Hier gedenk ich des, liebsten Ältern verursachten, Grames. Die gewählte Fassung klingt uns etwas befremdend, verdient aber vielleicht gerade deshalb die Beachtung nachdenklicher und sprachkundiger Leser.

Folgte mir auf jedem Schritt,
Gieng, auf unbekannten Wegen,
Bis ins edle Meißen mit;
Wo ich nun, seit sieben Jahren,
Täglich seine Kraft erfahren.

O wie fröhlich und vergnügt
War die Zeit vor zweyen Jahren,
Als es sich so schön gefügt,
Daſs wir an der Weichsel waren!
Danzig sah in seinen Wällen
Sohn und Altern ganz entzückt,
Die einander, ohn Verstellen,
Oft an Mund und Brust gedrückt;
Endlich aber ganz zufrieden
Sich getrennet und geschieden.

Lebt denn glücklich, teure Zwey!
Werdet alt bey guten Tagen,
Machet euch von Sorgen frey,
Lasst euch keinen Kummer nagen.
Euren Söhnen wirds nicht fehlen,
Wenn sie nur in allem Tun
Euch zum Tugendmuster wählen,
Und in Gottes Fügung ruhn;
Der, wie man an euch gespüret,
Stets die Seinen wohl geführet.

Ja! des Vaters Redlichkeit,
Sammt der Mutter Menschenliebe,
Gaben mir, seit langer Zeit,
Ein Exempel edler Triebe.

Müſſt ihr aber endlich ſterben,
Werte, folgt ihr der Natur;
O ſo laſſt mich eins nur erben,
Laſſt mir eure Tugend nur!
Laſs ich dieſe bey mir wohnen,
Hab ich mehr, als Millionen.

An Jungfer L. A. V. Kulmus.

I.

So wahr ich redlich bin,
Entfernte Schäferin:
Bin ich, es bleibt dabey!
Dir bis zur Grube treu.
Ach fühlte nur mein Herz
Nicht stündlich einen Schmerz,
Der täglich weiter geht,
Und bloß daher entsteht;
Daſs ich den ersten Kuſs
Von dir entbehren muſs.

Zwar als es mir geglückt,
Daſs ich dich einst erblickt;
Und dir in kurzer Zeit
Mein ganzes Herz geweiht:
Da tat mein blöder Mund
Dir noch so viel nicht kund.
Ich hieß es ein Vergehn
Und freches Unterstehn;
Aus Furcht: Ihr strenger Mut
Heißt dirs unmöglich gut.

Denn da ichs einſt gewagt,
Und dir, auch ungefragt,
Mit großer Liſt einmal
Ein halbes Mäulchen ſtahl:
Hilf Himmel! wie erhitzt
Haſt du auf mich geblitzt;
Und mir ſo ſehr gedroht,
Als ob der ärgſte Tod
Noch lange nicht zu ſchwer
Für meinen Fehler wär'.

Drum hab' ich nach der Zeit,
Mit mehr Beſcheidenheit,
Nur deiner ſchönen Hand
Die Küſſe zugewandt.
Das ließeſt du zwar zu;
Doch meiner Seelen Ruh
Ward dadurch nicht geſtillt:
Obgleich dein Engelsbild
Mir bis auf dieſen Tag
Noch ſtets im Sinne lag.

Ward mirs hernach erlaubt,
Was ich ſonſt nie geglaubt,
Zu ſagen, Schäferin!
Daſs ich der Deine bin:
O was für Himmelsluſt
Ergetzte meine Bruſt!
Allein, was half es mir?
Ich war entfernt von dir;
Drum konnte meine Pein
Noch nicht geſtillet ſeyn.

Oft geb' ich zwar im Traum
Den Fantaseyen Raum;
Da stellt dich Morpheus mir
Nach Herzenswunsche für.
Doch alle Lust ist hin,
So bald ich munter bin:
Da seh ich, was mir fehlt,
Und mich auch schlafend quält;
Weil mich des Schicksals Macht
So weit von dir gebracht.

Verhängnis, ändre dich!
O Schönste! tröste mich:
Denn denke nur einmal,
Was hilft dir meine Qual?
Ach gib hinfort nicht mehr
Der Sprödigkeit Gehör;
Und schreibe mir ein Blatt,
Das diesen Inhalt hat:
Dir, Schäfer, ganz allein
Will ich ergeben seyn.

Schreib auch, dafern du meynst:
Dass du die Zeit beweinst,
Da du, aus Härtigkeit,
Mir gar zu sehr gedräut.
Dann seufz' einmal nach mir:
O wär' er wieder hier!
Wie er sonst bei mir saß,
Und sich fast selbst vergaß:
So gäb' ich jeden Blick
Ihm doppelt stark zurück.

Kind! seufzest du also:
So bin ich wieder froh,
Und mein erquicktes Herz,
Vergisst den alten Schmerz.
Vielleicht erblickt mich bald
Dein schöner Aufenthalt:
Alsdann tu ich mit Lust,
Die Triebe meiner Brust
Dir, durch den treuen Mund,
In tausend Küssen kund.

II.

Ein Jahr ist hin, o Schönste! dass mein Bild
Sich schon bey dir zum Opfer eingefunden:
Doch ist mein Wunsch nach deinem nicht erfüllt;
So sehr seit dem die Herzen sich verbunden.

Erfreue mich, dafern du lieben kannst,
Und lass dein Herz durch keinen Einwurf stören.
Ja, wo du mich nicht aus der Brust verbannst:
So lass dein Bild mich deine Neigung lehren.

Der edle Geist, der deine Stirn erhebt,
Der helle Blitz, aus deinen klugen Blicken,
Wird deinen Freund, der nur durch dich noch lebt,
In manchem Gram, an deiner statt, erquicken.

Viktoria! mein Leben, Herz und Licht!
Fleh ich umsonst um deinen bloßen Schatten;
So schmeichle mir mit deiner Liebe nicht:
Wie schwer wird sich das Wesen selber gatten?

An Frau Dacier.

Ihr Todten! könnt ihr uns erſcheinen,
Wenn gleich der Leib im Grabe liegt;
Wo auf den modernden Gebeinen
Verweſung, Graus und Schimmel ſiegt;
Schwebt Euer Geiſt noch um die Grüfte,
Bewohnt ihr noch die tiefen Lüfte:
So laſſt doch meinen Wunſch geſchehn.
Ach: wollte mir ein Ruf gelingen!
So ließe ſich vor allen Dingen
Die hochberühmte Dacier ſehn.

Ich irre. Nein! Euch, fromme Schatten,
Erquicket das Elyſerfeld:
Da kömmt euch euer Tun zu ſtatten,
Da denkt ihr kaum der Oberwelt.
Merkur, du ſtarker Wundertäter,
Sey du einmal auch mein Vertreter,
Dein Anſehn iſt beym Pluto groß:
Durch deinen Fürſpruch kann mirs glücken;
Er gibt dir leicht mit holden Blicken
Die jetzt verlangte Tote los.

Du fragst mich: Soll sie wieder leben?
O nein, Merkur! das wünsch ich nicht;
Sie soll mir nur den Anschlag geben,
Den sich mein Herz von ihr verspricht.
Ein Augenblick wird mich belehren:
Alsdann mag sie zurücke kehren,
Wo ihre Tugend sie belohnt.
Wolan, ich seh den Götterboten,
Er eilt, er fliegt ins Reich der Todten,
Wo Marter und Vergnügen wohnt.

Ich bin erhört. Seht Charons Nachen,
Der immer leer zurücke fährt,
Muss, mir zu gut, was neues machen;
Dieweil es Pluto selbst begehrt.
Die teure Dacier kömmt zurücke,
Sie stellt sich anfangs meinem Blicke
Nach Art getrennter Geister dar:
Doch gibt Merkur mit seinem Stabe,
Durch die berufne Wundergabe,
Ihr alles, was sie lebend war.

Sie liest. Ich seh ihr edles Wesen,
Das ihr aus Blick und Minen strahlt;
So Tracht als Gang ist auserlesen,
Kein Künstler hat sie so gemalt.
Sie kehrt die scharfen Augenlichter
Auf dich, du Vater aller Dichter!
Als dessen Schrift sie bey sich trägt.
Sie lächelt fast bey jeder Zeile,
Bis sie, nach einer kurzen Weile,
Entzückt in beyde Hände schlägt.

O welch ein Glücke, dich zu schauen,
Du Wunder der Gelehrsamkeit!
Erlaube mir, Schmuck aller Frauen!
Zu fragen, was dich so erfreut?
Kann denn Homer mit seinen Sätzen,
Dich auch im Tode noch ergetzen,
Der doch bey uns nicht mehr gefällt?
Ja, spricht sie: Solche Seltenheiten
Bewundern auch die Ewigkeiten
In unsrer tiefen Unterwelt.

Was ist nun ferner dein Begehren?
So fährt sie fort: Was foderst du?
Warum muss ich zurücke kehren?
Was stört man mich in meiner Ruh? —
O Heldin! deines Geistes Stärke
Und deines Griffels Wunderwerke,
Die haben mich dazu gebracht.
Ich habe dir was vorzutragen,
Es steht bey dir, ob meinen Klagen
Dein Fürspruch bald ein Ende macht.

Du kennst vieleicht bereits die Schöne,
Die dort am Weichselufer singt;
Indem der Wohlklang ihrer Töne
Gewiss bis zu den Schatten dringt.
Du kennest ihres Geistes Gaben,
Die wenig ihres gleichen haben,
Und ihren nett geschnittnen Kiel;
Der oft den Franzen und den Britten
Den Preis der Schreibart abgestritten,
Ja Deutschland schon im Druck gefiel.

Sie liebt ein kluges Bücherlesen,
Sie schreibt geschickt, und mit Verstand:
Sie hasst ein abgeschmacktes Wesen,
Und kurz, sie ziert ihr Vaterland.
Nur eins, o Heldin! muss ich klagen,
Sie hat mir etwas abgeschlagen,
Was ich zu ihrem Ruhme bat;
Was keine noch vor ihren Zeiten,
Verstand und Tugend auszubreiten,
Von deutschem Frauenzimmer tat.

Es ist für sie nicht schwer zu nennen;
Ihr Kiel vermag weit mehr, denn das:
Sie würd' es selber wol erkennen;
Nur scheuet sie der Thoren Hass.
Es schrecken sie die tollen Rotten,
Die alles lästern und verspotten,
Was einer Schönen Griffel wagt.
O Dacier! strafe dies Betragen:
Denn so will sie mir das versagen,
Was sie mir heiligst zugesagt.

Wolan! erfülle mein Verlangen,
Ermuntre meiner Freundin Kiel;
Du bist ihr rühmlichst vorgegangen,
Vielleicht wird noch dein Lob ihr Ziel.
Erschein ihr, wenn sie schläft und träumet;
Und mache, dass sie nichts versäumet,
Was ihren Ruhm unsterblich macht.
Du kannst ihr nur dein Beyspiel zeigen;
Und darfst ihr nichts von dem verschweigen,
Was dich so hoch empor gebracht.

Es soll geschehn! du wirst es spüren:
Merkur soll mich nach Preußenland
In deiner Freundin Zimmer führen:
So sprach die Heldin, und verschwand.
Viktoria! du wirst sie sehen,
Vielleicht ist solches schon geschehen,
Dein Freund hat sie dir zugeschickt.
Drum, hast du mir dein Herz gegeben:
So mach' auch, auserwähltes Leben!
Dass solch ein kleiner Wunsch mir glückt!

Auf den Namenstag meiner geliebten Ehegattin.

1736 den 30. Jenner.

Wie glücklich bin ich doch, mein auserwähltes Licht!
Wie sehr ergetzet mich dein frohes Jahrfest nicht,
Das dich zum erstenmal in meinen Armen findet,
Seit dem ein ehlich Band uns beyderseits verbindet.
Ein volles Jahr ist hin, seit ich zum erstenmal
Den allzuschönen Tag, in werter Freunde Zahl,
Mit wahrer Lust begieng: den Tag der Adelgunden:
Daran ich zwar schon oft die stille Lust empfunden,
Die treue Liebe bringt; wenn man an das gedenkt,
Was durch der Anmut Macht das Herz in Fessel schränkt.
Erst damals tat ichs kund, dass du mich längst bestricket;
Erst damals gab ichs zu, dass es auch mir geglücket,
In deiner Huld zu stehn. Wie sonst zur Sommerzeit
Sich oft, nach schwüler Luft, des Himmels Heiterkeit
In dicke Wolken hüllt; die bald darauf zerfließen,
Und sich, den Strömen gleich, auf Berg und Tal ergießen:
Wie da ein kleiner Bach zuerst allmählich schwillt,
Bald merklich höher steigt, sein hohes Ufer füllt,

Und endlich überläuft; bis wir die nahen Auen
Vollkommen überschwemmt und voller Wasser schauen:
So hatte Freud und Lust mein Wesen übermannt,
Dass kaum mein Herze Raum in meinem Busen fand.
Warum? Die Sicherheit, in deiner Gunst zu stehen,
Die Hoffnung, bald mit dir ein Bündnis einzugehen,
Ein Bündnis steter Treu; o Freundin! das war hier
Der Ursprung aller Lust und Fröhlichkeit bey mir.
Ein jeder sah mirs an, ein jeder hats gespüret,
Mein Geist war gar zu stark von seinem Glück gerühret.
Man kannte dich zwar nicht; doch merkte man daran,
Wie sehr dein edler Blick ein Herz entzücken kann!
Wie heftig Witz und Geist der muntern Adelgunden,
Mich vor sechs Jahren schon bezwungen und gebunden.

So schloss man dazumal: allein, was denkt man itzt,
Nachdem mein Arm den Schatz zehn Monden lang besitzt,
Dem Wunsch und Hoffnung ihm vielleicht nur schätzbar machte,
Und der doch schlechter war, als er entfernt gedachte?
Ist nicht die Liebe blind, wie sonst das Sprüchwort sagt?
Wie mancher hat nicht schon ihr Zauberwerk beklagt!
Sie kehret Spreu in Gold; aus Raben macht sie Pfauen;
Jedoch an Bräuten nur, und niemals an den Frauen.
Der süße Honigseim wird oft in kurzer Zeit
Ein herber Wermutwein voll Gall und Bitterkeit.
Was Freyern englisch dünkt, das fliehen sonder Zweifel
Die Männer oft so sehr, ja ärger, als den Teufel.

Ach Freundin seltner Art! den Einwurf weiß ich schon:
So geht es oftermals. Dies Unglück ist der Lohn,
Den Wollust, Geiz und Stolz und Übereilung bringen:
Was kann daraus wol mehr, als Reu und Leid entspringen?
Dies ist der Lauf der Welt. Man liebt und weiß nicht wie;
Man wählt und weiß nicht was: darum gelingts auch nie.
Die allerschönste Braut ist über wenig Tage
Des satten Herzens Qual, der ekeln Auge Plage.
Was nur das Auge liebt, das macht sie leichtlich satt.
Wer freyt nach Tugenden, davon er selbst nichts hat?
Wer fragt nach Witz und Geist, darans ihm selber fehlet?
Kein Freyer, der bereits im Geiste Thaler zählet;
Auch keine Braut, die nichts, als Eitelkeit, vergnügt,
Und die des Freyers Wert nach Kutsch und Pferden wiegt.
Sie wünschte Putz und Gold, und bunte Livereyen,
Die hat sie durch den Mann: nun mag sein Tun ihn reuen.
Denn sie geht rechts, er links. Ich setze nichts hinzu.
Wer kennt die Weltart nicht? Ganz anders liebtest du,
Ganz anders war mein Sinn! Darum hat unser Hoffen
Von beyden Teilen auch weit besser eingetroffen.

Ja, Freundin! ich fand mehr, als mir mein Herz versprach.
Des Freyers Ahndung gibt des Manns Erfahrung nach:

Dein weiser Geist ist mir, durch Hymens sanften Orden,
Aus allem, was du tust, erst recht bekannt geworden.
Dein anmutvoller Mund, dein Umgang, Witz und Scherz,
Dein kluges Häuslichseyn, dein philosophisch Herz,
Dein ungemeiner Kiel, der Männerwitz besieget,
Hat mich bisher weit mehr, als alle Welt, vergnüget.
Du hassest Stolz und Pracht und liebst die Reinlichkeit;
Die Kleidung ziert nicht dich, du zierst ein jedes Kleid.
Dich reizt kein töricht Spiel, der Abgott schwacher Sinnen;
Ein Buch und die Musik kann dich weit mehr gewinnen;
Die göttliche Musik, die manche Stunde kürzt,
Und der Geschäfte Last durch Lust und Anmut würzt;
Dadurch es deiner Hand bey mir so sehr gelungen,
Als jenes Meisters Kunst, der Baum und Fels bezwungen.
So kannt' ich dich kaum halb, als ich dich schon geliebt:
Da die Erfahrung mir nun alles doppelt gibt;
Da deine Tugenden mich täglich mehr ergetzen:
Wie sollt ich mich bey dir nicht doppelt glücklich schätzen?

Ich tu es: aber was? wo bleibt die reine Gunst,
Die mir dein Herz geweiht? die Neigung ohne Kunst,
Die mir das Leben gibt; dein ämsiges Bemühen,
Mir das, was Unmut wirkt, mit Sorgfalt zu entziehen;
Mich stets vergnügt zu sehn? O Freundin! was du tust,
Das zielet sonst auf nichts, als deines Gatten Lust.
Wie trefflich hast du jüngst des Freundes Art beschrieben,
Der deine Wahl verdient! Die Kunst war hoch getrieben;

Es war ein Meisterstück von Geist und Gründlichkeit:
Die Schreibart ist so schön, als sie zu dieser Zeit
Der Beste setzen mag. Ihr, fremde Schreiberinnen!
Sollt alle nicht den Preis in Suadens Kunst gewinnen,
Wenn sie nebst andern kämpft. Allein, wer glaubet dir,
Geliebte! wenn du schreibst: der weise Freund sey mir
In vielen Stücken gleich? Ach! könnt ich dieses sagen,
So wär ich dich doch wert. Wiewol ich muss beklagen,
Dein Ziel ist mir zu hoch, und meine Kraft zu klein:
Doch wär ich so ein Freund, so müsst ich deiner seyn.
Ich wär' es auch mit Lust; denn du allein auf Erden
Verdienst, so zart, so treu, so klug geliebt zu werden.

Der Himmel gönne dich so lange nur der Welt,
Bis deine Tugend einst den rechten Lohn erhält;
Bis dein Verstand und Witz durch jährlich neue Proben
Dich auch an Glück und Ruhm, wie du verdienst, erhoben.
Gott stärke künftig nur des schwachen Körpers Kraft,
Und schenk' ihm ehestens des Geistes Eigenschaft,
Der Männerstärke zeigt: so wird die Nachwelt lesen,
Dass niemand so beglückt, als ich, durch dich, gewesen.

Auf eines guten Freundes Magiſter-promotion.

Den 21. Febr. 1732.

So weit die Kräfte der Vernunft,
Gelehrter Freund! bisher gedrungen,
Seit dem die Philoſophenzunft
Der Weisheit ſchärfer nachgerungen:
So ſehr hat man dabey bemerkt,
Daſs niemand es aufs höchſte treibe,
Und täglich dieſen Satz beſtärkt:
Daſs unſer Wiſſen Stückwerk bleibe.

Daher verwarf Pythagoras
Den ſtolzen Namen eines Weiſen;
Und hieß uns, nebſt der Thorheit Haſs,
Nur ſeine Weisheitliebe preiſen.
Daher hat Sokrates bekannt,
Daſs ſeine Weisheit gar nichts wüſſte;
Und daſs der trefflichſte Verſtand
Sich keines andern rühmen müſſte.

Und wirklich ist kein Strudelschlund
So unerforschlich tief zu nennen,
Als aller Philosophen Mund
Es von der Weisheit muss bekennen.
Die Wahrheit liegt sehr tief versteckt,
Wer kann den teuren Schatz ergründen?
Ja, wenn man gleich die Spur entdeckt,
So kann man doch sie selbst nicht finden.

Zwar einigen gelingt es auch
In Pallas Heiligtum zu blicken:
Doch ihrer Opfer dicker Rauch
Scheint bald das Auge zu ersticken.
So viel man sieht und sehen kann,
So wenig ist es noch zu nennen;
Ein jeder seufzt: O könnte man
Das andre gleichfalls recht erkennen!

Dies ist der Philosophen Art,
Die auch auf ihre Schwachheit sehen;
Und sich nicht bloß auf ihren Bart,
Und auf den Meistertitel blähen.
Bescheidenheit ziert Kunst und Fleiß,
Und Demut hebt sie zu den Sternen:
Drum bleibts dabey: Wer etwas weiß,
Der suchet täglich mehr zu lernen.

Das zeigtest du, gelehrter Freund,
Da dich Minervens Lorber zieret:
Denn wie aus deinem Tun erscheint,
So hat kein Hochmut dich verführet.

Du nimmst den Lehrertitel zwar;
Doch sieht man dich bescheiden bleiben,
Und nicht, in der Pedanten Schaar,
Den Übermut aufs höchste treiben.

O fahre fort! Ich wünsche Glück!
Der Himmel wird sein Amen sprechen,
Bis durch sein gütiges Geschick,
Dein Lohn wird aus den Knospen brechen.
Ich will es mit Vergnügen sehn,
Und, meine Freude zu bezeugen,
So wenig, als itzund geschehn,
Von deiner Tugend Ruhme schweigen.

Bey dem Hintritte eines jungen Studierenden.

Den 19. Junii 1732.

J. f. N.

Dass unsre ganze Wissenschaft
In gar zu engen Gränzen bleibe;
Und stets mit gar zu matter Kraft
Die schwachen Sprossen aufwärts treibe;
Dass Witz, Gedächtnis und Verstand,
So viel sie gründliches erkannt,
Gleichwol noch nichts Vollkommnes wissen:
Das hat ohn allen Unterscheid,
Das Altertum und unsre Zeit
Erkennen und gestehen müssen.

Beklaget nicht der Weisen Zahl
Des Menschen gar zu frühes Sterben?
Und wünschen sie nicht manchesmal,
So spät, als Nestor, zu verderben?
Die Kunst ist groß, das Leben klein!
Man wollte gern ein Meister seyn,
Und muss als Schüler schon erblassen!
Die Wissenschaft ist noch nicht da,
Doch ist man schon dem Grabe nah;
Doch muss man schon die Welt verlassen.

Iſt dieſe Wahrheit allgemein,
Und trifft ſie auch die grauen Alten;
Die auch den ſpätſten Leichenſtein
Für ihres Wiſſens Gränzſtein halten:
Was darf ſich denn die Jugend viel
Um das zu nah geſteckte Ziel
Des kurzen Lebenslaufs beklagen?
Zehn Schritte minder, oder mehr;
Die achtet ſonſt kein Läufer ſehr,
Wo niemand kann den Preis erjagen.

Erblaſſter Freund, dein Lebenslicht
Verliſcht in deinen beſten Tagen.
Wir ſehn mit naſſem Angeſicht,
Dich zeitig in die Grube tragen.
Der Tod und dein zu frühes Grab
Reißt dir zu ſchnell den Faden ab,
Daran dein kluger Fleiß geſponnen:
Doch hat auch ſo dein edler Geiſt,
Indem er ſich der Welt entreißt,
Durch den Verluſt weit mehr gewonnen.

Du rückſt aus dieſer Lindenſtadt
Zur hohen Schule weiſer Frommen;
Die den zu ihrem Lehrer hat,
Von dem Verſtand und Wahrheit kommen.
Du ſiehſt nun aus der Ewigkeit,
Wie fruchtlos wir die meiſte Zeit
Auf Wiſſenſchaft und Künſte wenden;
Beklagſt auch unſern Unverſtand,
Wenn wir uns oft mit eigner Hand
Die blöden Augen vollends blenden.

O selig! wer so weit schon ist,
Wo selbst die Lehrer lernen können.
Wir sehen, dass du glücklich bist;
Wie kann man dir den Stand nicht gönnen?
Man sehnet sich vielmehr zugleich,
Und wünschet gleichfalls, bald so reich
An wahrer Wissenschaft zu werden.
So sehr man hier nach solcher strebt,
So manches Jahr man auch erlebt:
So wenig wohnt sie hier auf Erden.

Ihr Altern, weint! doch denkt zugleich,
Der liebste Sohn sey nicht verloren.
Ihr hattet ihn nicht nur für euch,
Nein, auch zur Ewigkeit geboren.
Da ist er glücklich angelangt,
Und weil er schon mit Kronen prangt,
So ist er gar nicht zu betrauren.
Und folgt ihr selbst ihm endlich nach:
So werdet ihr den Thränenbach,
Nicht aber seine Gruft, bedauren.

An Herrn Samuel Seideln,

berühmten Rektorn zu Lauban, bei seiner Magisterpromotion.

1727, den 30. April.

Im Namen der deutschübenden Gesellschaft.

Wie kömmt es, dass der Kranz, den du vorlängst verdient,
Erst heute, werter Freund! um deine Scheitel grünt;
Und dass Minervens Hand, die manchen Zweig verschwendet,
Dir nicht vor langer Zeit die Lorbern zugewendet?
Sah denn ihr scharfer Blick, der alle Welt durchdringt,
Und den in Ost und West der Dichter Mund besingt,
Nur dich bisher nicht an? Und da sie dich gesehen;
Wie kömmts denn, dass es erst auf diesen Tag geschehen?

Gib Antwort, Wertester! wir sehnen uns darnach.
Allein, du sprichst vielleicht, wie jener Alte sprach;
Den, weil er viel Verdienst und Tugenden besessen,
Ein guter Freund befragt: Warum man ihn vergessen?
Warum Athen ihm doch kein Ehrenbild gesetzt?
Freund! sprach er, was du fragst, hat mich weit mehr ergetzt,

Als hätt' ich etwa dich und andere forschen hören:
Warum sucht doch Athen den Mann dadurch zu ehren?
Die Antwort war sehr schön. Wir wissens auch, o Freund!
Dass deine Würdigkeit um so vielmehr erscheint,
Wenn andre hier von uns dergleichen Fragen lesen.
Man schließt: du seyst vorlängst der Lorbern wert gewesen.
Und dieser Schluss trifft ein. Allein wir zweifeln sehr,
Ob uns die Antwort gnügt? Wir fragen destomehr:
Wie kömmt es, dass dein Fleiß und deine Tugendproben
Dich, Werter! nicht vorlängst zum Lehrerstuhl erhoben?

Man klagt hier, wie du siehst, nicht dich, gelehrter Mann!
Man klagt die Langsamkeit der weisen Pallas an;
Der Göttin, die zwar stets Magisterkränze windet,
Und jeden, der sich selbst der Lorbern würdig findet,
Mit übereilter Hand, durch diesen Schmuck beschenkt;
Doch oft der Würdigsten zu allerletzt gedenkt.
Es scheint, Minerva sey von dem verwegnen Orden
Der Titelsüchtigen so gar betäubet worden;
Dass sie aus Überdruss dem Ungestüme weicht,
Und stets der kühnsten Faust die ersten Zweige reicht.
Sie folgt der Art der Welt. Wer itzt aus Demut schweiget,
Aus Sittsamkeit nicht prahlt, und sein Verdienst nicht zeiget,
Den sieht das dumme Volk nicht mit dem Rücken an.
Allein, wer wacker pocht, und kühnlich fodern kann;
Wer frech und unverschämt von großer Weisheit prahlet,
Und jedem, der ihm glaubt, mit Wind und Worten zahlet,
Der hat an Gunst und Glück den größten Überfluss:
Da die Bescheidenheit indessen darben muss.

Mein Kind! gehorche mir, so hat vor wenig Wochen
Herr Eisenbart, ein Arzt, zu seinem Sohn gesprochen:
Willst du einmal so reich, berühmt und glücklich seyn,
Als ich, dein Vater, bin: so bilde dir nicht ein,
Du werdest mit Geduld, Gelehrsamkeit und Wachen,
Die leeren Kisten voll, dich selbst zum Wunder machen.
O nein, der Irrtum trügt! Verwirf die Blödigkeit:
Wer gar zu furchtsam ist, verdirbt zu dieser Zeit.
Du musst von Stadt zu Stadt auf alle Messen reisen,
Auf hohen Bühnen stehn, und deine Kuren preisen,
Und schreyen: Eilt herzu! Hier steht der Wundermann,
Dem keiner in der Welt das Wasser reichen kann.
Dann wird der Pöbel sich nach deinen Pillen dringen,
Die Kranken werden dir mehr Gold und Silber bringen,
Als du dir wünschen wirst. Das Beyspiel nimm von mir;
Denn so hab ichs gemacht: ein gleiches rat' ich dir.
Die Tauben pflegen uns nicht selbst ins Maul zu fliegen,
Und wer nicht wacker prahlt, der bleibt im Staube liegen.

So klingt, gelehrter Freund! der Väter Unterricht,
Nach unsrer Zeiten Art. Doch du verlangst ihn nicht.
Wer hat doch wol gesehn, dass du bey deinem Wissen,
Dich jemals ungestüm und frech zu seyn beflissen?
Du folgtest nicht der Zahl, die vor der Zeit begehrt,
Was sie noch nicht verdient. Du warst es längstens wert,
Sophiens Lehrerhut und ihren Ring zu tragen,
Und konntest dich mit Recht zu ihrem Tempel wagen.
Jedoch, wenn andre sich zum Helikon gedrängt,
So hast du dich noch nie in ihren Schwarm gemengt;
Und ruhig zugesehn, wenn sie dir vorgekommen,
Und das, was dir gebührt, begierigst weggenommen.
Uns, die wir dich gekannt, verdross das innerlich,
Und zwar mit allem Recht; indem Minerva dich,

Durch jene Schar gestört, fast gar vergessen sollen.
Itzt sieht man, dass sie dich doch auch belohnen wollen.
Sie reichet dir den Kranz, den sie für dich gespart.
Gewiss, kein Zweig daran ist von gemeiner Art:
Was Wunder! denn bey wem viel Wissenschaften wohnen,
Dem flicht der Pallas Hand auch auserlesne Kronen.

Wir haben noch bisher der Tugend nicht gedacht,
Die deine Wissenschaft gedoppelt trefflich macht.
Was hilft es, Witz und Kunst in seiner Brust verbinden?
Ein lasterhafter Geist befleckt sie nur mit Sünden.
Wie fromm, wie rein, wie treu dein stiller Wandel ist,
Und wie beliebt du längst in Winklers Hause bist;
Davon du oftmals pflegst aufs rühmlichste zu sprechen:
Das alles soll diesmal ein kurzes Lob nicht schwächen.

Kaum dass dein blöder Arm den neuen Kranz ergreift,
Als schon der Musen Chor, mit Freuden überhäuft,
Auf Lobgesänge sinnt. Sie lassen sich schon hören,
Dich, Werter! unsern Freund, als ihren Sohn zu ehren.
Sie selber haben dir dein Saitenspiel gestimmt;
Dein Dichten, welches uns oft Geist und Leben nimmt,
Ist ihrer Triebe Werk: drum könnte dir dein Singen,
Das Lob, so du verdienst, am besten selber bringen.
Dies Blatt ist nur ein Brief; kein prächtig Lobgedicht:
Drum klingt es auch so schön, als deine Lieder, nicht.
Genug. Wo bleibt der Wunsch? Man wird ihn sparen können,
Du weißt schon, Wertester! dass wir dir Gutes gönnen.

Auf Herrn M. Friedr. Otto Menckens Magisterpromotion.

1725.

Vom Missbrauch der Zeit.

Die schattenreiche Nacht, die der entschlafnen Welt
In Träumen oftermals was Wahres vorgestellt,
Umfieng mich neulich kaum mit ihren schwarzen Banden,
So war, wie mich bedünkt, ein Schreckenbild vorhanden,
Ein Bild, das meinem Geist sehr seltne Dinge wies.
Ein Sturm, der mit Gewalt von Osten auf mich blies,
Der Nebel, Staub und Dampf und Wolken mit sich führte,
Und alles, was sein Hauch in freyer Luft berührte,
Mit ungestümer Kraft zur Erden niederschlug;
Ein Sturm, dem auch so gar ein strenger Adlerflug
Nicht unbezwinglich schien, erhub ein starkes Brausen.
Ich zitterte vor Angst; der Lüfte rauhes Sausen
Durchdrang mir Ohr und Herz; das Schrecken nahm mich ein;
Es schien, ich sollte selbst ein Spiel der Winde seyn:
Die Füße wankten mir, mir bebten alle Glieder,
Und der erstarrte Leib fiel endlich kraftlos nieder.

Mein Auge kehrte sich der Himmelsgegend zu,
Woher der Sonnenball nach überstandner Ruh,
Mit neuen Strahlen kommt, den Erdkreis zu erquicken;
Und da war, unverhofft, was seltnes zu erblicken.
Ich sah und sah doch nicht; die Weite blendte mich,
Doch endlich näherte ein fernes Wesen sich.
Kein Strom kann je so schnell in engen Ufern fließen;
Kein abgedrückter Pfeil kann so geschwinde schießen;
Ein Wetterstrahl ist kaum so schleunig von Natur;
Als dieses Körpers Last auf leichten Lüften fuhr.
Es schien, er würde bald den Augen kennbar werden;
Doch eh ich ihn noch sah, so sank er schon zur Erden.

Der Boden schütterte von eines Riesen Fall,
Die stark bewegte Luft gab einen lauten Schall,
Der Greis bewegte noch sein rauschendes Gefieder,
Die Flügel schwungen sich und fielen endlich nieder.
Mit ihren Regungen war auch der Sturm gestillt,
Und ich betrachtete dies ungewohnte Bild.
Sein finstrer Anblick war ein Zeuge vieler Jahre;
Das Haupt umgab der Schnee der langgewachsnen Haare;
Der Bart, der dem Gesicht ein scheußlich Ansehn gab,
Hieng zottigt und verwirrt bis auf die Brust herab.
Der Leib war groß und stark. Man sah die steifen Sehnen,
Man sah die Nerven sich bey vollen Muskeln dehnen.
Sein ausgestreckter Arm warf mit erhabner Hand,
Die Sanduhr, so er trug, in den zerstäubten Sand.
Die feste Sense schien den matten Leib zu stützen;
Sein Auge funkelte und schoss mit tausend Blitzen,
Durch alle Gegenden, die man erreichen kann;
Er seufzte oftermals und endlich fieng er an:

Verhängnis! dessen Macht und weisen Götterschluss,
Der ganze Bau der Welt in Demut küssen muss,
Verhängnis! höre mich, wenn meine Klagen schallen,
Und lass mich, dein Geschöpf, ins alte Nichts verfallen.
Was soll das Leben mir? Mir, der ich mir zur Pein;
Dir selber zum Verdruss, noch muss vorhanden seyn.
Mein Daseyn ist umsonst, wenn Jahre, Tag' und Stunden,
Die sich durch meinen Dienst bishero eingefunden,
Vergebens untergehn. Was nützt der Welt die Zeit?
Was wacht mein graues Haupt mit solcher Munterkeit?
Was soll der schnelle Flug der pfeilgeschwinden Schwingen?
Wann jeder Augenblick, den sie der Erden bringen,
Gemisbraucht werden soll. Du kennst der Jahre Zahl,
Du weißt es, dass mein Arm viel Millionenmal,
Dies schnelle Stundenglas gehörig umgekehret,
Dass keine Kreatur sich über mich beschweret.
Allein, es ist umsonst, es ist umsonst geschehn;
Ich muss ja Tag vor Tag mit Gram und Eifer sehn,
Dass mein verschlossner Sand dem undankbaren Haufen
Verworfner Sterblichen zum Vorwurf ausgelaufen.
Sobald Aurora sich am Horizonte zeigt,
Sobald der Sonnen Rad an dies Gewölbe steigt,
Den dunkelbraunen Dampf der trüben Nacht zu trennen,
Muss mein gereizter Zorn, muss meine Wut entbrennen.
Vor Scham errötet selbst das frühe Morgenlicht,
Natur und Welt erwacht, allein die Menschen nicht.
Der Tag ist wie die Nacht, die sonst mit sanften Ketten
Die müden Sterblichen, in weichen Schwanenbetten,
Als angefesselt hält. Wo ist die Lagerstatt,
Die mein erwachter Blick je leer gefunden hat?
Ein fauler Schlaf verdirbt den mehr als güldnen Morgen;

Ich muſs nur mit Verdruſs für Licht und Sonne ſorgen.
Wo nicht ein matter Greis den letzten Teil der Nacht,
Mit Tränen und Gebet und Wachen zugebracht:
So liegt die halbe Welt in ungeſtörtem Schlummer,
Sie ſchnarcht bis in den Tag, und macht ſich keinen Kummer,
Und kürzt der Lebenszeit, die ihr das Schickſal gab,
Den allerbeſten Teil der kurzen Dauer ab.
Der Mittag ſelbſt wird oft am Himmel ſchon erblicket,
Eh das bequeme Volk aus dunkeln Kammern rücket,
Und den beliebten Schlaf, der ihnen ſelbſt entweicht,
Mit weitgedehnter Hand aus dicken Augen ſtreicht.
Dann mehrt ſich meine Qual! die Wolluſt herrſcht in ihnen,
Ich muſs auch Wachenden zu lauter Laſtern dienen;
Die ſchnöde Zärtlichkeit bezaubert alle Welt,
Die Arbeit, Müh und Fleiß vor ſchwere Martern hält.
Sie mag auch, wenn ſie wacht, an kein Geſchäfte denken;
Man bringt des Morgens Reſt mit Türkiſchen Getränken,
Und andern Gattungen des Zeitvertreibes hin.
Sodann begibet ſich der Menſchen eitler Sinn
Vor ein polirtes Glas, den Leib mit hundert Stücken
Von ſeltnen Gattungen der Kleider auszuſchmücken.
Die Tafel wird gedeckt, die Trachten* warten ſein,
Man ſchluckt drey Stunden lang die Leckerbiſſen ein;
Der beſte Traubenſaft erhitzet das Geblüte,
Und reizet mehr und mehr das lüſterne Gemüte
Zu lauter Üppigkeit. Die Sonnenkugel ſinkt,
Indem die trunkne Schaar ein heißes Waſſer trinkt,
Wenn ſich die Müßigen Raketen,** Karten, Maſſen,***
Und andres Kinderſpiel, o Schande! reichen laſſen.
Die Schatten werden lang, die Dämmerung geht an,

* Tracht: große Portion Eſſen.
** Gemeynt ſind hier wol Raquettes, Schlaghölzer. *** zum Billard gehörig.

Und wenn die Finsternis sich kaum hervor getan,
Versinkt das freche Volk in neuen Lasterpfützen.
O säumendes Geschick! Wirf, wirf mit deinen Blitzen
Auf mein gequältes Haupt — — —.
Der Eifer macht mich stumm, die Worte fehlen mir,
Ich bin von Klagen matt, ich seufze nur zu dir.
Vernichte, wo du kannst, mein Wesen von der Erden;
Wo nicht? so lass die Zeit nicht mehr geschändet werden.

Hie fiel der müde Greis vor Ohnmacht in das Gras,
Er schüttelte das Haupt, ergriff sein Stundenglas,
Er hub es grimmig auf, und schwur bey allen Wettern,
An seinem Sensenschaft dasselbe zu zerschmettern.
Doch seht! das Wolkendach zerriss und trennte sich;
Ein ungewohnter Glanz erschien und schreckte mich;
Drauf schallte dieser Ruf in die bestürzten Ohren:
Schweig, Alter! deine Wut und Klagen sind verloren!
Verwegner! meisterst du des Schicksals weisen Schluss,
Den alles, wie du weißt, was da ist, ehren muss?
Gesetzt, dass Tausende das Gold der Zeit verschwenden,
Und durch den Müßiggang den Fluss der Stunden schänden:
Genug, dass hie und da ein Kluger durch den Fleiß
Fast jeden Augenblick geschickt zu nutzen weiß.
Ach sey nur aufmerksam, du wirst sie schon erblicken;
Und sey nicht mehr so frech, mein Schicksal zu verrücken.
Was liegst du, Träger, da? Verlass den wüsten Ort,
Greif Uhr und Sensen an, und eile wieder fort.

Die Wolken schlossen sich, das helle Licht verschwand,
Der Alte hub den Leib mit unterstützter Hand,
Aus seinem Lager auf; drauf dehnten sich die Flügel
Mit neuen Kräften aus, so dass der nahe Hügel

Ein sausendes Geräusch zurücke schallen ließ.
Ich spürte, dass der Sturm von neuem wieder blies;
Er fieng sehr plötzlich an mit ungemeinem Rasen
Und großer Heftigkeit von Osten her zu blasen.
Der Greis verließ den Platz; der Sturmwind hub ihn auf;
Man sah ihn; er verschwand, und ich erwachte drauf.

Mein Mencke, zürne nicht, dass dies geringe Blatt,
Mein neuliches Gesicht dir vorgemalet hat.
Du hörst das Bild der Zeit von seinem Misbrauch klagen,
Allein, du höreſt nichts zu deinem Vorwurf sagen.
Du kannst ein Beyspiel seyn, daran ein jedermann,
Von ungemeinem Fleiß, ein Muster schauen kann.
Minerva zählt dich itzt zu ihren liebsten Söhnen,
Sie lässt dein kluges Haupt mit Lorberreisern krönen,
Die du so wohl verdienst. Und da sie dieses tut,
Beweget sich in mir das treugesinnte Blut.
Mein Herze wallt vor Lust bey diesen Ehrenstufen,
Dahin dich dein Verstand und Fähigkeit gerufen.
Wie mancher wundert sich, dass dies so bald geschehn?
Allein, wer dich nur kennt, wird sonder Zweifel sehn,
Die Lehrerwürde sey, sowol für deine Jugend,
Als manchem Alten sonst, ein Lohn bekannter Tugend.
Man weiß, wie wohl du stets die edle Zeit verwandt,
Wie du bey Tag und Nacht nach Weisheit und Verstand,
Und Wissenschaft gestrebt; ja wie so wenig Stunden
Dir in Ergötzungen und Zärtlichkeit verschwunden.
Die Ehre war dein Sporn, der nie die Kraft verlor,
Es kam dir stets das Bild des großen Vaters vor,
Das deiner Triebe Macht mit neuer Reizung rührte,
Und dich nach Adlerart zur Tugendsonne führte.

Du folgest, wenn er winkt, mit muntern Schritten nach.
Denn was ein alter Held von Ehrensäulen sprach:
Sie schienen, ihm des Nachts den besten Schlaf zu stören:
Das hab ich dich sehr oft vom Vater sagen hören.
Dies ist die schöne Bahn, die dich, Geliebter! trägt,
Darauf du schon vorlängst die Proben abgelegt,
Die dir bey aller Welt, in öffentlichen Schriften,
Doch ohne Prahlerey, ein stetes Denkmal stiften.
Jedoch, du fährest fort. Ganz Leipzig merkt es schon,
Dein teurer Vater sieht sein Bild in seinem Sohn;
Er siehts, und freuet sich, und wird in kurzen Jahren,
Noch mehr Vergnügungen von deinem Fleiß erfahren.

Ach wertgeschätzter Freund! wie freudig will ich seyn,
Trifft nur mein treuer Wunsch von deiner Wohlfahrt ein:
Und kann ich nur die Pracht von deinen Ehrenzweigen,
Einst in der Nähe sehn, und meine Lust bezeigen.

An Herrn Romanus Teller.

Die rechte Art zu predigen.

Bey Gelegenheit dessen erster Beförderung nach Merseburg.

Und endlich kommt, o Freund! die schöne Zeit heran,
Da Neid und Misgunst dich nicht länger hindern kann,
Zum Kirchenlehreramt, dazu man dich berufen,
Dich eingeweiht zu sehn. Betritt nunmehr die Stufen
Des hohen Predigtstuhls, mit Eifer, Geist und Kraft.
Es fehlt dir weder Mut, Verstand und Wissenschaft.
Noch wahre Gottesfurcht; ob gleich die Feinde toben,
Die durch ihr Lästermaul dich nur am schönsten loben.

Beglückt ist, wer, wie du, der Schmähsucht Gift besiegt,
Wenn seiner Unschuld Pracht ganz klar am Tage liegt.
Beglückt! wer so, wie du, durch Großmut überwunden,
Was die Verläumdung auch für Lügen ausgefunden.
Ich, dem die Poesie der Tugend Lob gebeut,
Erinnre mich dabey der süßen Schuldigkeit,
Die sie mir auferleget. Ich soll nichts falsches dichten,
Und mir durch Schmeicheley der Toren Stolz verpflichten.
Ich soll nicht ganz erstaunt vor kleinen Geistern stehn,
Und was ich nie geglaubt, durch eiteln Ruhm erhöhn.

Die Wahrheit winket mir, die Wahrheit, der ich diene,
Wenn ich den Wahn der Welt zu stören mich erkühne.
Ich weiß, du siehest dies mit muntern Sinnen an,
Weil das, was dich nicht trifft, dich nicht verletzen kann.
Wer sich getroffen fühlt, der mag sich kundbar machen;
So kriegt die kluge Welt das Recht ihn auszulachen.

Du wirst ein Geistlicher, und zwar zu einer Zeit,
Da mancher, der sich auch dem Predigtstuhl geweiht,
Die Hand vom Pfluge zieht: ein schreckliches Verbrechen!
Wenn man den Pöbel hört sein altes Urteil sprechen.
Allein, wen wundert das, der auch nur halb bedenkt,
Wie sehr die Mode schon die Kanzeln eingeschränkt,
Und wie genau man sich, ein Ämtchen zu erhalten,
Der eingeführten Art ganz ähnlich soll gestalten.
Man redet hier, o Freund! von Glaubenslehren nicht,
Die wahr und göttlich sind. Wer diesen widerspricht,
Ist freylich selbst verkehrt. Man redet nicht von Kennern
Der wahren Redekunst, als hochgelehrten Männern,
Die unser Sachsens Schmuck, der Kirchen Ehre sind:
Wer diese schelten will, ist selbst aus Torheit blind,
Ja vieler Strafe wert. Man redet nur von Moden,
Die Menschenwitz erdacht, und künstlichen Methoden.
Die, die sind eine Last, die manche Schulter schreckt,
Dass sie den Mantel flieht, der so viel Pein erweckt,
Und unerträglich wird. Doch, ich kann alles sparen;
Du, wertgeschätzter Freund! hast dieses selbst erfahren.

Seit dem des Höchsten Geist, mit wunderbarer Kraft,
Nicht mehr Propheten treibt, nicht mehr Apostel schafft;
Seit dem die Sendung nicht unmittelbar geschiehet,
Weil das geschriebne Wort allein die Herzen ziehet:
Seit dieser ersten Welt muss Fleiß, Belesenheit,

Der Sprachen Wissenschaft, und die Beredsamkeit
Den frommen Lehrerstand, bey Beten und bey Wachen,
Zu der Gemeinen Dienst geschickt und tüchtig machen.
Je weiter man es nun in diesen Stücken bringt,
Je mehr man in den Schatz der Heiligtümer dringt,
Je mehr man sich bemüht, die Wahrheit recht zu lehren,
Um desto mehr ist auch ein solcher Mann zu ehren.
Wer sein vertrautes Pfund nur redlich angelegt,
Des Höchsten Weinberg baut, so, dass er Früchte trägt,
Den darf kein fremder Knecht in seiner Arbeit schelten,
Und dessen Sorgfalt muss, gleich andrer Diensten, gelten.

Freund! dies ist sonnenklar: allein, wer weiß auch nicht,
Dass hier der Eigensinn ein strenger Urteil spricht?
Was? heißt es, sollte sichs ein junger Mann erkühnen,
Und unsrer Kirche bloß nach eignem Kopfe dienen?
Nein, Regeln aufgesetzt! darnach der Lehrerstand
Sich hier und anderwärts, ja durch das ganze Land,
Gebührend richten muss. Gesetze vorgeschrieben!
Die Pflicht des Predigens nach gleicher Art zu üben.
Methoden ausgedacht! darnach man jedermann
Die Kanzelrednerkunst recht mühsam zeigen kann.
Was bloß die Bibel sagt, was die Vernunft erfunden,
Lässt junge Leute noch zu frey und ungebunden.
Drum spanne man sie mehr ins Joch der Lehrart ein,
Und wer sich nicht ergibt, der soll nicht zünftig seyn.
Entfernet jemand sich, so muss man ihn verdammen:
Man bring ihn in Verdacht; nehm alle List zusammen,
Bis er gestürzet ist. Dann sage man der Welt:
Er sey in Meynungen und Lehren schlecht bestellt;
Man hab ihn, als die Pest des Glaubens, zu vermeiden,
Und muss ein faules Glied vom Kirchenkörper schneiden.

Dies ist der Lauf der Welt, gelehrtberedter Freund!
Der oft noch ärger wird, als mancher glaubt und meynt:
Zumal, wer so, wie du, sich nicht an Moden bindet,
Und doch erbaulich lehrt, und doch viel Beyfall findet.
Da flucht der Handwerksneid; da schilt er auf die Art,
Darnach, als er studirt, noch nicht gepredigt ward;
Nennt alles Neuerung, was sich von dem entfernet,
Was er zu seiner Zeit, doch auch als neu, erlernet.
Wie kommt es, dass er schmählt? Wie kommts, dass er dich hasst?
Bloß, weil dein Hut sich nicht auf seinen Kopf lässt drücken,
Und deine Kleider sich auf seinen Rumpf nicht schicken.

Du wundergroßer Mann! vergötterter Serpil!
Durch dessen grundgelehrt- beredt- und frommen Kiel
Ein tröstlich Werk entstund. O Lankisch, reich an Gaben!
Und du, gepriesner Mahn! ihr könnt nichts gleiches haben.
Ihr habt der rohen Welt die rechte Kunst gezeigt,
Ihr unterdrücket fast die Menge der Postillen,
Und lehrt die Predigten aus Liederbüchern füllen.
Wer die mit Sprüchen mischt, darf weiter nichts verstehn,
Als mit den Texten selbst methodisch umzugehn;
Nach der Zergliederkunst sie künstlich zu zertrennen,
Die Teile sonderbar und klappend zu benennen.
Die Fragen, wer? und was? warum? und wie? und wo?
Wodurch? und wenn? besehn; heißt Dispositio.
Hierinn steckt alle Kunst! Misanders Leckerbissen
Und Scheiblers Goldbergwerk wird niemand mehr vermissen.

Du lacheſt, werter Freund! und das nicht ohne Grund:
Doch sage mir einmal, ob jener güldne Mund,

Johannes von Byzanz, von dem wir Reden lesen,
Nach deiner Meynung wol ein Redner sey gewesen?
Vermutlich sprichst du ja, und alle Welt stimmt ein:
Allein, verzeihe mirs, ich selber sage Nein!
Ists möglich, dass man den mit Recht beredsam nennet,
Der nicht das A. B. C. der Homiletik kennet?
Nein! Nein! Chrysostomus ist überall zu schlecht,
Macht keinen Eingang hübsch, formirt kein Thema recht;
Teilt solches niemals ab, kann nicht exegesiren;
Weiß nicht der Sylben Kraft im Grundtext nachzuspüren;
Zitirt die Sprüche nicht, und plaudert ungefähr
Nur lauter Menschenwitz und eigne Worte her;
Gebraucht, an statt der Schrift, die Redekunst der Heyden,
Und pflegt das Christentum ganz weltlich einzukleiden.
Ist das ein Homilet? Unmöglich, werter Freund!
Ich hab es auch gedacht, ich hab es auch gemeynt:
Doch, als ich neulich selbst ein Predigtbuch gelesen;
Nahm ich erstaunend wahr, dass er ein Kind gewesen.

Noch mehr! Lutherus selbst, der teure Gottesmann,
Verdient den Lobspruch nicht, dass er die Lehrart kann.
Zwar ist sein Vortrag stets voll Eifer, Geist nnd Leben,
Wie seine Schriften noch das sichre Zeugnis geben.
Er dringt durch Mark und Bein, er strafet, drohet, schreckt,
Ermahnet, tröstet, warnt, ermuntert und erweckt:
Allein, was hilft ihm das, wenn die Methode fehlet,
Und jeder, der sie sucht, sich ganz vergebens quälet?
Ach stünde Luther doch nur itzo wieder auf!
Er gäbe ganz gewiss sein Feuer in den Kauf,
Und nähme Regeln an. Er würde gern bekennen,
Sein ganzes Predigen sey ein Geschwätz zu nennen:
Er kaufte sich den Leigh und Lehmanns Pentas ein,
Er würde Wiedemanns getreuer Schüler seyn,

Und ganze Jahre lang, nach hundert Arten, lernen,
Sich künstlich von dem Sinn des Geistes zu entfernen.

Du lebest itzt, o Freund! und tust es dennoch nicht.
Was denkst du immermehr? Ach! drehe, wie man spricht,
Denn jeder Kluge tuts, den Mantel nach dem Winde.
Wie zürnet nicht bereits Demetrius Gesinde,
Dass sein Gewerbe fällt! Es stürmet auf dich zu.
Bedenke doch dein Glück! bedenke deine Ruh!
Es kann dich mit der Zeit noch in der Tat gereuen;
So bald die Zunft nur wird: Groß ist Diana! schreyen.

Allein, ich sehe schon, du nimmst kein Warnen an,
Weil dein beherzter Mut so leicht nicht zittern kann.
Du schreibest gar ein Buch, und suchest einzuschärfen,
Was allegorisch klingt, das müsse man verwerfen.
Das heißt zu viel gewagt! Freund! hast du auch bedacht,
Wie arm dies Unterstehn dich an Erfindung macht?
Wie matt wird künftig nicht dein kaltes Thema klingen?
Was nicht schematisch ist, kann nicht zu Herzen dringen.
Denn man versteht es gleich, und hat die Freude nicht,
Dass der gemeine Mann zu seinem Nachbar spricht:
„Das ist was artiges! das ist schwer auszuführen!
„Im Texte wenigstens ist nichts davon zu spüren."
Du guter Laie, du! was weißt doch du davon?
Ein rechter Homilet versteht den Kunstgriff schon!
Wer wird sich so genau an Christi Worte binden?
Man muss in jedem Text auch jedes Thema finden.
Denn wäre dieses nicht; wie wär es auszustehn,
Ein Evangelium ein schockmal durchzugehn;
Und dennoch allezeit die längst bekannten Sachen,
Durch wahren Wortverstand, beliebt und neu zu machen?
Ein hübscher Überguss macht saure Speisen süß:

Und Dank sey dem gesagt! der uns die Lehrart wies,
Was in dem Texte fehlt, durch Kunst hinein zu bringen,
Und was nicht fließen will, ein wenig zu erzwingen.
Kein Jahrgang ist so schlecht, er gibt ein Muster ab,
Wie artig man dem Text die neue Deutung gab.
Ich weiß, dass Paulus selbst sich oft im Engelorden
Gewundert, wie sein Text so schön verstümmelt worden.

Vergib den freyen Scherz, mein Teller! werter Freund!
Du weißt es ohnedem, wie gut mein Herz es meynt:
Ich kenne dein Verdienst, und ehrete dein Lehren,
So oft es mir geglückt, dein Predigen zu hören.
Dein Merseburg gewinnt, und wir verlieren viel:
Doch unser Wünschen ist nicht stets des Himmels Ziel.
Noch mehr, ich freute mich, so oft ich nur bedachte,
Wie viel dein Unterricht geschickte Schüler machte.
Ach! sprach ich bey mir selbst, der Mann wird ungemein,
Wird unserm Leipzig einst ein andrer Mosheim seyn:
Er wird den bunten Kram der Kunstmethoden stören,
Und die Beredsamkeit der alten Väter lehren;
Die ungezwungen fließt, und voller Geist und Kraft,
Verstand und Willen lenkt und tausend Nutzen schafft.
Wie glücklich sind nicht die, die schon von dir gelernet,
Wie löblich sich der Mund vom Schlendrian entfernet,
Der alles überschwemmt. Wiewol ich hoffe noch!
Wer weiß, was bald geschieht? So kann dich Leipzig doch
Auf seinem Lehrstuhl sehn. Kommt, kommt, erwünschte Zeiten!
Und helft zu Tellers Ruhm ein besser Lied bereiten.

An Herrn Johann Ernst Kulmus.

1732 den 18. Sept.

Wodurch die Medizin beschimpft werde.

Ja, Freund! du bist es wert, und nimmst, was dir gehört,
Da Meditrine dich mit ihrem Beyfall ehrt:
Und Phöbus tut ganz recht, da er von seinen Söhnen
Dir lässt dein kluges Haupt mit seinem Hute krönen.
Wer deinen edlen Fleiß in dieser Kunst erwegt,
Davon du so geschickt die Proben abgelegt;
Der sieht die Billigkeit von dem erlangten Lohne,
Und wünscht dem Aeskulap viel Glück zu solchem Sohne.

Doch, werter Kulmus! sprich: hast du auch recht bedacht,
Wozu dein Witz und Fleiß und Eifer dich gebracht?
Hast du es auch gewusst, dass dein erwählter Orden,
Seit langer Zeit ein Spott der klugen Welt geworden?
Du sprichst: was hindert das? Sehr viel, gelehrter Freund!
So weit die Poesie noch um Molieren weint,
Bey dessen Grabmal stets so mancher Satir hüpfet,
Wird aller Ärzte Schimpf mit seinem Ruhm verknüpfet.

Du lacheſt zwar dazu: doch das iſts nicht allein.
Mit nichten! welche Stadt, welch Dorf iſt wol ſo klein,
Allwo die Kranken nicht mit ungezählten Haufen,
Nach Mutter Urſeln mehr, als nach dem Doktor, laufen?
Die hochberühmte Frau weiß beſſer, als Galen,
Wie oft ein Kranker ſoll des Tags zu Stuhle gehn.
Sie half der Nachbarin, die nur vor wenig Wochen.
Wahrhaftig, es iſt wahr! die Mutter weggebrochen.
Hans Velten klagt den Kopf; ſie ſpricht, es iſt die Milz:
Der Mann erſchrickt, und glaubts, und kratzt ſich unterm Filz;
Indeſſen daſs die Frau vor Stolz die Naſe rümpfet.
O Freund! heißt dieſes nicht die Medizin beſchimpfet?
Ich weiß, du tadelſt mich, und ſprichſt: es folge nicht!
Ganz recht; der Schluſs iſt falſch, und ſchändet mein Gedicht:
Wolan, drum will ich itzt den wahren Schimpf erwegen,
Den eure Meiſter ſelbſt der Kunſt zu machen pflegen.

Ich weiß, gelehrter Freund! du liebſt die Wiſſenſchaft,
Du kennſt des Menſchen Geiſt, des Körpers Bau und Kraft,
Die Pracht des Erdenballs, des Himmels Wunderwerke,
Und ſchließeſt dann daraus des Schöpfers Macht und Stärke.
Du ſiehſt Natur und Welt mit andern Augen an,
Als mancher, der nichts denkt, als was er greifen kann;
Und findeſt mit Vernunft, in jedem Körnchen Sandes,
Die ſonnenklare Spur des ewigen Verſtandes.
Euklides, den du liebſt, hat dich geſchickt gemacht,
Die Schönheit dieſer Welt, an Ordnung, Glanz und Pracht,
Nach Maß, Gewicht und Zahl zu prüfen, zu ergründen,

Und täglich größre Luſt in dem Bemühn zu finden.
Wer dich nur halbigt kennt, dem iſt dies ſchon bewuſſt:
Wie kommts denn immermehr, daſs deine kluge Bruſt
Sich bloß die Heilungskunſt zum Gegenſtand erwählet,
Der alle Gründlichkeit, ja faſt die Wahrheit fehlet?
Was iſt ſo ungewiſs, als dieſe Wiſſenſchaft?
Was ſag ich Wiſſen? nein! das klingt zu prahlerhaft!
Was können Ärzte ſonſt, als raten, glauben, träumen,
Und tröſten, bis man ſieht den Tod im Halſe ſchäumen?
Wie ſchickt ſich nun dazu ein Mathematikus,
Der alles, was er ſagt, ſo klar erweiſen muſs,
Als dies, daſs zwey mal drey nicht mehr als ſechſe machen?
Wer wird nicht, ſage mir, des guten Strephons lachen,
Der ſeinen todten Hund mit Hand und Fingern wies,
Und ſolch ein Zeigen ſchon ein Demonſtriren hieß?
Du lacheſt ſelbſt, o Freund! Allein, wenn die Chymiſten
Sich ſtets mit Salz, Merkur und lauter Schwefel brüſten;
Daraus, nach ihrem Wahn, ein jedes Ding beſteht:
Wenn Stahls berühmte Zunft ſich offenbar vergeht,
Der Körper Wirkungen den Körper abzuſtreiten,
Und der Arzneyen Kraft von Geiſtern herzuleiten;
Geſundheit, Krankheit, Tod, ja Beine, Fleiſch und Blut,
Sammt allem, was der Bau des bloßen Leibes tut,
Der denkenden Vernunft des Menſchen zuzuſchreiben;
Wie kann denn eure Kunſt in wahrem Anſehn bleiben?
Denn hier begreift man nichts; weil lauter Zauberey
Und unverſtändlich Zeug die blinde Phantaſey,
An heller Wahrheit ſtatt, mit Hirngeſpinſten äffet:
So daſs ihr, wenn ihr ja das rechte Fleckchen treffet,
Kein größer Lob verdient, als wenn ein tappend Kind,
Im Spiel der blinden Kuh, den Spielgeſellen findt.

Hygea zürnt vielleicht auf meiner Musen Schelten:
Jedoch, wer kann davor? Ich lass es die entgelten,
Die selbst der edlen Zunft ein Schimpf und Schandfleck sind.
Denn, wer das mindste weiß, der macht den meisten Wind;
Erzählet überall die Wunder seiner Kuren,
Und übertäubt die Welt mit teuren Goldtinkturen.
Du selbst, gelehrter Freund, kennst sie so gut, als ich;
Du weißt, wie jener einst zur Patientin schlich,
Und nach der schnellen Puls, die wie ein Uhrwerk spielte,
Nicht an der schönen Hand, wo denn? am Herzen fühlte.
Du weißt, wie mancher oft mit seinem Stocke dreht:
Was meynt der Mann damit? Es heißt: ihr Leute seht!
Seht Band und Stockknopf an, die Ärmel sammt den Spitzen!
Seht meinen Demantring, die Ärmelknöpfe blitzen!
Wie machts Aquarius, der große Wassermann,
Der durch ein Glas Urin unfehlbar wissen kann,
Wie groß und alt man ist, wie oft man krank gewesen,
Und was man lebenslang für Bücher durchgelesen?
Er sieht so ernsthaft aus, als wär es alles wahr;
Indessen glaubt es ihm der klugen Weiber Schaar:
Ob gleich des Kranken Magd das Glas, an seiner Stelle,
Von neuem angefüllt; nachdem sie auf der Schwelle,
Das erste fallen ließ. Erwäge das, mein Freund!
Und sage mir nunmehr, ob dirs nicht schimpflich scheint,
Nach andrer Stümper Art, mit schwitzen und purgiren,
Klystier und Aderschlag, uns hinters Licht zu führen?

Umsonst! du fährest fort und endest deinen Lauf:
Ganz recht; der Misbrauch hebt doch den Gebrauch nicht auf.

Man muſs behutſam ſeyn, den Unterſchied zu machen,
Und alle Stümper zwar, doch nicht die Kunſt, verlachen.
O freylich, werter Freund! denn wäre dieſes nicht:
So ſchrieb ich dir itzund gewiſs kein Lobgedicht;
Nachdem, ich ſag es ſelbſt, der edle Dichterorden
Von Stümpern mancher Art ſo oft entweihet worden.
Ja, Meditrine lacht die Handwerkspfuſcher aus,
Die ſich in Aeſkulaps geweihtes Götterhaus
Mit ungewaſchner Hand und leerem Kopfe wagen,
Und nichts nach ſeinem Ruhm, und nichts nach Wahrheit fragen.
So rühmt Apollons Wahl, der heute dich erhöht,
Weil dein berühmter Fuß auf deren Spuren geht,
Die Witz und Gründlichkeit und Wiſſenſchaft geliebet;
Bevor ſie den Verſtand in einer Kunſt geübet,
Die täglich höher ſteigt, ſeit dem Vernunft und Fleiß
Sie mehr und mehr verklärt. Du kennſt und ehrſt den Greis,
Den Leyden ſo erhebt, und den, der Halle ſchmücket:
In welchen beyden man mit vieler Luſt erblicket,
Daſs noch Hippokrates, daſs noch Galenus lebt.
Du haſt auch hier bey uns den Männern nachgeſtrebt,
Die Weisheit und Vernunft und Übung ſtets verbinden,
Und manche Heimlichkeit in der Natur ergründen.
Du haſt des Vaters Bild vor deinen Augen ſtehn;
Du darfſt nur auf der Bahn des teuren Vaters gehn,
Des Vaters ſeltner Art! der dich zuerſt gelehret,
Was zu der Wiſſenſchaft, die du erlangt, gehöret.
Dein Danzig ehrt ihn noch, wiewol die Sterblichkeit
Ihn uns zu früh geraubt; und winkt dir allbereit,
Und hoffet das von dir, was man an ihm verlohren,
Und hat dich gleichſam ſchon an ſeiner ſtatt erkohren.

Zeuch hin, man wartet dein! das Glücke rufet dir:
Doch laſs mir einen Teil von deiner Neigung hier.
Vergiſs die Freundſchaft nicht, die wir bisher gepflogen.
Und ſchreibſt du künftig mir, auf ganz gefüllten Bogen,
Von deinem Wohlergehn, von deines Hauſes Glück:
So ſchreib ich dir gewiſs ein jedesmal zurück;
Und will von meiner Treu dir ſo viel Proben geben,
Als in der Medizin und Dichtkunſt Pfuſcher leben.

An Herrn Johann Heinrich Winkler.

Warum es so viel alte Junggesellen gibt?

Du freyest, werter Freund! und tust sehr wol daran;
Weil dieses Band dein Glück vollkommen machen kann:
Du hast ein Herz gewählt, das dir gewiss vor allen,
An Häuslichkeit und Zucht und Tugend wohlgefallen.
Du hast es längst gekannt, bevor du es erwählt,
Du hast nicht bloß das Geld und Erbteil überzählt!
Wie mans zu machen pflegt, wenn man nach Beuteln freyet,
Doch die vergüldte Braut an Leib und Seele scheuet.
Daher gelingt dirs auch. Dein Freyen dünkt mich schön,
Und sollt ich dir dabey des Herzens Grund gestehn;
So spräch ich, da du dir ein liebes Weib genommen;
Dass ich fast selber, dir zu folgen, Lust bekommen.

Der Junggesellenstand ist traurig und verhasst,
Und macht uns oftermals die Einsamkeit zur Last.
Natur, Vernunft und Schrift gebieten uns, zu lieben:
Der Schöpfer hat es selbst in jedes Herz geschrieben.
Doch fürcht ich mich davor! die Jahre fließen hin,
Und, ob ich gleich noch nicht der allerältste bin,
Doch, sollte Nisa nur das Urteil von mir fällen,
Sie wiese mich zur Zahl der alten Junggesellen.

Gesetzt, ich wär es auch; doch bin ichs nicht allein.
Die Zahl, die Leipzig hegt, wird kaum zu zählen seyn;
Ja gar, dafern man sie mit etwas darf vergleichen,
Den alten Jungfern selbst, an Menge, fast nicht weichen.
Wie mancher wackre Mensch wird nicht allmählich alt,
Verlieret Mut und Kraft, wird grau und ungestalt,
Entziehet sich der Welt, und dem gemeinen Wesen;
Weil er, mit Vorbedacht, den Mönchenstand erlesen.
Man geh die Stände durch; man frage Land und Stadt,
Und seh, was jeder Ort für Junggesellen hat:
Nicht solche, denen kaum der Bart beginnt zu keimen,
Denn diese denken oft, sie würdens gar versäumen;
Und sprängen, stimmten nur die lieben Altern ein,
Am liebsten heute noch ins Hochzeitbett hinein.
Von solchen red ich nur, die bei gereiften Jahren
In Amt und Nahrung stehn, und sich gleichwol nicht paaren.
Die Zahl ist gar zu groß! Und gieng es füglich an,
Was Lacedämon sonst, was nachmals Rom getan:
So sollte man dies Volk durch die Gesetze zwingen,
Den Ehstand ferner nicht so in Verdacht zu bringen.

Drum hab ich oft bey mir verwundert nachgedacht,
Was doch den Heiratsbund so gar verächtlich macht?
Was Juvenal davon, und was Despreaux geschrieben,
Das hat bisweilen mir mit Lust die Zeit vertrieben.
Sie drohn den Männern stets der Weiber schlechte Treu,
Und treibens gar zu hoch, wie groß das Unglück sey:
Die Kinder seiner Frau für Kinder zu erkennen,
Die bloß aus Höflichkeit die Väter Väter nennen.
Wiewol das zeigt nur bloß die Klagen alter Zeit,
Und ist doch nicht der Grund, warum man itzt nicht freyt.

In Rom und in Paris mag diese Drohung gelten:
Bey uns ist keine Frau für ungetreu zu schelten.
Ihr, deutschen Weiber! seyd den Männern immer treu,
Und niemad weiß bey uns, was ein Aktäon sey.
Ja wüsst es jemand gleich, wer würd es jedem sagen,
Und einen frommen Mann mit Schimpf und Argwohn plagen?

Was schreckt denn immermehr der Junggesellen Zahl?
Was stört ihr Freyen doch? Was hindert ihre Wahl?
Das artige Geschlecht mag mir diesmal vergeben,
Ich sag es rund heraus, und kostet es mein Leben!
Der Aufwand auf die Braut macht, dass man ungern freyt;
Die großen Kosten sinds, was mancher Freyer scheut;
Was fordert nicht ein Weib, nach Leipzigs edlen Sitten,
Bevor der Mann mit ihr das Hochzeitbett beschritten?
Wägt sie mit Haut und Haar, nehmt Kleider, Strümpf und Schuh,
Den weiten Fischbeinrock, und allen Staat dazu;
So kostet jedes Lot Dukaten, ja Duplonen,
Bevor mans euch erlaubt, ihr ehlich beyzuwohnen.
Das ist ein teures Fleisch! und gleichwol kauft man sie!
Ja, was ein Bräutigam, mit Sorgen, Schweiß und Müh,
Seit zwanzig Jahren her ersparet und erlaufen;
Das geht auf einmal hin, sich eine Braut zu kaufen.
Geht, zählt die Summen nur an euren Fingern ab,
Die jener Freyer jüngst für seine Doris gab.
Fünfhundert für das Kleid; für tausend Taler Ringe,
Für Perlen auch so viel. Was kosten andre Dinge?
Juwelen mancher Art, die Messen, mancher Schmaus?
Was lockt das Trinkgeld nicht für manchen Taler aus?
Was wird in Gärten nicht verspielet und verzehret?

Wo bleibt das andre noch, wenn man spazieren fähret,
Und zu Gevattern steht? Wo Spitzen, Band und Schmuck?
Des großen Mogols Schatz ist hier kaum reich genug,
Ein Mägdchen nach der Art, wie wirs in Leipzig haben,
Als Freyer, so, dass sie vergnügt sey, zu begaben.

Ja, spricht man, dieses habt ihr Männer aufgebracht!
Wer hätte sonst von uns an allen Kram gedacht?
Ihr seyd zuweilen alt und störrig in Gebärden;
Und gleichwol wünschet ihr von uns geliebt zu werden.
Da gebt, da schenkt ihr uns fast alles, was ihr habt;
Und wenn ein halber Kuss den kalten Freyer labt,
So wagt er alles dran. Wer wollt es nun nicht nehmen?
Ihr Männer solltet euch der eignen Torheit schämen.

So war ich redlich bin! ihr Schönen habt ganz recht;
Die Schuld trifft großenteils das männliche Geschlecht.
Was tut ein Freyer nicht, die Liebste zu gewinnen?
Allein, was macht ihn toll? wer bringt ihn so von Sinnen?
Ists nicht der Eigennutz, der euch im Herzen steckt,
Und der so manchen schon vom Freyen abgeschreckt?
Ihr selber schadet euch. Ein Armer darf nicht kommen;
Doch eh er was verdient, ist schon die Glut verglommen,
Die man bey Freyern sucht, und die euch so gefällt.
Und also spielt ihr selbst die umgekehrte Welt.
Die Jungen wollt ihr nicht; sie können nicht viel geben!
Die Alten freyen nicht; sie haben gar kein Leben!

Was habt ihr nun davon, dass ihr so geizig seyd?
Ihr bringt so manchen Tag in strenger Einsamkeit

Mit Furcht und Hoffnung zu; und müſſet ſtets beſorgen,
Es hab euch Hymen gar ſein Angeſicht verborgen.
Die Jahre wachſen an; ihr werdet matt und alt;
Dann bleibt der Männer Herz bey euren Blicken kalt.
Man ehret euch nicht mehr, wie vormals in der Jugend:
Wo keine Schönheit ſtrahlt, da ſieht man keine Tugend.
Ein alter Junggeſell iſt doch noch ehrenwert;
Er dient der Vaterſtadt, und hat, was er begehrt.
Ganz anders gehts mit euch, wenn euch das Alter drücket,
Und die geſchminkte Haut mit tiefen Runzeln ſchmücket.
Ach! kehrt bey Zeiten um, und ſetzt dem Geiz ein Ziel!
Und wenn ein Freyer kommt, ſo fordert nicht zu viel.
Was die beſchenkte Braut von ihrem Schatz bekommen,
Das hat ſie nicht nur ihm, ſie hats ſich ſelbſt genommen.

Wie glücklich freyſt denn du, o wertgeſchätzter Freund!
Dein Hannchen hält dich wert, und hat es wohl gemeynt;
Wenn ſie nur dich geliebt, nur dich gewinnen wollen.
O hätte mancher auch ſo glücklich freyen ſollen!
Er ſäße noch vergnügt in Segen, Luſt und Glück,
Und dächte nicht betrübt an jenen Tag zurück,
Daran er ſich vermählt, doch auch in Schuld geſtecket;
Dafür ihm itzt die Frau ein Dutzend Kinder hecket.
Er nährt dieſelben zwar, jedoch mit Angſt und Not:
Das Weib verſalzet ihm faſt jeden Biſſen Brod,
Und will, er ſolle noch durch Tiſch und Kleidung prangen,

Und so verschwendrisch seyn, als er es angefangen.
Drauf kommt der Gläubiger und nimmt ihm Hof
und Haus,
Und jagt den armen Mann beraubt zum Tor hinaus.
Die Frau, die er beschenkt, darf keinen Häller zahlen,
Und kann, indem er darbt, mit seinem Gelde prahlen.
So, Freund, so tret ich nie, in Lieb und Ehstand ein,
Und sollt ich bis ins Grab ein Junggeselle seyn!

Bey Herrn Doktor Seidemanns Eheverbindung.

1731.

Lob und Tadel.

Wofern ich, werter Freund! vergnügt, ja freudenvoll,
Bey deinem Hochzeitsfeſt mein Wort erfüllen ſoll,
Den treuen Glückwunſch dir in Verſen abzuſingen;
So ſey es mir erlaubt, ein Sprüchwort vorzubringen.
Du hältſt es ſonſt zwar auch mit unſrer neuen Welt;
Doch weil dir Ehrlichkeit und alte Treu gefällt,
Dergleichen Tugenden die lieben Alten trieben:
So wirſt du auch ein Wort von ihren Lippen lieben;
Ein Wort, darin die Spur von alter Weisheit ſteht,
Die leider! täglich mehr bey uns zu Grunde geht.

Es heißt, damit ich auch fein nach der Ordnung ſchreibe,
Und dir das Thema nicht ſo lange ſchuldig bleibe:
Willſt du getadelt ſeyn, ſo geh, und nimm ein Weib;
Willſt du gelobet ſeyn, ſo ſtirb! und wirf den Leib
In Gruft und Moder hin! Bey dieſen zwenen Teilen,
Soll mein Gedichte ſich für dieſesmal verweilen.

Zum erſten iſt es wahr, die Welt lobt keinen leicht,
Bevor er in der Gruft ſein letztes Ziel erreicht.
So lange jemand lebt, wird alles, was er machet,
Beginnet und vollbringt, getadelt und verlachet.
Sein Weſen nennt man ſchlecht. Man lobt und billigt nichts.
In allem, was er tut, gedenkt und ſagt, gebrichts,
An hundert wenigſtens, wo nicht an tauſend Stücken:
Denn beſſer pflegt es auch dem Klügſten nicht zu glücken.
Allein er ſterbe nur: da geht das Loben an!
Was nie ein Menſch vermocht, was niemand glauben kann,
Was hunderte vor ihm vergebens unternommen,
Das alles iſt durch ihn in rechten Stand gekommen.
Er hat die Frömmigkeit und Tugend ſtets geliebt;
Er hat durch Wort und Werk kein kleines Kind betrübt.
Ihm iſt die Vaterſtadt für all ihr Heil verbunden;
Bey ihm hat allezeit das Armut Rat gefunden.
Er war der Weiſen Troſt, der Wittwen Schirm und Schild,
Und kurz, der Unſchuld Schutz, der Tugend Ebenbild.
Ja wär er in der Tat von allem nichts geweſen:
So läſſt mans doch gedruckt in mancher Lobſchrift leſen.

O! merkt euch dieſes an, die ihr aus Eitelkeit
Von toller Ehrſucht krank, nach Lobe durſtig ſeyd!
Was quälet ihr euch viel, berühmt und groß zu werden?
Iſt euch mit Ruhm gedient? verkriecht euch in der Erden!
So lang ihr lebend hofft am Lobe reich zu ſeyn:
So trifft der Wunſch gewiſs nur bei den Schmeichlern ein;

Der abgeschmackten Brut, in deren blöden Augen
Die ärgsten Fehler auch zu Wunderdingen taugen.
Seyd froh! wenn euch der Hof zu seinen Dienern zählt,
Da glaubt nur, dass es euch an keinem Lobe fehlt.
Aus Hoffnung eurer Gunst wird alles sich bemühen,
Wenn ihr gleich Zwerge seyd, euch Riesen vorzuziehen.
Doch wem ein ernstlich Lob, ohn Eigennutz, gefällt,
Der mache sich je eher je lieber aus der Welt.
Alsdann erfüllt sein Ruhm den weiten Kreis der Erden,
Ja was er niemals war, das wird er dann erst werden.

Das war mein erster Teil. Zum zweyten merk ich auch,
Nach meines Sprüchworts Sinn, den häßlichen Gebrauch
Des klugen Pöbels an; der, wenn man sich vermählet,
Die Fehler, die man hat, wol zehnmal überzählet.
Du seyst auch, wer du seyst, ein Junggesell, ein Mann,
Ein Mägdchen, oder Weib; so bist du übel dran,
Dafern du freyen willst. Was du von Kindesbeinen
Begangen oder nicht, wird hier entdeckt erscheinen.
Was du dein Lebenlang geredet und gedacht,
Das wird hervor gesucht, zur Lästerung gemacht,
Und wacker ausposaunt. Ja, was du nie verrichtet,
Ja, was du nie geträumt, wird doch von dir erdichtet.
Bald schrecket man die Braut mit ihres Freyers Art;
Erzählt, wie vielmal er sich wöchentlich den Bart
Herunter nehmen lässt? wie oft er schon purgieret,
Geschwitzt und Ader ließ, und wo das hergerühret?
Wie manches Mägdchen er bald hie, bald da geküsst?

Was er bezahlet hat, und was er schuldig ist?
Bald schildert man das Bild der Bräute bey den Freyern:
Die, heißt es, läßt sich stets das Angesicht erneuern;
Die hat so manchen schon durch ihren Kuss vergnügt;
Die hat kein baares Geld, und nur ihr Staat betrügt;
Die hat ein loses Maul, und sonsten böse Flüsse;
Die ist an Händen plump, und die hat krumme Füße.

So pflegt es denen auch in ihrer Art zu gehn,
Die sonst Verdienst und Glück zu Amtern will erhöhn.
Da pflegt ein jedes Maul den Neiderzahn zu schärfen,
Und ihm bald dies, bald das, aus Bosheit vorzuwerfen.
Bald spricht der Unverstand: die Schrift ist ihm ein Spott!
Bald ruft die Kühnheit nach: er glaubet keinen Gott!
Bis endlich, wenn die Treu ihr Amt geschickt erfüllet,
Die Lästerung sich schämt, die Unvernunft sich stillet.

Wie glücklich ist denn nicht ein kluger Freyersmann,
Der, wenn er freyen will, es heimlich halten kann!
Und weil dies nicht gar oft gelinget und gedeihet;
Wie klüglich handelt der, der lieber gar nicht freyet!

Doch nein, geehrter Freund! dein Beyspiel strafet mich.
Du freyest offenbar: und hier erweiset sich
Dein unerschrocknes Herz, das Gott und Tugend ehret,
Und sich in aller Welt an keine Lästrer kehret.
Man sage, was man will, du hast doch wohl getan.
Du folgtest jederzeit der wahren Ehrenbahn;
Du bist durch Fleiß und Glück nunmehr so weit gedrungen,

Daſs dir die Heirat auch nach Herzenswunſch gelungen.
Was ſchadt es, wenn der Neid bald dies, bald jenes ſpricht?
Auf andrer Leute Wort beruht dein Glücke nicht.
Und wenn ein neues Paar einander herzlich liebet,
Den Schwätzern keinen Raum zu leerem Plaudern giebet;
So lebt es doch vergnügt, und lacht in ſeinem Sinn:
Wie du, mein Seidemann mit deiner Waltherinn.
Glück zu! (der Wunſch iſt kurz) der Himmel wird es lenken,
Und eurer neuen Eh ſehr viel Vergnügen ſchenken.

An Joh. Jacob Greif.

1733.

Ob ein Junggeſell eine Wittwe heiraten ſoll?

Wir halten unſer Wort, o wertgeſchätzter Freund!
Hier iſt ein kleines Blatt, darauf wir uns vereint,
Den Tag, der dich vergnügt, durch einen Wunſch zu ehren,
Und deiner Gäſte Luſt auch dadurch zu vermehren.
Wir haben neulich dich und deine Braut geſehn;
Doch wuſſten wir noch nicht, was allbereit geſchehn,
Und dachten insgeheim: wie? wenn ſichs irgend fügte,
Daſs unſern werten Freund der Mohrinn Huld vergnügte.
Die Ahndung wird erfüllt: wir wünſchen Glück dazu.
Wie mancher Bräutigam iſt nicht ſo froh, wie du;
Indem ihn ſeine Wahl am Hochzeittage reuet,
Wenn er aus Unverſtand und ohne Gott gefreyet.
Kein eitles Tändelwerk und junges Kinderſpiel,
Die Tugend und Vernunft war deiner Liebe Ziel:
Und dieſe findeſt du bey deiner klugen, frommen
Und angenehmen Braut, beglückter Freund! vollkommen.

Doch, werter Bräutigam! du kennst die Art der Welt,
Die alles tadeln kann, und welcher nichts gefällt,
Als was sie selber macht, als was sie selbst erdenket:
Vermeynst du, dass sie dir ihr strenges Urteil schenket?
O nein! Du weißt es schon; die Hechel ist zu scharf,
Als dass ein neues Paar hier Gnade hoffen darf.
Man schont auch Freunde nicht; nicht nahe Blutsverwandten;
Viel minder noch das Tun der Nachbarn und Bekannten.
Hier macht es niemand recht. Der eine freyt zu bald,
Der andre gar zu jung, der dritte gar zu alt,
Der vierte gar zu hoch, der fünfte gar zu niedrig:
Bald ist Geschlecht und Haus dem klugen Spötter widrig:
Bald ist die Braut zu arm, und bald ist sie zu reich;
Bald weiß die Stadt von ihr so manchen Liebesstreich,
Den Bosheit ausgedacht, die Misgunst ausgebreitet,
Der Argwohn fest geglaubt, und schimpflich ausgedeutet.
Ach Freund! erzittre doch! auch dich verschont sie nicht,
Und wenn sie gleich von dir, nichts von dem allen spricht:
So wird es ihr doch nicht, sich selbst damit zu quälen,
An Glossen mancher Art, an tausend Grillen fehlen.

Wenn Jungfer Naseweis von deiner Heirat hört,
Und das Gerücht auch sie von deiner Wahl belehrt:
Dass sich der wackre Greif zu einer Wittwe wendet,
Und ihr sein freyes Herz auf Lebenslang verpfändet:
Ihr Leute! ruft sie gleich; seht doch! ein Junggesell,
Der eine Wittwe nimmt! Allhier verdreht sie schnell
Die Augen und den Kopf und klatschet in die Hände.
Zum Henker! fährt sie fort, hat es denn noch kein Ende,

Daſs man ſo ungleich freyt; die Jungfern übergeht,
Und Wittwen, deren Glück doch ſchon ganz ſicher ſteht,
Von neuem lieben mag? Hat man den Witz verlohren?
Wie! ſind wir Jungfern denn umſonſt zur Welt gebohren?
Sind wir nicht liebenswert? Das männliche Geſchlecht,
Wahrhaftig, iſt ganz blind, und äfft ſich ſelber recht!
Das heißt ja ſeinen Mund an mattem Weine laben.
Iſt denn in aller Welt kein Mägdchen mehr zu haben?
Kann eine Wittwe denn, die ſich ſchon ſatt geküſſt,
Und die ihr erſter Mann ſchon überdrüßig iſt,
Noch mehrern Appetit, noch größre Luſt erwecken,
Als Lippen, welche noch nach friſcher Unſchuld ſchmecken;
Die jung und hitzig ſind, ſo daſs ein jeder Kuſs,
Wie bey Baniſen dort, gleich Junge hecken muſs?
Fürwahr, ich wollte mich der ſchnöden Torheit ſchämen,
Und, wär ich nur ein Mann! mir keine Wittwe nehmen.

Und was? man ſehe nur geſcheidte Wittwer an,
Ob eine Wittwe ſie wol noch vergnügen kann?
Sie lieben mehrenteils die allerjüngſten Kinder:
Und ſind gewiſs nicht dumm, denn das iſt viel geſünder!
Der alte David nimmt Abiſag in den Arm,
Die gibt ihm neue Glut, und macht ſein Alter warm.
Wie ſchändlich iſt es denn, wenn ſich die Junggeſellen
Im Lieben ſo verkehrt und unverſtändig ſtellen?
Begreifen ſie denn nicht, daſs ſelbſt die Billigkeit
Die Ehen ſolcher Art mit allem Ernſt verbeut?
Wo ſollen endlich noch ſo viele Mägdchen bleiben,
Die ſich mit Ungeduld und Gram die Zeit vertreiben,
Indem kein Freyer kommt, der ihrer ſich erbarmt?
Wenn jeder Junggeſell der Wittwen Hals umarmt,

Und mit verkehrter Luſt ſich eine Frau erwählet,
Die nachmals immer was vom erſten Mann erzählet!

So ſchreyt, vergnügter Freund! das kluge Spöttermaul.
Allein, wen wundert das? Zum Guten iſt es faul,
Nur wenn es läſtern kann, dann iſt es reich an Sprüchen,
Und hätt an Weisheit kaum dem Salomon gewichen.
Jedoch, der irret ſich, der bey dem allen glaubt,
Daſs ſie dir ungeſchmäht den Hochzeittag erlaubt,
Dafern du dir zur Braut ein junges Kind genommen:
Umſonſt! ſie ſchwiege kaum, wenn ſie dich ſelbſt bekommen.

Ihr Jungfern dieſer Zeit! hier merkt euch doch einmal
Die Urſach ſolches Tuns, die Gründe ſolcher Wahl.
Der Stolz und Eigenſinn, dem ihr faſt alle fröhnet,
Die freche Wolluſt machts, daſs man euch oft verhöhnet.
Ein Kluger fürchtet ſich, dafern er euch erſt kennt.
Wie mancher hat ſich ſchon, den Motten gleich, verbrennt!
Die edle Freundlichkeit, die Demut in Geberden,
Die auch von Herzen kommt; die Kunſt beliebt zu werden
Gebricht euch meiſtenteils. Ihr wollt Göttinnen ſeyn;
Doch alles, was ihr denkt und vornehmt, iſt gemein.
Ihr kennt ja den Verſtand oft kaum bey ſeinem Namen,
Und wiſſt ihn kaum ſo halb mit Plaudern nachzuahmen.
Die Torheit nimmt in euch die ſchönſten Farben an,
Daſs ſie die Einfalt nur dadurch berücken kann.
Verſchwendung, Kleiderpracht, und das verdammte Spielen,

Das sind die Blendungen, darauf die meisten zielen,
Wenn sich ein Freyer zeigt. Drum lob ich einen Mann,
Der sich ein edles Weib zum Schatze wählen kann;
Die bessre Sitten hat, und tausend Eitelkeiten,
Als Fehler dieser Zeit, gewohnt ist zu bestreiten.

Ein solch erwünschtes Gut und würdiges Gemahl,
O höchstvergnügter Freund! betraf auch deine Wahl.
Drum trifft dich auch bey ihr nur Segen und Vergnügen.
Es wird sich Glück und Lust zu deiner Seite fügen.
Dein frommes Priesterhaus wird tugendhaft und rein,
Und Gott so angenehm, als Obed-Edoms, seyn;
Und sich so schön und neu, in wohlgeratnen Zweigen,
Als Luthers Werke schon durch dein Bemühen, zeigen.

An ein Paar meiner Zuhörer bey ihrer Magisterpromotion.

1729.

Die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit.

So geht und tretet denn auf die geweihten Stufen,
Dahin euch Glück und Recht, ihr werten Freunde! rufen.
Empfanget nach Verdienst der Lorbeerzweige Schmuck.
Wer sie so würdig trägt, der trägt sie würdig gnug;
Dem darf auch Momus nicht den bittern Vorwurf dräuen,
Den andre sonst mit Recht bey neuen Titeln scheuen.

Allein, verzeihet mir, wenn euch dies Blatt erklärt,
Was Pallas eurer Stirn für einen Kranz gewährt?
Und was es heißen soll, wenn sie von ihren Söhnen
Die Anstalt machen läßt, euch öffentlich zu krönen?
Wie mancher kennt dabey nicht sie, nicht seine Pflicht,
Ja selbst den hohen Wert von dieser Würde nicht;
Und geht und eilt und läuft, mit ungewaschnen Händen,
Minervens Heiligtum und Götterhayn zu schänden.
Doch, wenn es ihm gelingt, so bleibt er, wer er war.
Kein Werk, kein halbes Werk, kein einzig Wort so gar,

Entdeckt hernach von ihm, daſs er im Lehrerorden,
Den er vergrößert hat, ein tüchtig Glied geworden.
Ihr, Freunde! wiſſt es zwar, und habt es längſt bedacht,
Was euren blauen Hut ſo ehrenwürdig macht;
Ja ſelber euch geſcheut, mit allzukühnen Sprüngen,
Euch auf den hohen Sitz der Lehrenden zu ſchwingen.
Ich weiß es gar zu wohl. Doch hört mich diesmal an;
Weil das, was ihr ſchon wiſſt, doch andern nutzen kann.
Und wie? gefiel euch ſonſt mein treugeſinntes Lehren,
So ſchämt euch heute nicht den Schluſs davon zu hören.

Die Weisheit, der ihr hold, ja ganz ergeben ſeyd,
Iſt nicht ein ſchnödes Spiel der Unbedachtſamkeit,
Iſt nicht ein Tockenwerk der ungeübten Jugend:
Ihr Werk iſt Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und Tugend.
Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,
Die den gemalten Gips auf ihrem Angeſicht
Mit unverſchämter Stirn, den jüngſten Buhlern zeigen,
Und jedem, der es wünſcht, ins geile Lager ſteigen.
Man haut kein prächtig Bild aus jedem Kieſelſtein:
Kein niederträchtig Herz kann ihre Wohnung ſeyn.
Es muſs ein edler Geiſt von ungemeinen Gaben,
Von ſeltnen Kräften ſeyn, der ſie zur Freundin haben,
Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,
Des Pöbels Torheit haſſt, der Einfalt Abſchied gibt,
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wolluſt achtet,
Der Dinge Grund erforſcht, den Bau der Welt betrachtet,
Sich ſelber ausſtudirt; und dann auf dieſer Spur
Den unumſchränkten Geiſt, den Meiſter der Natur,
In ſeinen Werken ſucht, ergründet und entdecket;

Wem nicht ein großes Herz in ſtarken Brüſten ſtecket,
So ſich der Tugend weiht, die Lüſte niederſchlägt,
Der Menſchen Beſtes ſucht, zu allen Liebe trägt;
Vor keinem Unfall bebt, von keinem Misvergnügen,
Verdruſs und Kummer weiß, im Unglück nicht erliegen,
Nicht einmal wanken kann; wer nicht nach Ehre ſtrebt,
Die aus der Tugend kommt, kurz, wer nicht denkt und lebt,
Wie weiſe Männer tun; der irrt bey offnen Sinnen,
Und ſchmeichelt ſich umſonſt die Göttin zu gewinnen.

So, ſo war Sokrates, Minervens ächtes Kind,
So war auch Epikur, der große Mann geſinnt;
Der darin nur gefehlt, daſs er die weiten Bogen
Des Weltraums dem Geſchick der Gottheit ganz entzogen.
So hat ſich Zeno ſtets und Plato dargeſtellt;
So wies ſich Epiktet als einen Tugendheld;
So war auch Tullius mehr in der Zahl der Weiſen,
Als in der Rednerzunft, für ungemein zu preiſen.
Dich, Cato, hat der Tod weit mehr, als ihn, erſchreckt,
Als er ſein graues Haupt dem Mörder hingeſtreckt.
So iſt ein Seneca in Pallas Dienſt geſtorben;
So hat ſich Antonin ein ewig Lob erworben;
So hat Boethius, das Bild der Redlichkeit,
Nicht des Tyrannen Zorn, nicht Bann und Tod geſcheut;
So haben andre mehr, die noch die Welt erhebet,
Der Tugend nachgejagt, der Weisheit nachgeſtrebet.
Ihr Ruhm verſchwindet nicht, ſo lange Sonn und Mond
Die Zeiten teilen wird, der Menſch auf Erden wohnt,

Das ſind die Helden nun, auf die euch Pallas führet,
Ihr Freunde! wenn ſie euch die muntre Scheitel zieret.

Wie sie, als Mentor dort, dem jungen Telemach
Nur von Ulyssens Mut, Ulyssens Tugend sprach:
So reizt sie einen Geist, der von dem Himmel stammet,
In dem die edle Glut der Weisheitliebe flammet,
Der fast vergessnen Spur der Alten nachzugehn,
Und sich, wie sie getan, durch Tugend zu erhöhn:
Durch Tugend, die sich zeigt durch ein vernünftig Wissen,
Die Gott und Menschen dient, und sich dem Wahn entrissen.

Ihr Freunde, folgt ihr dann! ach folgt der Führerin!
Ja, ja! ich kenne schon den ungemeinen Sinn,
Der eure Brust belebt. Ihr nehmt den Lehrertitel
Wol nicht aus Prahlsucht an: ihr braucht ihn als ein Mittel,
Das andern zeigen soll, was ihr euch wünscht zu seyn.
Der Grund ist schon gelegt, ihr kennet Holz und Stein,
Und Marmor und Metall, die ein Gebäude zieren,
Minervens Tempelbau vollkommen aufzuführen.
Vollendet ihn beglückt, vermehrt die Wissenschaft:
Es fehlt euch nicht an Lust, es fehlt euch nicht an Kraft.
Begnügt euch daran nicht, was ihr von mir gehöret;
Forscht selber fleißig nach, was Wolf und Leibnitz lehret,
Was Holl- und Engelland, und Frankreich uns entdeckt,
Und was für Fleiß und Witz in Wälschland selber steckt.
Die Kunst ist nicht erschöpft: wer kann sie ganz ergründen?
Wer eine Wahrheit weiß, kann hundert andre finden.
Der Wunder sind wir selbst, Natur und Welt so voll,
Dass niemand ihre Zahl so leicht ergründen soll.
Drum lasst uns ämsig seyn, und keine Mühe sparen!
Was man nicht heute lernt, das kommt doch mit den Jahren.

Doch dient auch, wie ihr könnt, der Welt durch euren Fleiß,
Lehrt andre, was ihr wisst, und nicht ein jeder weiß.
Wir müssen unser Pfand, das wir vom Himmel haben,
Nicht in den lockern Sand des Müßigganges graben.
Bestreitet überall das Vorurteil der Welt,
Die Philosophen nur für Grillenfänger hält;
Und lasset künftighin in Worten, Schriften, Werken,
Ein philosophisch Tun und weises Wesen merken:
Denn wo nicht selbst die Tat von wahrer Weisheit spricht,
Da glaubt man Hut und Ring und allen Titeln nicht.

Die Reimſucht.

1724.

Verſtimmte Sayten auf! verſtummte Töne klingt!
Da ein verwegnes Volk auf allen Straßen ſingt,
Da ſo viel Stümper jetzt auf lahmen Fiedeln geigen,
Darf meine Leyer wol durchaus nicht länger ſchweigen.

Jedoch beſinne dich, mein übereilter Geiſt,
Erſticke Trieb und Luſt, die dich zum Dichten reißt;
Iſt dir der Muſen Kunſt noch nicht verſalzen worden,
Nachdem des wilden Pans verhaſſter Sängerorden,
Itzund ſo manches Neſt voll Jungen ausgeheckt,
Und durch die rohe Brut halb Deutſchland angeſteckt?
Man hört ja mit Verdruſs die Hungerlieder ſchallen,
Die das geborgte Rohr, dem Magen zu gefallen,
Dem Drucker zum Gewinn, aus Not erzwingen muſs.
Man ſieht ja dieſes Volk durch übereilten Schluſs,
Ein welkes Pappelreis anſtatt der Lorbeern wählen,
Und nachmals ſich ganz frech zu Phöbus Söhnen zählen.
Ganz Sachſen iſt erſtarrt und wundert ſich dabey,
Die deutſche Welt erſchrickt, und weiß nicht, was es ſey.
Wie kommt es, fragt man oft, daſs ſich auf allen Gaſſen,
Das Dichtervolk bisher ſo häufig hören laſſen?
Man hat ja jederzeit vom Muſengott gehört,
Daſs er nicht alle Welt mit ſeiner Gunſt beehrt.

Das alte Griechenland hat in viel hundert Jahren
Kaum sechs bis siebenmal ein solches Glück erfahren.
Ein Orpheus, ein Homer, und ein Hesiodus,
Ein großer Sophocles, Menander, Pindarus
Sind fast allein berühmt. Und Rom, das Haupt der Erden,
Schien auch vorzeiten zwar an Dichtern reich zu werden:
Virgil und Varus sang; doch beyde fast allein.
Ja nahm man irgend wen in diesen Orden ein,
So musste doch sein Ton gleich Flaccus Oden klingen,
Und wie Ovidius mit reiner Stimme singen.
Doch itzo, wie man sieht, verkehret sich die Welt.
Die deutsche Dichterzunft ist trefflich wohl bestellt!
Die Mücken wären fast in warmen Sommertagen,
Viel leichter, als der Schwarm der Sänger zu verjagen,
Der um die Pleiße, Saal, um Elb und Oder summt.
Man gebe doch nur acht, wie alles heult und brummt;
Wie manche Leyer kreischt, wie manche Feder schreibet,
Dass fast kein Blatt Papier zu andern Sachen bleibet.

So klagt Germanien sich selber seine Not.
Und freylich hat sie recht. Denn Opitz ist ja todt.
Ein Flemming und ein Dach und Tscherning ist verschwunden;
Von Canitz liegt vorlängst wie Amthors Geist gebunden,
Auch Günther ist dahin; kein edler Besser lebt;
Und Neukirch selber stirbt, den Phöbus noch begräbt;
Die alle durften sich um keine Kränze reißen:
Die Musen ließen gern sich ihre Schwestern heißen.
Drum sieht sie Deutschland auch als große Dichter an,
Man kennet ihren Geist, man weiß was sie getan.
Die späte Nachwelt wird die edlen Lieder preisen.
Doch seht, da wir die Welt auf diese Meister weisen,

Erhebet sich ein Schwarm, der um ein Frühstück reimt,
Der lauter Rastrum säuft und von den Hefen schäumt;
Und will sich mit Gewalt, durch sein erbärmlich Singen,
Auf den geweihten Sitz des Musenfürsten bringen.

Der ehrliche Hans Sachs lacht selbst in seiner Gruft,
Wenn solch ein rauher Schall bis in die dunkle Kluft
Der Unterwelt ertönt. Er ruft: Ihr ekeln Zeiten,
Was hat doch das Geschrey der Stümper zu bedeuten,
Davon der beste kaum mein Schüler heißen mag?
Ich denke tausendmal an den vergnügten Tag,
Da meine Leyer mich zum Haupte der Poeten
Am Pegnitzstrom gemacht. Da wurden keine Flöten
Geduldig angehört, wo nicht der reine Klang,
Fein zärtlich in das Ohr und in die Herzen drang.
Wie kann denn jetzt die Welt das tolle Volk ertragen,
Jetzt, da man lieblicher die Saiten weiß zu schlagen,
Da meine Dichtkunst selbst in blöder Röte steht,
Und vor gerechter Scham allmählich untergeht?
Ich selber würde ja, die Sudler auszulachen,
Ein spöttisch Strafgedicht in Knittelversen machen.

Doch hört der Pöbel noch das kahle Lobesan,
Des ungehirnten Chors mit großem Eifer an;
Bewundert was er hört und lässt wol täglich fragen:
Ob Bav und Mäv kein Lied dem Drucker hingetragen?
Das macht die Sängerzunft mit ihren Reimen stolz.
Ihr kühner Arm will sich aus grobem Erlenholz
Ein festes Stufenwerk auf Pindus Spitzen bauen.
Das blöde Musenvolk empfindet Furcht und Grauen,
Und glaubet, dass Silen den Berg zu stürmen dräut;
Weil alles was man hört gleich seinem Tiere schreyt.
Apollo kann indess das Lachen kaum verhalten,

Und wird ſeyn hohes Amt zur Luſt alſo verwalten
Daſs, wenn dies kühne Heer von großer Torheit
ſchwärmt,
Und trunknen Bauren gleich vor ſeinem Tempel lernt,
Merkur, für einen Kranz von friſchen Lorbeerzweigen,
Nur Haſenpappeln ſoll um ihre Scheiteln beugen.

Und ſolches nach Verdienſt. Denn wer nimmt nicht
in acht,
Was für Verwirrungen ihr Wahnwitz ausgedacht?
Man will dem Scheine nach gebundne Reden ſchreiben,
Und läſſt die Zeilen doch ſo durch einander treiben,
Daſs nirgends Reim und Reim an ſeinem Ort erſcheint.
Ein Leſer irret ſehr, der da zu finden meynt,
Was ihm die lange Zeit vermögend iſt zu kürzen:
Ein ſolches Blatt wird ihn in Scheu und Ekel ſtürzen.
Geht auf den Trödelmarkt, da hat man Briefe feil;
Selbſt Name, Jahr und Tag hat an den Verſen Teil.
O unerhörte Kunſt! wo haſt du deines gleichen?
Es muſs Athen und Rom vor deinem Meiſter weichen,
Die auch nach ihrer Art ſo manchen Brief gemacht,
Doch ſolche Künſte nicht ins Sylbenmaaß gebracht.
Wie mancher läſſt uns noch ein abgeſchmackter Weſen,
In neuen Zeitungen vom Venusſterne leſen?
Was heckt Frau Fama nicht vor ſaubre Jungen aus?
Kurz, dieſer Helikon iſt wie ein Narrenhaus,
Wo Aberwitzige mit offnen Augen träumen,
Und wie Beſeſſne tun, in ihrem Anfall ſchäumen.
Ich ſage nicht zu viel. Der halbverrückte Sinn
Kleckt alles, was ihm träumt, auf ſeine Blätter hin.
Da ſieht man Geilheit, Spott, Verläumden, Läſtern,
Schmähen,
Und tauſend Poſſen mehr in allen Zeilen ſtehen.

Erhebet sich ein Schwarm, der um ein Frühstück reimt,
Der lauter Rastrum säuft und von den Hefen schäumt;
Und will sich mit Gewalt, durch sein erbärmlich Singen,
Auf den geweihten Sitz des Musenfürsten bringen.

Der ehrliche Hans Sachs lacht selbst in seiner Gruft,
Wenn solch ein rauher Schall bis in die dunkle Kluft
Der Unterwelt ertönt. Er ruft: Ihr ekeln Zeiten,
Was hat doch das Geschrey der Stümper zu bedeuten,
Davon der beste kaum mein Schüler heißen mag?
Ich denke tausendmal an den vergnügten Tag,
Da meine Leyer mich zum Haupte der Poeten
Am Pegnitzstrom gemacht. Da wurden keine Flöten
Geduldig angehört, wo nicht der reine Klang,
Fein zärtlich in das Ohr und in die Herzen drang.
Wie kann denn jetzt die Welt das tolle Volk ertragen,
Jetzt, da man lieblicher die Saiten weiß zu schlagen,
Da meine Dichtkunst selbst in blöder Röte steht,
Und vor gerechter Scham allmählich untergeht?
Ich selber würde ja, die Sudler auszulachen,
Ein spöttisch Strafgedicht in Knittelversen machen.

Doch hört der Pöbel noch das kahle Lobesan,
Des ungehirnten Chors mit großem Eifer an;
Bewundert was er hört und läßt wol täglich fragen:
Ob Bav und Mäv kein Lied dem Drucker hingetragen?
Das macht die Sängerzunft mit ihren Reimen stolz.
Ihr kühner Arm will sich aus grobem Erlenholz
Ein festes Stufenwerk auf Pindus Spitzen bauen.
Das blöde Musenvolk empfindet Furcht und Grauen,
Und glaubet, daſs Silen den Berg zu stürmen dräut;
Weil alles was man hört gleich seinem Tiere schreyt.
Apollo kann indeſs das Lachen kaum verhalten,

Und wird ſeyn hohes Amt zur Luſt alſo verwalten
Daſs, wenn dies kühne Heer von großer Torheit
schwärmt,
Und trunknen Bauren gleich vor ſeinem Tempel lernt,
Merkur, für einen Kranz von friſchen Lorbeerzweigen,
Nur Haſenpappeln ſoll um ihre Scheiteln beugen.

Und ſolches nach Verdienſt. Denn wer nimmt nicht
in acht,
Was für Verwirrungen ihr Wahnwitz ausgedacht?
Man will dem Scheine nach gebundne Reden ſchreiben,
Und läſſt die Zeilen doch ſo durch einander treiben,
Daſs nirgends Reim und Reim an ſeinem Ort erſcheint.
Ein Leſer irret ſehr, der da zu finden meynt,
Was ihm die lange Zeit vermögend iſt zu kürzen:
Ein ſolches Blatt wird ihn in Scheu und Ekel ſtürzen.
Geht auf den Trödelmarkt, da hat man Briefe feil;
Selbſt Name, Jahr und Tag hat an den Verſen Teil.
O unerhörte Kunſt! wo haſt du deines gleichen?
Es muſs Athen und Rom vor deinem Meiſter weichen,
Die auch nach ihrer Art ſo manchen Brief gemacht,
Doch ſolche Künſte nicht ins Sylbenmaaß gebracht.
Wie mancher läſſt uns noch ein abgeſchmackter Weſen,
In neuen Zeitungen vom Venusſterne leſen?
Was heckt Frau Fama nicht vor ſaubre Jungen aus?
Kurz, dieſer Helikon iſt wie ein Narrenhaus,
Wo Aberwitzige mit offnen Augen träumen,
Und wie Beſeſſne tun, in ihrem Anfall ſchäumen.
Ich ſage nicht zu viel. Der halbverrückte Sinn
Kleckt alles, was ihm träumt, auf ſeine Blätter hin.
Da ſieht man Geilheit, Spott, Verläumden, Läſtern,
Schmähen,
Und tauſend Poſſen mehr in allen Zeilen ſtehen.

Ja wie wol sonst ein Tor den andern ausgelacht,
Der sich aus Aberwitz zum Großvezier gemacht,
Sich selbst indessen doch den Tartar-Cham geheißen:
So pflegt sich auch bey uns dies Dichterchor zu beißen.
Der eine sticht auf den, und der auf diesen los;
Wer andre nackend schilt, der geht doch selber bloß.
Man tadelt, was man tut, und lobt wol gar zuweilen
Auch Stümper, wenn sie nur ein schmeichelnd Lob erteilen.

O du belobtes Volk! du Zierde dieser Zeit,
Du, du verdienst mit Recht die Unvergeßlichkeit!
Du wirst der Deutschen Schimpf an welschen Zungen rächen,
Und den geschwollnen Mut der stolzen Franzen brechen,
Die voller Sprödigkeit auf unsre Sprache sehn;
Und deutscher Lieder Ton als rauh und grob verschmähn.
Du weißt den Vorwurf wol am besten abzuwälzen:
Wenn Reim und Einfall hinkt, so hebst du sie auf Stelzen;
Das Deutsche ganz allein beleidigt dein Gehör;
Ein fremdes Wort erhebt der Zeilen Anmut sehr.
Die Muttersprache scheint zu knarren und zu zischen,
Drum denkst du mit Bedacht was sanftes einzumischen.
Berühmte Heldentat, die unsern Ruhm erhöht!
Ein Deutscher ist gelehrt, der euer Deutsch versteht,
Wie Canitz allbereit vor langer Zeit geschrieben;
Denn wer euch lesen will, muss neue Regeln üben,
Und grübeln, was der Sinn des hohen Dichters sey.
Ein Kluger lacht euch aus, und sagt wol gar dabey,
Dass Lieder solcher Art, der blöden Welt zum Schrecken,
Wie Misgeburten sonst, des Himmels Zorn entdecken.
Wie glücklich sind wir doch, dass Frankreich es nicht hört!

Sonst dächt es in der Tat, durch stolzen Witz betört,
Ein Deutscher könne nichts, als sudeln, raspeln, flicken,
Und müsse Mund und Reim in fremde Falten rücken.

Der bunten Sprache kommt ihr bunter Einfall gleich.
Ihr fruchtbares Gehirn ist an Erfindung reich.
Claus Narr hat klüger Zeug zu seiner Zeit geträumet,
Als dies verwirrte Volk bey allen Sinnen reimet.
Sie quälen sich fast tot, um aufgeweckt zu seyn.
Wem fiele von sich selbst ein lustig Scherzwort ein?
Umsonst sieht man sie oft den wüsten Kopf zerkratzen,
Bevor der matte Kiel ein Dutzend glatte Batzen
Zum Dichterlohn erwirbt. O teure Poesie,
Wie groß ist dein Gewinn für die gehabte Müh!
Wer wollte nicht dafür in späte Nächte sitzen
Und, wie ein Kranker pflegt, am kalten Ofen schwitzen?
Kein Wunder, wenn hernach der bettelarme Geist
Das erste, was er trifft, in lahme Reime schleußt.
Kein Schusterjunge darf auf ihrer Straße laufen,
Kein Wächter einen Rausch in Merseburger saufen,
Kein Licht wird fast geputzt, kein Floh wird umgebracht,
So hat es ein Poet zum Wunderwerk gemacht.
Ja kein geheimer Wind darf im Verborgnen streichen:
Der Dichter setzt ihm stracks ein schriftlich Ehrenzeichen.

So schmutzig führen sich die neuen Musen auf!
Sie sammlen Kot und Schlamm, und bauen Schlösser drauf.
Drum kann ein edler Geist dies stankerfüllte Wesen,
Das nach dem Schreiber riecht, unmöglich überlesen.
Die Zoten fließen oft mit ganzen Strömen zu.
Wer kann, o großer Geist, die Kunst so gut als du?
Man hört dich allezeit von lauter Ehebrechen,

Und der verletzten Zucht geschwächter Nymphen sprechen.
Was ist dir Leipzig sonst als ein verdächtig Haus?
Du teilst den Federbusch an alle Männer aus,
Als hättest du allein den Freyheitsbrief erhalten,
Das Kuppleramt allhier Zeit Lebens zu verwalten;
Damit Priapus ja im Reich der Hurerey,
Nicht länger ganz allein Patron und Schutzherr sey.
Ja, sey es künftig nur: Wer wird es dir doch wehren?!
Doch darf kein Kluger sich an solche Narrheit kehren.
Wie Gallensüchtigen auch Wermut bitter schmeckt,
Und der, so grünes Glas auf seine Nase steckt,
Nur lauter grünes Zeug vor beyden Augen spüret,
Obwol der falsche Schein nur von der Brille rühret:
So muss es auch allhier den geilen Dichtern gehn;
Weil ihre Lüste stets in reger Wallung stehn,
Muss selbst Lucretia, die Zierde dieser Erden,
Durch ihre Phantasey zur frechen Thais werden.

Mein Leser, zürne nicht, dass mich der Zorn bewegt,
Wer hemmt der Triebe Macht, womit uns Phöbus regt,
Wenn Gänseschnäbel sich aus Unverstand nicht scheuen,
Den Reim, das Heiligtum der Musen, zu entweihen.
Ihr Schnattern reizte mich zu diesem Eifer an,
Und machte, dass mein Kiel, der solches nie getan,
Dies scharfe Strafgedicht auf diese Blätter spritzet.
Ach dass doch Flaccus schon im Todtenreiche sitzet!
Ach dass doch Juvenal nicht mehr die Welt bewohnt,
Der manches Stümpers Trotz zu seiner Zeit belohnt,
Wenn sein geschärfter Kiel, durch ein satirisch Lachen,
Das albre Zeug gewusst zu Schimpf und Spott zu machen!
Ach dass mir nicht Despreaux den kühnen Griffel schickt,
Der manchen Chapelain in seinen Vers gerückt!

Vor welchem Saint Amant, Quinaut, Cotin erbebte,
Da Perrault ſelbſt zuletzt nur ſeiner Gnade lebte.
Doch meine Muſe brennt, und eifert allzu ſehr;
Wenn ich ſie dämpfen will, ſo flammt ſie deſto mehr.
Ich bin dem Heucheln feind, ich muſs es nur bekennen;
Ich muſs ein jedes Kind bey ſeinem Namen nennen.
Was nicht bey Kräften iſt, das nenn ich ſchwach, nicht ſtark,
Ein Stein heißt mir ein Stein, und Steifmatz nenn ich Quarck.
Ein Narr heißt mir nicht klug, die Zwerge ſind nicht Rieſen;
Und wer es nicht verdient, wird nie von mir geprieſen.
Ja ſollt es einſt geſchehen, daſs unſre Dichterſchaar
So lang an Ohren wär, als vormals Midas war:
So würde man, wie dort aus den beſchilften Röhren,
Den Ruf: dies tolle Volk hat Eſelsohren! hören.

Der Mensch.

Nach den Angaben in der Kritischen Dichtkunst muss diese Satire in der Zeit zwischen 1726—1730 entstanden seyn.

Verdammter Gulliver! was brütet dein Verstand,
Dein fabelhafter Witz für manch verkehrtes Land?
Und was hat immermehr dein roher Kopf gewonnen,
Indem er uns zum Schimpf die Houynhuyms ausgesonnen;
Ein seltsam Pferdevolk dem Menschen vorgesetzt,
Die man Jahoos nennt, und kaum wie Esel schätzt?
Verhasster Misantrop! du Bastart dieser Erden,
Verdienst ein Pferd zu seyn, und oft gepeitscht zu werden.

So schalt, so eiferte die aufgebrachte Welt,
Als Swift sein Reisebuch ans Tagelicht gestellt.
Wo sein verschmitzter Geist die Torheit aufgedecket,
Darein das klügste Tier, der Mensch, sich selbst versstecket.
Kein Wunder; dass man zürnt. Geht in ein Narrenhaus,
Und ruft den tollen Schwarm von Mann zu Mann heraus,
Und wagt euch, jeglichem: Du bist nicht klug! zu sagen:
Wie wird der ärgste Narr den klügsten Doktor jagen?
So geht es dir, mein Swift! Du hast das größte Recht,
Und klagest mit Vernunft das menschliche Geschlecht
Des Unverstandes an; du spottest unsrer Werke,

Gelehrsamkeit, Gewalt, Kunst, Tugend, Pracht und Stärke;
Du lachst die Torheit aus, die man vor Klugheit hält,
Und tadelst dergestalt den ganzen Lauf der Welt.
Das, das ist dein Versehn, dein schreckliches Verbrechen!
Das heißt man, der Vernunft ins Antlitz widersprechen!
Du hast zu viel gewagt, und etwa nicht bedacht,
Dass Schmeicheley beliebt, und Wahrheit Feinde macht.
Verwirf dein schlaues Buch; Kauf jedes Stück zusammen,
Reiß Blatt für Blatt entzwey, und wirf es in die Flammen.
Zerstampf es gar zu Kot; und geht dir keins recht an:
So widerleg es nur, wie Augustin getan,
Und lass dereinst die Welt zu deinem Lobe lesen,
Dass alles, was du schriebst, nicht flugs dein Ernst gewesen.

Ich seh, du lachst mich aus, und sprichst: ich sey nicht klug;
Der Zorn bestärke ja des Buches Wert genug;
Die Hunde bellen nur, die sich getroffen finden;
Dein Gulliver sey wert in Saffian zu binden.
Genug, mein Freund, genug! Ich bin ihm selber hold.
Man geb ihm einen Rock von lauter Sammt und Gold;
Er mag den schönsten Platz im Bücherschrank erfüllen,
Denn er verdient ihn mehr als zwanzig Schock Postillen.
Die Wahrheit herrscht darin; und wenn es Fabeln sind,
Was man von Liliput und Brobdingnackern findt,
So dienen sie der Welt, die Lehren zu vergülden:
Was pflegt ein kluger Arzt nicht Kranken einzubilden?
Ich unterschreibe mich, und hab es längst gespürt,
Dass unsre Welt den Witz je mehr und mehr verliert,

Und von der güldnen Zeit, die man so schön beschrieben,
Uns kaum ein Lot Vernunft in allem übrig blieben.
Denn heißt der tolle Mensch noch ein vernünftig Tier,
So rückt der Titel ihm nur seine Torheit für;
Und zeigt ihm was er seyn, und nicht nur heißen sollte,
Wenn er des Schöpfers Bild auf Erden tragen wollte.

Man sage mir einmal, wo liegt das Wunderland,
Das jenes Sonnenkind durch lange Schiffahrt fand;
Das Sevarambervolk, in dessen edlen Gränzen,
Witz, Klugheit und Verstand in vollem Lichte glänzen?
Wer Menschen suchen will, der suche sie allda,
In jener Mittagswelt, und in Utopia;
Nur in Europa nicht, wo Diogen vorzeiten,
Im witzigen Athen, bey so viel tausend Leuten,
Sie schon umsonst gesucht, sein Licht umsonst verbrannt.
O! käme Diogen in unser Vaterland,
Es würd ihm alsofort so Mut als Lust verschwinden,
Ein halbes Pfennigslicht zum Suchen anzuzünden.
Ihr zweifelt? wagt es selbst! Steckt hundert Fackeln an,
Sucht Menschen in der Welt, die niemand schelten kann;
Durchziehet Stadt und Land und forscht an allen Enden,
In Nord, Ost, Süd und West, in groß und kleinen Ständen;
Durchsuchet jedes Reich und prüfet jeden Staat,
Nehmt Bürger, Adel, Hof, ja Bauer und Soldat,
Die Hochbetitelten, Gelehrten und Pedanten,
Vom allerweisesten bis auf den Ignoranten,
Den reichen Handelsmann, und armer Künstler Zunft,
Und saget mir hernach, was spürt ihr für Vernunft?
Mich dünkt, ihr werdet mir am Ende selbst gestehen,
Die Fackeln fiengen an zu zeitig auszugehen.

Was, wirft hie mancher ein, den dieser Satz erschreckt:
Hast du noch keine Spur der Menschlichkeit entdeckt?
So bist du selbst ein Narr, der uns nur Toren nennet,
Und doch aus blindem Stolz den eignen Wurm nicht kennet.
Freund, übereilt euch nicht. Ich weiß, ich bin ein Tor.
Die Weisheit hielte mir vorlängst den Spiegel vor,
Und lehrte mich zuerst in meinen eignen Werken,
Auf allen Übelstand auf alle Mängel merken.
Je mehr ich mich nun selbst in schnöder Torheit fand,
Je mehr ward mir dadurch der Andern Pest bekannt:
Und desto billiger darf ich den Griffel schärfen,
Was mir und euch gebricht, mit Eifer zu entwerfen.

Als mich die Kindheit noch in Wieg und Windeln schloss,
Und mein noch zarter Mund nur Muttermilch genoss,
War alles, was ich tat, ein Lächeln oder Weinen:
Was konnte nun bey mir wol für Vernunft erscheinen?
Vielleicht hat sich bereits die Ungeduld geregt,
Wenn mich die Amme nicht nach meinem Sinn gepflegt.
Vielleicht ist mir bereits die Rachgier angekommen;
Wenn man mir allzufrüh die süße Brust genommen.
Weit stärker zeigte sich des schwachen Geistes Art,
Als Fuß und Schritt gewiss, die Zunge schwatzhaft ward.
Ich äffte töricht nach, was Toren mir gewiesen,
Und lobt und tat mit Lust was mir ein Narr gepriesen.
Ich hasste Zucht und Fleiß und liebte Müßiggang,
Bey Büchern wurden mir die Stunden Tage lang,
Und für ein eitles Spiel hätt ich mein halbes Leben,
Ja Vater, Mutter, Haus und Habe hingegeben.
Und hätte man mir nicht durch Härtigkeit und Glimpf,

Durch Strafe, Lohn, Verweis, Ernst, Güte, Lob und Schimpf,
Das Gute beygebracht, der Lüste Schwarm gestöret;
Mein Gott, wie hätten sie sich nach der Zeit empöret!
Wie mächtig würde nicht die Torheit worden seyn,
Als Mut und Alter wuchs, und selbst der Freyheit Schein,
Auf hohen Schulen mir der Eltern Aufsicht raubte,
Und alles zugestund, was mir mein Herz erlaubte.

Dem Himmel sey gedankt, der selber mich bewahrt,
Dass meine Jugend nicht, nach eingerissner Art,
Den Lastersteg erwählt; dem selten wer entgehet,
Weil man darauf gerät, bevor man es verstehet.
Ich hab ihn oft gesehn, ich hab ihn auch begehrt.
Doch hat die Vorsicht stets den ersten Schritt gewehrt;
Des Fußes Trieb gehemmt, der sich, wiewol mit Beben,
Zuweilen schon entschloss, sich auf die Bahn zu heben,
Die zum Verderben trägt. Dass er es nicht getan,
Tat meine Tugend nicht. Ich dachte kaum daran!
Allein die Schickung war mir allezeit zuwider,
Und schlug mir unverhofft den bösen Vorsatz nieder.
Bald hinderte mich dies, bald fehlte wieder das:
Bald störte mich die Scham, bald war es sonsten was.
Ich wollt, und konnte doch die Lüste nicht erfüllen,
Und war, und blieb ich fromm; so tat ichs wider Willen.
Dafern das frommseyn heißt, wenn man nicht schlimm seyn kann,
Weil uns die Bosheit flieht, darauf das Herze sann.
Dies ist mein Lebenslauf, ein jeder mag ihn lesen
Und forschen ob er selbst viel klüger sey gewesen?

Wo war nun dazumal als ich noch so gelebt,
Die herrschende Vernunft, die man so sehr erhebt?
Was war ich für ein Mensch, als sich in meinen Brüsten
Nichts anders spüren ließ als eine Brut von Lüsten?
Von Lüsten, die ein Vieh, ein unvernünftig Tier,
Nicht ärger bey sich fühlt, nicht halb so arg als wir.
Soll uns nicht die Vernunft die Lebensregeln lehren?
Soll ihre Herrschaft nicht die bösen Triebe stören?
Soll sie den Sinnen nicht mit Nachdruck widerstehn,
Und zeigen, wie man muss zum höchsten Gute gehn,
Wo wir von keinem Gram und Misvergnügen wissen,
Und in Zufriedenheit das ganze Leben schließen?
Wie tat sie das bey mir? Hätt ich nicht manche Nacht,
Und manchen sauren Tag in Büchern zugebracht,
Der Sittenlehrer Kunst mit Eifer nachgespüret,
Und durch ein fremdes Licht den eignen Geist regieret:
Hätt ich der Weisheit nicht geduldig nachgestrebt,
Die tausend Regeln gibt, wie man gebührend lebt;
Und hätte sie mir nicht die Tugend jener Alten,
Die man als Helden rühmt, zu Mustern vorgehalten:
Ich wüsst die Stunde noch, bey männlich-reifer Zeit,
Sehr wenig von Vernunft, gar nichts von Menschlichkeit;
Und müsste mich fürwahr nach Billigkeit bequemen,
Bey wilden Bestien in Wäldern Platz zu nehmen.

Du sprichst: Wer kann dafür, dass du nicht klüger bist?
Gut! zeige mir den Mann, der hierin besser ist;
Der die Begierden zähmt, der stets nach Regeln wandelt,
In allem, was er tut, nach strenger Tugend handelt,
Nichts wünschet und verlangt, als was ihm widerfährt,
In keinem Unfall murrt, sich nicht vor Gram verzehrt,
Die arme Tugend ehrt, das reiche Laster hasset,

Sich selbst und andern nützt, nicht geizet auch nicht
prasset,
Dem Feinde gutes tut, sein Wort gleich Eiden schätzt,
Verläumder niemals hört, die Unschuld nie verletzt,
Nicht schmeichelt, niemals lügt, die Großen nie beneidet,
Sich weder gar zu schlecht, noch gar zu prächtig kleidet,
Nicht stolz in Kutschen fährt und Allen schuldig bleibt,
Die Stadt regieren soll und Kinderpossen treibt;
Nicht seines Nachbars Weib, die sich wie Phryne
schmücket,
Von geiler Lust empört, an Mund und Brust gedrücket;
Und hundert andres mehr. Ja, zeige mir den Mann,
An dem ich überall ein Beyspiel nehmen kann!
So will ich meinen Satz sogleich zurücke ziehen,
Und nur mein eigen Herz als Gift und Seuchen fliehen.

Wiewol, mich dünkt, du siehst, du siehst und merkst
vielleicht,
Was Welt und Menschen sind. Drum sage was dich
deucht:
Ich ließe herzlich gerne die Welt vernünftig bleiben,
Könnt ich nur die Vernunft nach ihrer Art beschreiben.
Heißt das vernünftig seyn? wenn wir zuweilen blind,
Der Tugend zugetan, des Lasters Feinde sind;
Selbst schelten, was wir tun, das loben, was wir hassen,
An Regeln fruchtbar sind, die Taten unterlassen.
Heißt das vernünftig seyn? wenn uns der Zwang
nur hält,
Dass man nicht offenbar in Lasterpfützen fällt;
Aus Scham den Tag verschont, mit Frevel zu beflecken,
Und sich das Dunkle wählt, die Schande zu verstecken.
Heißt das vernünftig seyn? wenn man nach Gütern
strebt,

So reich als Krösus ist, so arm als Irus lebt,
Das Armut erst betrügt, den Bettlern auszuspenden:
Bey Groschen sparsam ist, um Taler zu verschwenden.
Heißt das vernünftig seyn? wenn wir nach Titeln sehn,
Und den, der sie verdient, nur nicht erlangt, verschmähn.
Sein Kind von Jugend auf, in aller Torheit übet,
Und seinem Hause selbst der Bosheit Muster gibet.
Heißt das vernünftig seyn? wenn ein verkehrt Gebet
Um das, was Schaden bringt, zum höchsten Wesen fleht;
Und seine Weisheit lehrt nach unserm tollen Dichten,
Die Fügung seines Rats und Willens einzurichten.
Heißt das vernünftig seyn? wenn man Papier bekleckt,
Und die gelehrte Welt mit großen Tröstern schreckt,
Die doch nur dienlich sind, bey Lesern, die schon irren,
Das schwärmende Gehirn noch ärger zu verwirren.
Heißt das vernünftig seyn? wenn man die Wahrheit flieht,
Weil sie nicht Vorteil bringt, Verfolgung nach sich zieht,
Zur eingeführten Schnur der Lehrart sich nicht reimet,
Und Hirngespinste stört, die man bisher geträumet.
Heißt das vernünftig seyn? wenn unser Geist nur sinnt,
Wie der Begierden Durst ein neues Labsal findt.
Heißt das vernünftig seyn? wenn die Vernunft nur dient,
Daß man sich glücklicher, verkehrt zu seyn erkühnt.
Heißt das vernünftig seyn? wenn man sich nur so nennet,
Doch weder die Vernunft, noch ihre Wirkung kennet,
Heißt das vernünftig seyn? — Doch wo gerat ich hin?
Ich weiß ja, daß ich selbst nicht frey von Fehlern bin.
Allein das hindert nichts: weil auch die Kanzeln fehlen,
Und doch mit Geist und Kraft auf Schand und Laster schmälen.

Nun, Leser komm und sprich, ob ich zuviel gesagt,
Wenn ich mit Gullivern die kühne Tat gewagt,
Das menschliche Geschlecht für töricht auszuschreyen:
Ich werde keinen Spruch und keine Prüfung scheuen.
Ich habe dir zu gut mich selber nicht geschont.
Die Dichter sind es sonst im Strafen nicht gewohnt:
Ich tat es aber gern, dir klärlich anzudeuten,
Ich hätte mich bemüht, die Laster auszureuten;
Mich selber erst erforscht, mein eigen Herz studirt,
Eh ich ein fremdes Tun durch meinen Kiel berührt.
Doch wenn du reiner bist als ich bisher gewesen;
So straf auch heftiger: Ich will es zehnmal lesen.

Karl der Friedensstifter.

1736.

Wie soll ich unsern Karl besingen,
Den Friedensstifter neuer Zeit?
O! möchte mir doch itzt ein edles Lied gelingen,
Da seine Hand uns Palmen beut!
Ein Andrer mag die Streiter preisen,
Die Brand und Blut der Welt bekannt gemacht;
Die blöde Muse scheut der Krieger strenge Macht,
Sie fleucht ein blutbespritztes Eisen:
Nur weiser Herrscher Glanz, nur Karl kann sie entzücken,
Und ihrem Helikon entrücken.

O Lust! Es steckt, nach Wut und Morden,
Der wilde Mars die Schwerter ein;
Es ist Bellonens Faust des Würgens müde worden,
Man lässt Irenen Tempel weihn.
Ja ja, der Rhein vergisst sein Schrecken;
Der laue Po beginnt sein schüchtern Haupt,
Indem der Feind entweicht, der ihn bisher beraubt,
Nun wieder in die Höh zu strecken;
Und das Tyrrhener-Meer will gleichfalls sich bequemen,
An Deutschlands Freude Teil zu nehmen.

Getrost Europa! deine Söhne
Frisst ferner kein gewetzter Stahl.
Alekto rast nicht mehr; ihr schwirrendes Getöne,
Und alle Furcht weicht auf einmal.
Erheitre nun die trüben Blicke,
Wisch ab das Salz der bittern Tränenflut:
Man düngt das Feld nicht mehr durch warmes Menschenblut;
Dir lacht hinfort ein holder Glücke.
Was dich bisher gekränkt, was Wut und Not erreget,
Das ist nun glücklich beygeleget.

Die Donau jauchzt, die Weichsel lachet,
Der Elbstrom ist vergnügt dabey:
Die Seine, so die Glut des Krieges angefachet,
Ist nun von aller Mordlust frey.
Der Tagus setzt der Herrschsucht Schranken,
Die Tyber selbst nimmt Teil an solcher Lust.
Ergetzt die Friedenspost dir nun die matte Brust:
So sprich, wem hast du sie zu danken?
Wer zwingt den Kriegsgott hier, den Küras und den Degen
Auch wider Willen abzulegen?

Wer tuts, als Karl, der beste Kaiser,
Das Schutzgestirn der deutschen Welt?
Der Janus dieser Zeit, der lieber Palmenreiser,
Als Schild und Spieß in Händen hält.
Ja Karl! dein himmlisches Gemüte
Schenkt itzt der Welt des Friedens süße Frucht.
Wenn hat dein Vatersinn nicht Deutschlands Heil gesucht?
Wie unerschöpft war deine Güte!
Was hat dein weiser Geist nicht eifrigst unternommen,
Zu dem erwünschten Zweck zu kommen?

Wir denken noch, o Herr! der Zeiten,
Als Gott und Recht dein Haupt gekrönt;
Wie da dein Heldenarm sich zwar zu tapferm Streiten,
Jedoch zur Herrschkunst mehr gewöhnt.
Iberien sah deine Taten,
Zwar voller Lust, doch mit Erstaunen an;
Es war fast um Bourbon und seine Macht getan,
Weil dir so mancher Sieg geraten:
Jedoch du wurdest kaum zum Kaiserthron erhoben,
So sah man deiner Großmut Proben.

Du schenkst Kastiliens Provinzen,
Die dir das Erbrecht zugedacht,
Dem Sohne Ludewigs, des nievergnügten Prinzen;
Weil deiner Großmut Trieb erwacht.
Germanien ruft dich zum Throne,
Den Habsburgs Stamm seit grauer Zeit geziert,
Dies große Reich wird nur durch dein Verdienst gerührt;
Du kommst und nimmst die Kaiserkrone.
Kein Wunder! wer den Geist zum Frieden weiß zu lenken,
Kann leicht ein Königreich verschenken.

Den Schluss wird keine Zeit vergessen,
Den jüngst dein hoher Geist gefasst;
Als Du Europens Wohl mit Vorsicht abgemessen,
Des Reiches Heil besorget hast.
Du siehst, o Karl, auf ferne Zeiten;
Dein Rat bedenkt der Deutschen Sicherheit.
Wie oft hat Stambol uns den Untergang gebräut?
Wie oft zwingt uns Paris zum Streiten?
Wer kann auf beyde so, wie Oestreichs Degen blitzen?
Wer Deutschland ost- und westwärts schützen?

Der Muſelmann im Oriente
Wich deiner Sorgfalt für das Reich:
Allein es regten ſich im ſtolzen Okzidente
Drey ſtarke Machten faſt zugleich.
Mit dir, Herr, ſtund das Recht im Bunde;
Dort kämpften Liſt, Behendigkeit und Macht!
Sie ſtritten ohne Feind, und ſiegten ohne Schlacht,
Eh noch dein Heer im Felde ſtunde;
Dein Heer, das bald darauf der Krieger Wut gedämpfet,
Und tapfer für dein Recht gekämpfet.

Ihr Muſen, ſagt, was hier am Rheine,
Dort in Auſonien geſchehn!
Da fochteſt du, o Karl, mit dreyen ganz alleine;
Hier ließ ein vielfach Heer ſich ſehn.
Eugen mit ſeinen deutſchen Schaaren
Hält alle Macht der ſchnellen Franzen auf:
Dort hemmet Königseck der Bundsgenoſſen Lauf,
So viel auch ihrer Fahnen waren.
Wie leichtlich hätte ſie auch Seckendorf bezwungen,
Wär ihm das Reich recht beygeſprungen.

Ach! daſs die Zwietracht deiner Glieder,
O Deutſchland! dir ſo ſchädlich iſt:
Nur Neid und Eigenſinn ſchlägt deine Kräfte nieder,
Dadurch du ſonſt ſo furchtbar biſt.
Wo ſind die unbeſiegten Waffen,
Die ſonſt ſo leicht die halbe Welt gezähmt?
Vorzeiten haſt du Rom im größten Flor beſchämt,
Itzt kannſt du dir nicht Hülfe ſchaffen.
Wo iſt, Germanien, dein nie bezwungner Degen,
Der ſonſt beſtändig obgelegen?

Was machts? Dort warst du fest verbunden,
Hier trennt dich Stolz und Eigennutz.
Wer seinen Ruhm verficht, wird schwerlich überwunden;
Die Zwietracht nur braucht fremden Schutz.
Erwacht, ihr alten Grajer-Helden,
Die Trojens Burg zehn Jahre lang bekriegt,
Wo zwanzig Fürsten kaum ein einzig Volk besiegt;
Ihr sollt uns aus Erfahrung melden:
Ward nicht aus Zwiespalt bloß, darin ihr oft gestanden,
Euch Zeit und Volk und Ruhm zu schanden?

So giengs: doch eures Fehlers Früchte
Sind unsichtbar für unsre Zeit.
Germanien nimmt ab, gleichwol deckt sein Gesichte
Noch keine Scham und Blödigkeit.
Der Feind erweitert stets die Gränzen,
Das Reich wird klein: doch seine Söhne ruhn.
Wer denkt an seine Pflicht? Wer will das Seine tun?
Wer lässt sein Schwert für Karlen glänzen?
Der kalte Nord bricht auf, die Cimbrer und die Skythen
Sieht man das deutsche Reich behüten.

Die Nachwelt wird erstaunend lesen,
Was unser Blick bestürzt gesehn;
Was, seit der Weltkreis stund, ganz unerhört gewesen,
Das Wunderding ist jüngst geschehn.
Die Bürger von dem Wolgastrande,
Archangels Volk, ein Heer von Astrakan,
Vom weiten Kaspermeer, Siberien, Kasan,
Und Nachbarn vom Hirkanersande;
Die alle brachen auf, auf unsers Kaisers Winken,
Aus dem entfernten Rhein zu trinken.

O Karl! dies Wunder ist dir eigen,
Dir kämpft auch Rußlands Kaiserin.
Wie eifrig war sie, dir die Freundschaft zu bezeigen?
Als wär dein Siegen ihr Gewinn.
Ihr tapfers Volk eilt, dich zu schützen,
Sie schickt ihr Heer, bloß dir zu gut, so weit;
Setzt der Sarmaten Thron zuerst in Sicherheit,
Dann muss ihr Stahl auf Frankreich blitzen.
Zwo Annen haben nun der Deutschen Schutz geheißen;
Erst Engellands, dann die aus Reußen.

Und so erfüllt sich nach Verlangen,
Mein Kaiser, deiner Weisheit Schluss;
Nunmehr ist Gallien dir alles eingegangen,
Was künftig Deutschland retten muss.
Dein Erbfolgsrecht wird feste stehen.
Dein Oesterreich bleibt ewig ungetrennt.
Nun Hymens Fackel auch der teuren Erbin brennt,
So kann dein Haus nicht untergehen;
Ja den gepriesnen Held, dem du sie wirst vermählen,
Wird Deutschland einst zum Haupte wählen.

Was kann doch dem Vergnügen gleichen,
O Wien, darein dich Karl versetzt!
Wo sieht Europa wol, in allen seinen Reichen,
Ein Volk, das sich wie du ergetzt?
Man bebt noch vor Bellonens Klingen,
Man zittert noch vor der Karthaunen Knall;
Die Trommeln schmettern noch, wie der Trompeten Schall:
Nur du hörst Hochzeitlieder singen.
Dein Haupt und Vater, Karl, kann Krieg und Frieden machen,
Vertreibt die Furcht, und lehrt dich lachen.

Ja, Kaiser! du, du schaffst den Frieden,
Du schenkst ihn der bedrängten Welt:
Jüngst schien er ganz und gar vom Erdkreis abgeschieden;
Du hast ihn glücklich hergestellt.
Verbanne ferner Krieg und Streiten,
Schleuß ewiglich des Janus Tempel zu;
Der Erdkreis seufzet längst nach ungestörter Ruh;
Wer kann die sonst, als du, bereiten?
Jedoch denkt Mars nicht gar sein Mordschwert einzustecken:
So mag er ferne Völker schrecken.

Dort, wo dem Asiaterstrande
Der Hellespont das Ufer netzt,
Wo Ganges nebst dem Phrat dem heißen Perserlande,
Und Mogols Reiche, Gränzen setzt;
Da mögen seine Waffen schalten,
Da mag sein Sohn, der tapfre Kulichan,
Den Feind der Christenheit, den wüsten Muselmann,
In steter Furcht und Angst erhalten:
Da mag ohn Unterlass der wilde Rossschweif fliegen,
Da mag er bis zum Nilstrom siegen.

Wie lange soll das Mördereisen
Europen an die Seele gehn?
Wann wird sich die Vernunft bey uns doch kräftig weisen?
Wann wird das Herz in Ruhe stehn?
Wird darum nur der Witz geläutert?
Wird darum nur so manche Kunst erdacht,
Der Sitten Höflichkeit, der Städte Glanz und Pracht
Erhöht, verbessert und erweitert?
Soll uns die Wissenschaft aus Menschen denn zu Drachen,
Und ungeheuern Tigern machen?

Ach Schande! Schande für die Zeiten,
Da Geist und Witz und Sitten blühn!
Lasst Barbarn immerhin, als tolle Bären, streiten,
Lasst Afrika zu Felde ziehn:
Die Christenheit muss friedlich leben,
Der Musen Sitz, der Weisheit Vaterland:
Wo Blutvergießen herrscht, da schwindet der Verstand,
Und dieser muss uns Frieden geben.
Nur der und Karl vermag von euch, ihr Allemannen,
Den schnöden Mordgeist zu verbannen.

O folgt doch beyder sanftem Wesen!
O folgt doch beyder weisem Rat!
Die späte Welt wird zwar von seinen Siegen lesen,
Doch mehr von mancher Friedenstat.
Merkur wird seine Vorsicht preisen,
Dadurch das Wohl der Untertanen steigt;
Wenn Oestreichs Flagge sich in allen Meeren zeigt,
Wo Britt und Bataver sich weisen:
Denn soll Ostende nicht sein Niederland vergnügen,
So wird gewiss Triest siegen.

Apollo wird die Sorgfalt lehren,
Womit auch Karl die Musen schützt.
Denn welche Wissenschaft, die Ländern irgend nützt,
Steht nicht an seinem Hof in Ehren?
Minerva wird den Flor der Künste
In Karls Gebiet ohn Unterlass erhöhn:
Diana wird ihm selbst den Vorzug zugestehn,
Sie rühmt schon seines Rohrs Gewinnste;
Ihr scharfer Bogen selbst, nebst allen ihren Pfeilen,
Wird seinem Schuss den Preis erteilen.

Das alles wird man in Geschichten,
O Herr! zu deinem Preise sehn:
Caliope besingt in ewigen Gedichten,
Was itzt durch deine Hand geschehn.
Wer ehrt nicht auch die Freundschaftsproben,
Die Sachsens Haupt von deiner Hand gespürt?
So lang Augustus lebt und Polens Zepter führt,
So lange werden sie erhoben.
So lange Warschau sich mit Dresden wird verbinden,
Wird deine Großmut Kränze finden.

Ach! träf auch die bedrängten Heerden,
O Kaiser! einst dein Gnadenstrahl;
Die oft, auch unter dir, ein Raub der Feinde werden:
Wie priese dich auch diese Zahl!
Ach! schütze doch auch die Gewissen,
Und tu, wie Gott, der alles gleich ernährt;
Der auch die Heiden nicht in seinem Grimm verzehrt,
Die sich doch seinem Dienst entrissen.
Ja ja, wir hoffen schon, du schonst hinfort der Armen,
Durch ein recht väterlich Erbarmen.

Gebt acht! welch himmlisches Gesichte!
Welch Götterkind erscheinet hier!
Sein sanftes Auge strahlt von einem heitern Lichte;
Ein Ölzweig ist der Hände Zier.
Irene selbst verlässt den Himmel,
Sie kommt zurück nach unsrer Unterwelt:
Bellona bebt und zagt, selbst Mars ist ganz entstellt;
Man hört ein freudig Lustgetümmel.
O mehr als güldne Zeit! o längst erwünschte Stunden!
Wie schön habt ihr euch eingefunden!

Seht! Mars entweicht, Bellona fliehet,
Der Rost verzehrt der Schwerter Stahl;
Verstand und Tugend herrscht, der Völker Wohlfahrt blühet,
Europa weiß von keiner Qual.
Der Ackerbau, der Handel steiget,
Die Wissenschaft, die Kunst kommt mehr empor.
Ihr Enkel später Zeit, genießt ihr diesen Flor,
Denkt, dass er euch zur Dankpflicht neiget,
Ihr müsset unsern Karl den Friedensstifter nennen!
Ihm muss ein ewig Opfer brennen!

Ode auf den Tod des Prinzen Eugen von Savoyen.

1736.

Die ihr Fortunens Sklaven seyd,
Und Buhler einer falschen Ehre,
Von deren Kriegesglück und strenger Grausamkeit
Ich ganze Länder klagen höre;
Ihr Stürmer von Bellonens Zucht,
Die ihr durch Blut und Leichen sucht,
In Famens Heiligtum die Fahnen aufzustecken;
Und sollte des Triumphes Pracht,
Die ganze Völker elend macht,
Das menschliche Geschlecht mit Schutt und Graus bedecken —

Auch ihr, o Helden rechter Art!
Die langsam nach dem Schwerte greifen,
In deren Taten sich Verstand und Großmut paart,
Wodurch sich Heil und Wohlfahrt häufen;
Ihr Söhne wahrer Tapferkeit,
Die sich der Menschenliebe weiht,
Und ihre Waffen nur zum Schutz der Unschuld brauchet;
Ihr, die ihr nie nach Ehre strebt,
Wenn euch kein wahrer Ruhm erhebt,
Der in den Weihrauchsduft erhaltner Völker rauchet:

Werft beyde Stahl und Lorbeern hin,
Senkt Helm und Harnisch traurig nieder.
Eugen! Eugen ist tot! O lenkt den hohen Sinn
Nur diesmal auf der Musen Lieder.
Zwar wird ein donnerndes Metall
Und düsterer Trompeten Schall,
Bey seiner Gruft sehr stark in Ohr und Herzen dringen:
Doch hört auch unsern Jammerton,
Da wir um diesen Götterssohn,
Um dieses Helden Sohn gerechte Klagen singen.

Eugen ist tot! Eugen, der Held!
O harte Post in tausend Ohren!
Europa steht bestürzt, es ächzt die halbe Welt!
Ach Deutschland! allzuviel verloren!
Hier fällt dein Freund, dein fester Schild,
Der größten Feldherrn Musterbild,
Des Aberglaubens Feind, die Geißel der Tyrannen;
Der Barbarey und Torheit Trutz,
Der Donau und des Rheines Schutz,
Das Schrecken Galliens, die Furcht der Ottomannen.

Eugen ist tot! des Reiches Freund,
Der Fürsten Preis, ein Schmuck der Prinzen,
Dein Augenmerk, o Wien, den jung und alt beweint,
Die Lust von Oesterreichs Provinzen.
Noch mehr, o Karl! dein treuster Rat,
Dein rechter Arm, auf dem der Staat,
So sicher, als die Welt auf ihren Achsen ruhte;
Der Vater deiner Kriegeszucht,
Der Musenkinder Eifersucht,
Und kurz, ein wahrer Held an Geist, Verstand und Mute.

Eugen ist tot! wo hör ich auf,
Wo fang ich an, sein Lob zu preisen?
Ihr Feinde! zeigt mir selbst des Prinzen Heldenlauf.
Durch Dampf und Glut, Metall und Eisen.
Führt mich getrost auf jedes Feld;
Wo jemals dieses Feldherrn Zelt,
Germanien zu gut, euch allen Trotz geboten:
Da tut mir kund, was er getan,
Da weist mir seine Siegesbahn,
Durch Gräben, Wälle, Schutt und Hügel warmer Toten.

Byzanz! du hasts zuerst gefühlt,
Was unsers Prinzen Arm vermochte.
Wie blutig ward dir nicht die Kriegsglut abgekühlt,
Als seine Faust in Ungarn fochte?
Wie wohl hat Leopold gewählt,
Der ihn den Führern zugezählt,
Die seines Adlers Blitz der Pforte bringen müssen!
Die ersten Proben zeigens schon:
Hier ficht und schlägt Alkmenens Sohn,
Der Hydren töten kann, und Löwen oft zerrissen.

Gleich ändert sich der Waffen Lauf,
Auch Wälschland sieht schon Fahnen fliegen.
Eugen eilt plötzlich hin, und hält die Franzen auf,
Und stört den Catinat im Siegen.
Er dringt in Ludwigs sichres Land,
Da hemmt sein Schwert kein Widerstand,
Das halbe Delphinat, und Ambrun zu bezwingen.
Weh dir, Grenoble! weh Lion!
Doch nein! Savoyen zieht davon,
Und lässt aus Eigennutz die Absicht nicht gelingen.

Werft beyde Stahl und Lorbeern hin,
Senkt Helm und Harnisch traurig nieder.
Eugen! Eugen ist tot! O lenkt den hohen Sinn
Nur diesmal auf der Musen Lieder.
Zwar wird ein donnerndes Metall
Und düsterer Trompeten Schall,
Bey seiner Gruft sehr stark in Ohr und Herzen dringen:
Doch hört auch unsern Jammerton,
Da wir um diesen Götterssohn,
Um dieses Helden Sohn gerechte Klagen singen.

Eugen ist tot! Eugen, der Held!
O harte Post in tausend Ohren!
Europa steht bestürzt, es ächzt die halbe Welt!
Ach Deutschland! allzuviel verloren!
Hier fällt dein Freund, dein fester Schild,
Der größten Feldherrn Musterbild,
Des Aberglaubens Feind, die Geißel der Tyrannen;
Der Barbarey und Torheit Trutz,
Der Donau und des Rheines Schutz,
Das Schrecken Galliens, die Furcht der Ottomannen.

Eugen ist tot! des Reiches Freund,
Der Fürsten Preis, ein Schmuck der Prinzen,
Dein Augenmerk, o Wien, den jung und alt beweint,
Die Lust von Oesterreichs Provinzen.
Noch mehr, o Karl! dein treuster Rat,
Dein rechter Arm, auf dem der Staat,
So sicher, als die Welt auf ihren Achsen ruhte;
Der Vater deiner Kriegeszucht,
Der Musenkinder Eifersucht,
Und kurz, ein wahrer Held an Geist, Verstand und Mute.

Eugen ist tot! wo hör ich auf,
Wo fang ich an, sein Lob zu preisen?
Ihr Feinde! zeigt mir selbst des Prinzen Heldenlauf.
Durch Dampf und Glut, Metall und Eisen.
Führt mich getrost auf jedes Feld;
Wo jemals dieses Feldherrn Zelt,
Germanien zu gut, euch allen Trotz geboten:
Da tut mir kund, was er getan,
Da weist mir seine Siegesbahn,
Durch Gräben, Wälle, Schutt und Hügel warmer Toten.

Byzanz! du hasts zuerst gefühlt,
Was unsers Prinzen Arm vermochte.
Wie blutig ward dir nicht die Kriegsglut abgekühlt,
Als seine Faust in Ungarn fochte?
Wie wohl hat Leopold gewählt,
Der ihn den Führern zugezählt,
Die seines Adlers Blitz der Pforte bringen müssen!
Die ersten Proben zeigens schon:
Hier ficht und schlägt Alkmenens Sohn,
Der Hydren töten kann, und Löwen oft zerrissen.

Gleich ändert sich der Waffen Lauf,
Auch Wälschland sieht schon Fahnen fliegen.
Eugen eilt plötzlich hin, und hält die Franzen auf,
Und stört den Catinat im Siegen.
Er dringt in Ludwigs sichres Land,
Da hemmt sein Schwert kein Widerstand,
Das halbe Delphinat, und Ambrun zu bezwingen.
Weh dir, Grenoble! weh Lion!
Doch nein! Savoyen zieht davon,
Und lässt aus Eigennutz die Absicht nicht gelingen.

Zurück, o Held! ins Ungarland,
Da wird dein Ruhm zum Gipfel steigen;
Da dämpfe, tapfrer Arm! des Krieges ganzen Brand,
Und mache dir viel Lorbeern eigen.
Das hätteſt du wol nie geglaubt,
Muſtapha, Stambols neues Haupt!
Was du bey Zenta ſelbſt ſo ſchreckenvoll erfahren:
Trotz aller deiner Gegenwehr,
Bezwingt Eugen dein letzes Heer,
Und du entfleuchſt beſtürzt, mit den zerſtreuten Scharen.

Man ſchleußt des Janus Tempel zu,
Der Roſsſchweif ſchämt ſich mehr zu prahlen;
Pannonien wird froh und Wälſchland kommt zur Ruh,
Nach ſo viel überſtandnen Qualen.
Nun wird der Held am Geiſte ſtark,
Durchdringt der Künſte Kern und Mark,
Und liebt die Wiſſenſchaft, und forſchet in Geſchichten.
Der Grajer alte Tapferkeit,
Der Römer Kriegserfahrenheit,
Die muſs ihn Philipps Sohn und Cäſar unterrichten.

Sehr wol getan! Seht! Mars entbrennt,
Ganz Deutſchland ſteht in neuen Flammen:
Die Herrſchſucht Ludewigs verwirrt den Okzident,
Und hetzt die halbe Welt zuſammen.
Iberien, dein Paradies
Iſt hier das teure güldne Vließ,
Darnach teils Oeſterreich, teils der von Anjou ringet.
Das Erbrecht ſchützt des Kaiſers Sohn,
Nur Liſt und Macht beſtimmt den Thron
Dem Prinzen von Bourbon, dem jeder Streich gelinget.

Die Trummel ſchallt, der Streit hebt an,
In Wälſchland und am Rhein zu raſen:
Der ſtolze Ludwig tut, was er nur weiß und kann,
Die Flammen ſtärker anzublaſen.
Der Mayn erſchrickt, die Moſel zagt,
Der Po wird matt, der Tagus klagt,
Das beſte Recht gibt nach, wo Trug und Wut ſich paaren.
Halb Deutſchland iſt in Feindes Hand:
O weh! dergleichen harten Stand
Haſt du, Germanien! vorzeiten nie erfahren.

Ganz Württemberg iſt ſchon verheert,
Ganz Schwaben iſt ein Raub der Feinde;
Selbſt Bayern hat das Schwert auf Deutſchlands Bruſt gekehrt:
Wen haſt du, mattes Reich! zum Freunde?
Ach bringet doch die Poſt davon
Der Herrſcherin in Albion
Ihr Leopard vermag dem Adler beyzuſpringen.
Du Marlborough, und du Eugen,
Ihr ſollt der Wut entgegen gehn,
Und allen Übermut des ſchnellen Siegers zwingen.

Ich ſeh, ich ſeh den Feind erſchreckt,
Die rote Wahlſtadt voller Leichen;
Ich ſeh dich, Held Eugen, den Schweiß und Blut bedeckt,
Durch die getrennten Glieder ſtreichen:
Du winkſt, gebeutſt und feuerſt an,
Dein Wort belebet Roſs und Mann,
Die Strahlen deines Blicks ſind lauter Feuerpfeile.
So wird in dieſes Feldherrn Fauſt,
Um die ſo manche Kugel ſauſt,
Ein Stab, o Ludwig! dir zum ſtärkſten Donnerkeile.

Ich seh dein Heer, verwirrt und matt,
Geschwächt, verzagt die Flucht ergreifen;
Ich seh der Deutschen Schwert, das Lust zu metzeln hat,
Den Schellenberg mit Körpern häufen.
Triumph! Eugen und Marlborough!
O Paar, das nie ein Gegner schlug,
Du schägst hier auf einmal des ganzen Frankreichs Waffen;
Und schützest Deutschlands Monarchie,
Die der Tyrann, doch allzu früh,
So töricht war sein Stolz, bereit war abzuschaffen.

Ich seh! doch wie? seh ich auch recht?
Ist nicht sein Feldherr selbst in Banden?
Er ists! ein mindrer Sieg wär uns allhier zu schlecht,
Und wäre Mavors selbst vorhanden.
O Tallard! lern in dieser Schlacht
Die Löwenstärke deutscher Macht,
Die strenge Munterkeit der brittischen Schwadronen;
Und lehre deinen Pyrrhus nun,
Hinfort auf seinem Throne ruhn,
Und seiner Nachbarn Heil, so wie sein Volk, zu schonen.

Wohin von neuem? Nach Turin?
O Prinz, musst du denn ewig kriegen?
Dein Stahl wird niemals stumpf, kann stets zu Felde ziehn,
Und wo er schlägt, da muss er siegen.
Der steilen Alpen ewig Eis
Vergrößert deines Zuges Preis,
Die Felsen scheinen sich auf deinen Wink zu bücken:
Wo überstieg doch Hannibal,
Mit solchen Lasten von Metall,
Von Eisen, Erz und Bley, der Berge grauen Rücken.

So wie sonst Jupiters Geschoss
Dem Adler in den Klauen wettert,
Und wenn sein Keil entfährt, auch Mauren, Turm und Schloss,
Wie jener Riesen Brut, zerschmettert:
Es fährt der Blitze lichter Strahl,
Mit Knall und Schlag in großer Zahl,
Und streicht die Gipfel kaum von Apenninus Spitzen:
So gieng des deutschen Adlers Flug,
So ließ Eugen den Wunderzug,
Durch kalte Wolken gehn, auf hohen Bergen blitzen.

Es sieht ihn Wälschland ganz bestürzt,
Von nie erstiegnen Alpen steigen!
Hat ihn Minervens Ross den langen Weg verkürzt?
Und sind ihm Dädals Flügel eigen?
Fleuch Frankreich! fleuch! hier waffnet schon
Ein unerschrockner Himmelssohn
Zentauren neuer Art, und droht dir das Verderben.
O! jauchze, zagendes Turin!
Du bist entsetzt! die Feinde fliehn!
Und was sich widersetzt, das muss unfehlbar sterben.

Wo bin ich? Muss nicht schon der Held
In Brabants Auen Lorbeern pflanzen?
Ja ja, hier ficht sein Heer; hier sieht man Ryssels Feld,
Und Wall und Graben eng umschanzen.
Er stürmt, und siegt, und Ryssel weicht!
Ihr Feinde! der Entsatz ist leicht;
Man weiß, dass eure Macht in nahen Zelten lieget.
Kommt, helft auch Dornick widerstehn!
Umsonst! man sieht, dass Prinz Eugen
Boufleurs und Villars Heer bey Malplaquet besieget.

Geht prahlt nun eurem Ludwig vor,
Der Sieg sey euch, nicht uns gelungen:
Der eitle König zagt, verstopft sein blödes Ohr,
Und weiß und fühlt sich selbst bezwungen.
Wer hemmt nun die verbundne Macht,
Die gleich nach der befochtnen Schlacht
Das feste Mons bezwang, so sehr es widerstanden?
Komm, tapfres Paar, nebst Berwicks List,
Und rette doch, so keck du bist,
Douay, die beste Burg von allen Niederlanden.

Vergebens! denn Eugen ist da,
Das Schrecken feindlicher Schwadronen;
Der dir so furchtbar ist, als vormals Afrika
Das strenge Paar der Skipionen.
Ach! hätte Kaiser Josephs Tod
Der Eintracht nicht den Fall gedroht,
Die das verbundne Heer so kühn und freudig machte:
Was gilts! dass unsers Helden Schwert
Paris nicht minder umgekehrt,
Als dort Karthagens Pracht von Räucherflammen krachte.

Doch Prinz! dein eifriger Verstand
Weiß Oesterreich auch hier zu nützen:
Du gehst für deinen Karl auch in der Britten Land,
Das große Bündnis noch zu stützen.
Nur Annens Schluss ist schon gefasst:
Sie scheut des fernen Krieges Last,
Der Bataver wird matt, und Frankreich sucht den Frieden:
Auch Deutschland seufzet nach der Ruh,
Und winkt schon unserm Helden zu,
Und ruft: O wär er uns durch seine Hand beschieden.

Eugen ist hier nicht minder groß,
Er pflanzt so Palm- als Lorberreiser;
Versetzt Germanien dem Frieden in den Schooß,
Und sorgt auch so für seinen Kaiser.
Kein Eigennutz befleckt den Ruhm;
Der Held verlangt kein Fürstentum,
So sehr er auch verdient, was andre hier erbeuten.
Wenn Deutschland, Karl und Recht nur siegt,
So ist schon unser Prinz vergnügt;
Und dennoch stets bereit, auch unbelohnt zu streiten.

Er tuts! denn Achmet ist erwacht,
Und dräuet Wien mit Stahl und Flammen:
Sein weitgestrecktes Reich vereinigt alle Macht,
Und treibt ein gräßlich Heer zusammen.
Pannonien ist kummervoll,
Ganz Oesterreich und Deutschland soll
Des tollen Großveziers und Stambols Fessel küssen.
Doch seht! sein Trotz wird bald gedämpft,
Eugen hat ihn wol ehr bekämpft,
Und dieses Bluthunds Faust schon manches Land entrissen.

Was dachtest du, beschnittne Schaar!
Als dich manch Treffen so erhitzte;
Als dir bey Temeswar Eugen so schrecklich war,
Bey Belgrad so entsetzlich blitzte?
Wer ist der Held, der uns zerstreut?
Ists nicht ein Sohn der Tapferkeit?!
Wo nicht, so ists der Geist von Skanderbeg, dem Alten.
Es ist dein Schutzgeist, Oesterreich!
Denn seine Faust tut keinen Streich,
Von dem nicht Küraß, Helm und Mann und Roß zerspalten.

Du irrteſt ſehr, beſiegtes Heer!
Eugen hat alles übertroffen:
Dort tat ein ſtarker Arm die ganze Gegenwehr;
Hier läſſt der Geiſt was größres hoffen.
Eugen iſt auch an Weisheit groß,
Er ließ ſich auf der Pallas Schooß,
Der Muſen reine Koſt bey Schild und Lanze nähren.
Er liebt die Künſte, wie den Stahl,
Sein Harniſch und ſein Bücherſaal
Wird einſt der ſpäten Welt manch Wunderding gewähren.

So recht! o Held! dies ziert den Lauf
Der völlig unbeſiegten Waffen.
Häng endlich Helm und Schwert der Friedensgöttin auf,
Dir noch im Alter Ruh zu ſchaffen.
Die Menſchlichkeit bewohnt dein Herz,
Du fühlſt auch der Bedrängten Schmerz,
Und dein gerechter Arm iſt auch der Laſter Schrecken:
Die Bosheit flieht dich, wie der Feind,
Und wo die Unſchuld troſtlos weint,
Da weiß dein ſichrer Schild ihr mattes Haupt zu decken.

O Vorſicht! deren weiſe Hand
Uns dieſen Helden ſelbſt geſchenket,
Der noch zuletzt am Rhein der Franzen Mord und Brand
Mit ſeltner Klugheit eingeſchränket:
Du ſelbſt erhöhſt ſein fürſtlich Haupt,
Und haſt ihn nur der Welt geraubt,
Ihn mehr, als ſie vermag, dort ewig zu belohnen.
Vergilt ihm jeden Tropfen Bluts,
Und laſs den Geiſt des Heldenmuts
Hinfort mit gleicher Kraft in Deutſchlands Feldherrn wohnen.

Das Lob des Weiblichen Regiments.

Ein Stab in Frauenzimmerhänden!
Ein weiblich Haupt im Kronenschmuck!
Wen sollte wol der Glanz nicht blenden,
Der mir so stark ins Auge schlug?
Wenn Macht und Schönheit sich verbinden,
Ist nichts Gewaltigers zu finden;
Nichts Stärkers, das hier widersteht.
Bald droht der Ernst, bald lockt die Güte,
Bis auch ein eisernes Gemüte
Bezwungen in die Fessel geht.

Hier bitt ich euch um eure Triebe,
Apollons kluge Schwestern! nicht;
Geschieht es doch mit Lust und Liebe,
Dass eure Hand mir Lorbeern bricht.
Ihr flechtet mir schon selber Kränze,
Und stellt die schönsten Freudentänze
Zum Ruhm des Frauenzimmers an;
Ihr lasst euch selber singend hören,
Dieweil es, euch und sich zu Ehren,
Auch Kron und Zepter tragen kann.

Erhabne Juno, du magst raten,
Wenn mir die Pracht des Ausdrucks fehlt.
Dich schmücken so viel große Taten,
Als Jupiter kaum selber zählt.
Du trägst, gleich ihm, die Donnerkeile,
Und wirfst Vulkans entflammte Pfeile
Oft selbst nach dieser Unterwelt.
Du kannst ihn selber oft besiegen,
Wenn er, mit innigstem Vergnügen,
Dich lechzend in den Armen hält.

Auf! lass mich deine Töchter sehen,
Die Geist und Mut und Kraft belebt;
Dadurch es tausendmal geschehen,
Dass sie der Herrschaft nachgestrebt.
Entdecke mir zu ihrem Lobe,
Wie sie durch manche Heldenprobe
Die Männer selbst erstaunt gemacht;
Und wie sie oft durch Staatsgesetze
Der Bürger Wohlfahrt, Haupt und Schätze
In Flor und Sicherheit gebracht.

Ich seh ein Muster großer Frauen,
Die schon so manchen Held beschämt.
Ich seh sie Babels Mauren bauen,
Womit sie Feind und Bürger zähmt.
Ich seh, sie führet selbst die Schaaren;
Und fliegt mit ungeflochtnen Haaren
Ins freye Feld, wo alles kämpft,
Und denkt vor Siegs- und Ruhmbegierde
Nicht ehr an ihrer Scheitel Zierde,
Als bis sie Feind und Trotz gedämpft.

Ich seh die Königin der Skythen
Durch Cyrus Herrschaft aufgebracht.
Sie sucht den Angriff zu verhüten,
Und spottet sein mit List und Macht.
Sie siegt; er fällt; und zum Triumphe
Wird von dem blutbeströmten Rumpfe
Der sonst so starre Kopf getrennt.
Sie lässt, den Blutdurst recht zu stillen,
Sein Maul mit eignem Blute füllen,
Das noch vor Wut und Rache brennt.

Dort zieht die Fürstin der Sabäer
Aus ihren Morgenländern her,
Besucht den König der Hebräer,
Und sieht das ferne Mittelmeer.
Was treibt, was reizt sie zu der Reise?
Sie kommt, nach ihrer Zeiten Weise,
Mit Rätseln und Geschenken an.
Ist Salomon ihr überlegen?
O nein! sie kommt zwar seinetwegen,
Doch hat sies ihm zuvor getan.

Was zeigt sich in so stolzer Höhe
Für ein erstaunend Ehrenmahl?
Jemehr ich wundernd stille stehe,
Jemehr entzückt mich Pracht und Wahl.
Erfindung, Ordnung, Kunst und Stärke
Beschämt Aegyptens Wunderwerke,
Die man bey seinen Gräbern sah.
So prächtig weiß hier einem Gatten
Die letzten Pflichten abzustatten
Die Fürstin Artemisia.

Wohin, ihr wilden Legionen?
Was tapfre Weiber ziehn daher?
Es sind die strengen Amazonen,
Sie rüsten sich zur Gegenwehr.
Der Held, der Asien bezwungen,
Und bis in Porus Reich gedrungen,
Wo früh der Sonnenstrahl erwacht,
Hat alles zwar erschreckt, verheeret,
Verbrannt, verwüstet, umgekehret,
Nur diese nicht verzagt gemacht.

O nein! Dies Volk von tapfern Weibern
Beherrscht ein weitgestrecktes Reich;
Ist Männern, so an starken Leibern,
Wie an Verstand und Klugheit gleich.
Wer sich an ihre Gränzen waget,
Dabey auch mancher Held wol zaget,
Den schlägt ihr blitzend Schwert zurück.
Thalestris herrscht: Dies Frauenzimmer
Erteilt dem Throne größern Schimmer,
Als ein verzagter Männerblick.

Dort, wo an dem beschwemmten Strande
Des fetten Nils der Segen blüht,
Erhebt Anton die süßen Bande,
Darin ihn eine Fürstin zieht.
Kleopatra macht durch die Waffen
Den edlen Römern viel zu schaffen,
Verlässt nur kalt und tot den Thron.
Bedenk, Oktav, was hier geschehen!
Ach! hättst du sie nur herrschen sehen,
Du stürbest selber, wie Anton.

Hier fehlt noch viel.

Ode auf Leibnitz.

1741.

O Geist der Weisheit! dessen Zug
Den Sinn der Sterblichen von wilder Tiere Toben,
Zur Einsicht und Vernunft erhoben,
Die Wahn und Einfalt niederschlug.
Du Geist der Wissenschaft und Kunst!
Der durch ein höher Licht die Barbarey gestöret,
Und Menschen Menschen seyn gelehret;
Belebe mich vorjetzt mit deines Triebes Gunst,
Und lass es diesmal mir gelingen
Von deinem Heiligtum und liebsten Sohn zu singen.

Da, wo der Pleiße feuchter Rand,
Die fette Meißnerflur mit sanfter Flut erfrischet,
Da wo sie sich mit Wellen mischet,
Die ihr die Baare zugesandt;
Wo sonst ein slavisches Geschlecht,
Der Daleminzer Schwarm, die Mysier bezwungen,
Ja bis in Thüringen gedrungen,
Bis ihn der große Karl durch Tapferkeit geschwächt:
In wilden Wend- und Sorben-Landen
Ist Leipzig, Meißens Kern und Kleinod, erst entstanend.

Wer will im dunkeln Altertum
Der größten Städte Grund und Stiftung recht erfahren?
Wuchs doch Athen erst mit den Jahren,
Zu dem erlangten Flor und Ruhm.
Der Berge Mooß und tiefer Schacht,
Versteckt den ersten Keim, die Wurzeln junger Eichen;
Doch wenn sie an die Wolken reichen,
Erstaunt ein Wandersmann von ihrer Zweige Pracht.
Kein Wunder, wenn wir gleichfalls lesen,
Dass Leipzig vormals auch ein schlechtes Dorf gewesen.

Kein Schimpf für dich, berühmte Stadt!
Die Vorsicht hatte dich schon damals ausersehen
Zu allem was hernach geschehen,
Und dich empor gehoben hat.
So weit der Saal und Muldenfluss,
So weit die Elster sich in krummen Ufern schleichet,
Blüht keine Stadt die dir nicht weichet,
Dir nicht in Demut selbst den Vorzug geben muss.
So hoch hast du durch tausend Proben,
Von Witz und Wissenschaft und Handel dich erhoben!

Wodurch Karthago sich erhob,
An Reicht um Tyrus sonst, Korinth an Pracht gestiegen,
Dadurch kannst du, o Leipzig! siegen,
Das alles gründet auch dein Lob!
Hat sich im Adriater Meer
Venedig durchs Gewerb, aus kleinen Fischerhütten,
Den Preis der schönsten Stadt erstritten;
Stammt Amsterdams Gewalt allein vom Handel her:
Was Wunder? dass auch deine Mauren
Durch kluger Bürger Fleiß, erwachsen, stehn und dauren.

Zinst dir kein weiter Ozean,
Kein tief und breiter Strom durch Segel, Flagg und Masten,
Der Peruaner goldne Lasten,
Und Kostbarkeiten aus Japan;
Siehst du hier keine Wimpel wehn,
Und sinkt kein Anker gleich in deinem Hafen nieder;
Ja lässt dein Fluss gleich hin und wieder,
Kaum einen schmalen Kahn bey zwanzig Mühlen sehn:
So ward dir doch Merkur gewogen;
Denn Kunst und Witz ersetzt, was die Natur entzogen.

Noch mehr! auch Weisheit steht hier feil,
Merkur verhandelt sie in Millionen Bogen,
Apollo selbst kommt hergezogen,
Und Pallas nimmt am Handel Teil.
Was ihrer Priester wacher Fleiß,
So weit Europa geht, ersonnen und geschrieben,
Das alles wird hieher getrieben,
Wo kluger Käufer Blick es auszuspähen weiß.
Der Wälschen Geist, der Franzen Künste,
Der Britten tiefer Sinn, dient Leipzig zum Gewinnste.

Was sag ich? Salems Wissenschaft,
Phöniziens Verstand, Aegyptens Wunderwerke,
Erblickt man hier in voller Stärke,
Mit jährlich neu verjüngter Kraft.
Was sonst Jonien erfand,
Arabien geträumt, und Indien gelehret,
Was Peking vom Konfuz gehöret,
Der Perser Sonnendienst, und der Mogollen Tand:
Womit sich Mandarinen äffen,
Und Bücher aus Byzanz, die sind hier anzutreffen.

Das alles, und was Flaccus war,
Was Maro und Ovid und Livius geweſen,
Das blüht allhier, das hört man leſen,
Das ſtellt uns Leipzig ſchöner dar.
Der Bücherſäle große Zahl
Hebt Seltenheiten auf, die in verfloſſnen Jahren,
Bey fernen Völkern heilig waren;
Beſonders von Geſchmack, und ungemein an Wahl.
Hier leben großer Künſtler Werke,
Ja Sachſens Fürſten ſelbſt, in Bildern voller Stärke.

Verklärter Friedrich! tapfrer Held;
Der du den Muſenſitz am Pleißenſtrom erbauet,
Auch dein Gemäld wird hier geſchauet,
Wo es die Ehrfurcht aufgeſtellt.
Dir weiß es Leipzig ewig Dank,
Daſs du der Wiſſenſchaft den Aufenthalt gegründet:
So lange ſich der Witz hier findet,
Verehrt, o Kurfürſt! Dich der Muſen Lobgeſang.
Du wareſt ſtreitbar in den Kriegen;
Und gleichwol iſt durch dich die Wiſſenſchaft geſtiegen.

Dir folgt der Helden ganze Reih,
Die deinen Zweck erfüllt, der Weisheit Flor geheget,
Und jede Wiſſenſchaft verpfleget;
Die alle ſind vom Tode frey!
Vor andern prangen außer dir,
Ein Moritz und Auguſt, zween ewig teure Helden,
Von welchen Pflicht und Wahrheit melden:
Sie mehrten Leipzigs Flor, der freyen Künſte Zier.
Durch ihre Sorgfalt iſts geſchehen,
Daſs wir noch Prieſter gnug in Pallas Tempeln ſehen.

Hier steht im schönsten Purpurschmuck,
Der Lehrer kleine Zahl, die solchen gleich getragen,
Als sie in ihren letzten Tagen
Des Todes Sichel niederschlug.
Die Nachwelt ehrt noch ihre Gruft,
Und Leipzig wird ihr Lob, so lang es steht, bekrönen;
Man zeigt ihr Beyspiel muntern Söhnen,
Indem man ihren Fuß zum Weisheitpfade ruft.
Denn nichts enzündet mehr die Jugend,
Als Muster edler Art an Wissenschaft und Tugend.

Nur einer fehlt, der hier nicht steht!
Und doch an Ruhm und Glanz und Größe keinem weichet;
Ein Mann, der alles längst erreichet,
Wodurch man ewig sich erhöht.
Ein Wunder tiefer Wissenschaft,
Durchdringend an Vernunft, an Einsicht auserlesen,
Ein Geist von allgemeinem Wesen,
Von unumschränktem Witz und unerschöpfter Kraft;
Der alles das in eins gebunden,
Was je der Mensch erfand; doch selbst noch mehr erfunden.

Wer ists? O Leipzig! sollte man
Bey dir noch allererst nach dessen Namen fragen?
Den doch dein eigner Schooß getragen,
Als er das erste Licht gewann?
Ist dir dein Sohn so schlecht bekannt,
Den halb Europa so, wie Teutschland, hochgeachtet,
Den Albion voll Neid betrachtet,
Den Frankreich uns misgönnt, so wie das wälsche Land?
Wie? Leipzig, kannst du den verkennen,
Um den die Völker dich beglückt und selig nennen?

Dein Leibnitz wars, durch dessen Ruhm
Der deine gleichfalls wuchs, dieweil du ihn gebohren!
Denn hast du ihn gleich jung verlohren;
So blieb er doch dein Eigentum.
Der Mantuaner Stolz ist groß:
Darum? des Maro Geist entsprang aus seinen Mauren.
So lang ein Padua wird dauren,
Rühmt sichs des Livius, des Sohns von seinem Schooß.
So lange Rotterdam wird stehen,
Wird auch dein Ehrenmal, Erasmus, nicht vergehen.

Wenn sieben Städte den Homer,
Aus reger Eifersucht einander abgestritten:
Was hätte Leipzig nicht erlitten,
Wenn hier ein Zweifel möglich wär?
Der stolzen Tyber breiter Rand
Würd eifrig um den Ruhm von dieser Wiege kämpfen.
Die Seine, solchen Stolz zu dämpfen,
Würd streiten, dass man ihr dies hohe Lob entwandt.
Und an der Themse feuchten Flächen,
Würd London eifern, sich den Vorzug zuzusprechen.

Sey stolz auf deines Bürgers Preis!
Berühmtes Pleißathen, sey stolz auf seine Werke!
Weil seines Kiels bewährte Stärke
Kaum irgend ihres gleichen weiß.
Lass dieses Jahr dir heilig seyn,
Das hundertste nach dem, daran du den gebohren,
Den selbst die Vorsicht auserkohren,
Zu ihrer Rechte Schutz, Verstand und Kiel zu weihn.
Sey stolz, und lass in deinen Mauren
Ein Denkmal deiner Pflicht aus Dank und Ehrfurcht dauren.

Dir fehlts gewiſs an Marmor nicht,
Wie ſonſt Athen getan, die Weiſen zu verehren:
Verſuchs an dem, von deſſen Lehren
Die Wahrheit dir viel Glanz verſpricht.
Wie kräftig wird ſein Ehrenbild
In deiner Söhne Bruſt den Weisheittrieb erhitzen!
Wie mancher Kopf wird dir noch nützen,
Den Leibnitz und ſein Ruhm mit Eifer angefüllt!
Du ſelber wirſt dadurch auf Erden,
In aller Völker Mund der Weisheit Mutter werden.

Ode auf das zweyte protestantische Jubelfest

welches wegen des zu Augsburg übergebenen Bekenntnisses evangelischer Fürsten und Stände im Jahre 1730 den 25. Junius gefeyert ward.

Seht! Babel wankt, und sinkt und fällt,
Dass Grund und Katakomben beben;
Nun kann der Kreis der hart geplagten Welt
Sein sorgenfreyes Haupt erheben.
Der sieben Berge Glanz und Pracht
Versinkt in Schutt und Graus und Nacht,
Die Metze schmeißt den Zauberkelch in Stücken:
Ha! stolzes Weib, nun wirst du dich
Nicht mehr so frech und lästerlich
Durch den ergeizten Putz der reichsten Buhler schmücken.

O! welch ein Heulen und Getümmel
Erhebt das Reich der Finsternis!
Dort fliegt ja noch der Engel durch den Himmel,
Der uns aus solchen Schatten riss.
Man hört die Jubelstimme schallen:
Sie fällt! sie fällt! sie ist gefallen;
Gefallen ist die große Wunderstadt!
Die durch den Wein der Hurereyen,
Bey List und Zwang und Schmeicheleyen,
Die Völker aller Welt bisher bezaubert hat.

Gestürztes Rom! Wo ist nunmehr
Des Pabstes große Macht auf Erden?
Welch Königreich wird künftighin so sehr
Verführt, bestrickt, bezaubert werden?
Wer nimmt dein schnödes Zeichen an;
Da die den Schandfleck abgetan,
Die sonst dies Mal mit Stolz und Eifer trugen?
Nur weg damit von Stirn und Hand!
Des Himmels Zorn ist schon entbrannt
Auf alle, die sich sonst zu deiner Rotte schlugen.

Wie dort vom Klange der Posaunen
Ganz Israel und Josua,
Bey Jericho, zwar froh, doch mit Erstaunen,
Schloss, Turm und Bollwerk sinken sah;
Man lässt ein Feldgeschrey erschallen,
Und seht, so Tor als Mauern fallen,
Wiewol kein Mensch die Hand daran gelegt:
So fällt auch Babels Pracht und Schöne,
Bloß durch ein kräftiges Getöne
Des ewig-starken Worts, das Erd und Himmel trägt.

Geht aus, aus der verbannten Stadt,
Erlöste! flieht aus Babels Toren.
Des Gräuels Wust, dem sie geopfert hat,
Hat Ansehn und Gewalt verloren.
Berühret nichts, was sie geweiht;
Es ist der Afterheiligkeit
Verworfne Frucht und Misgeburt zu nennen;
Des Aberglaubens blinde Brut
Mag, wie sie gern im Dunkeln ruht,
Sich in Ägyptens Nacht von Gosens Sonne trennen.

Was siehst du doch in deinen Zimmern?
Was siehst du, finstrer Vatikan?
Was hilft es dir, dass tausend Lampen schimmern,
Da keine dich erleuchten kann?
Wie lange soll auf den Altären
Das trübe Licht der Kerzen währen,
Das aller Welt des Irrtums Leitstern war?
Hinaus mit dem verwünschten Scheine!
Der Wahrheit heitrer Strahl alleine
Vertreibt die Finsternis und macht die Kirche klar.

Aus dir, gepriesnes Sachsenland!
Entspringt das Licht der reinen Lehre.
Du hast den Docht des Glaubens angebrannt,
Der sonst fast gar erloschen wäre.
Aus deinen Mauern, Wittenberg!
Entsteht das unerhörte Werk:
Die Tiber selbst erstaunt vor deiner Elbe.
Die Engelsburg erbebt vor dir;
Der Riegel bricht, es springt die Tür;
Es wanken Grund und Dach und Pfeiler und Gewölbe.

Den Tag soll keine Zeit vergessen,
Als dort, auf seinem Kaiserthron,
Der fünfte Karl im Fürstenrat gesessen,
Karl, Deutschlands loberfüllter Sohn.
Die holde Majestät der Blicke
Verspricht Germanien ein Glücke,
Dem keines gleicht, davon es sonst geblüht;
Karl ist ein zwiefach großer Kaiser,
Indem er zwar auf Lorberreiser,
Doch auf den Glauben auch mit heitrem Geiste sieht.

Ihr Fürſten! auf! denn euer Mund
Muſs jetzt den ganzen Weltkreis lehren.
Hier tut getroſt des Glaubens Inhalt kund;
Nord, Oſt und Weſten wird euch hören.
Seyd kühn und voller Freudigkeit;
Ihr ſprecht hier für die Chriſtenheit;
Vollendet dann, wozu euch Gott erkoren.
Durch euch muſs hier ein Werk geſchehn,
Dazu die Vorſicht euch erſehn,
Bevor euch die Natur ans Licht der Welt geboren.

Es ſchützt euch Anſehn, Stand und Würde,
Gewalt und Abkunft, Volk und Land;
Der Fürſtenhut und die Regentenbürde
Hat euch ja nicht den Mut entwandt.
Das Schwert umgürtet euch die Lenden:
Ergreift es mit beherzten Händen;
Verteidigt euch, dafern man euch verletzt.
Seyd fertig, Blut und Haupt zu wagen!
Denn hier ſein Leben feil zu tragen,
Iſt chriſtlicher, als Gott der Ruhe nachgeſetzt.

Ihr tuts. Die Wahrheit ſteht euch bey,
Ihr kämpft und ſiegt und triumphieret.
Der Feinde Wut und wüſte Raſerey
Hat eure Großmut nicht gerühret.
Euch dankt das frohe Luthertum!
Euch gibt die halbe Welt den Ruhm!
Euch wird man noch nach tauſend Jahren ehren!
Euch preiſet auch dies Lied; — — doch nein!
Weil Ehre, Dank und Preis allein
Dem Vater alles Lichts im Himmel zugehören.

Wer kennt nicht Luthers Geist und Feuer,
Melanchthons sanfte Lindigkeit?
Die beyderseits, bey diesem Ungeheuer,
Ihr Haupt gewagt und nichts gescheut.
Wenn jener brannte, dieser dämpfte;
Der eine löwenmutig kämpfte,
Der andre stets auf Friedenspunkte sann:
Wer hats so weislich angefangen,
Erdacht, beschlossen und verhangen,
Dass ein so widrig* Paar dennoch zuletzt gewann?

Dort trotzt ein fester Heldenmut;
Hier bebt ein halbverzagter Glaube;
Dort spottet man der ärgsten Feinde Wut;
Hier kriecht die Blödigkeit im Staube.
Die Eintracht sah der Zwietracht gleich:
Sie störten beyde Babels Reich,
Teils durch Gewalt, teils durch ein kluges Weichen.
Gott selbst! Gott selbst hat das versehn?
Nur dergestalt konnt' es geschehn,
Das vorgesteckte Ziel der Schlüsse zu erreichen.

Kein Mensch, soweit sein Witz auch langet,
Langt hier mit seiner Vorsicht zu.
Wer trieb das Werk, damit jetzt Zion pranget,
O höchste Weisheit! sonst, als du?
Aus tausend wundervollen Werken
War leichtlich Hand und Kraft zu merken,
Die alles trieb, bedacht, erhielt und tat.
Beschämte Spötter, weicht zurücke!
Ihr seyd zu schwach; drum kehrt die Blicke
Auf eurer Einfalt Trost, den eitlen Bilderstaat.

* „widrig" ist hier soviel als „widerspenstig", „trotzbietend"; nämlich der katholischen Gewalt gegenüber.

Fallt nieder, murmelt, schlagt die Brust,
Zerstoßt die Stirn, erzwinget Zähren,
Zerpeitscht den Leib, dem Heiligen zur Lust;
Er wird sich schon geneigt erklären.
Küsst hundertmal ein faules Bein,
Den schnöden Raub vom Rabenstein,
Den der Betrug in Gold und Glas geschoben;
Vergöttert Lumpen, Asche, Kot,
Die man für Krankheit, Schmerz und Tod
Zur Panacee bestimmt und heilig aufgehoben.

Hängt Kutten um, erhandelt Messen,
Zieht Glocken, räuchert, betet an,
Schlagt Kreuzer vor, enthaltet euch vom Essen,
Zeigt, dass die Andacht hungern kann.
Noch mehr: manch Gaukelspiel erscheine;
Der Mutter Gottes Auge weine;
Es fließe dort das Blut des Januar.
Was hilfts? Bei tauber Götzen Ohren
Ist Seufzen und Gebet verloren;
Denn totes Holz und Stein nimmt keiner Ehrfurcht wahr.

Sagt, lässt sich noch kein Helfer sehn?
Erscheint kein Heiliger auf Erden?
Will Nepomuck durch euer heißes Flehn
Noch nicht gerührt, nicht günstig werden?
Umsonst! Ein lahmer Loyola,
Ist, statt der Himmelsbürger, da.
Iberien heckt seinen neuen Orden.
Der stützet Roms zerbrochnen Stuhl;
Der zeucht das Tier aus seinem Pfuhl,
In den es schon gestürzt und fast vergraben worden.

Wie sonst durch Sonnenschein und Regen,
Bey angebrochner Frühlingszeit,
Der Gärten Pest, die ganz erstarrt gelegen,
Die schnöde Raupenbrut gedeiht:
Sie kriecht aus ihrem engen Neste,
Und breitet sich durch Laub und Äste,
Auf jedes Blatt, auf alle Knospen aus,
Und kehrt durch ihr verwägnes Wüten
Den Schmuck der hoffnungsvollen Blüten,
Ja Stängel, Zweig und Stamm in Abscheu, Wust und Graus.

So wuchs auch die beschorne Schaar
Der kaum entstandnen Loyoliter;
Und fraß darauf, sobald sie zeitig war,
Der Königreiche Mark und Güter.
Europa wird ihr Untertan;
Ein Meer, das niemand zählen kann,
Beschwert den Kreis der überschwemmten Erden.
Nunmehr ist weder Hilf noch Rat!
Es hasst und scheut sie Fürst und Staat —
Wiewol es ist zu spät, davon befreyt zu werden.

Weh euch! ihr armen Protestanten,
Weh euch! denn die Gefahr ist groß.
Flieht Hab und Gut, gleich Mördern und Verbannten;
Wo nicht: so kehrt in Babels Schooß.
Auf euch ist ihre Wut erhitzet,
Ihr tückerfülltes Auge blitzet,
Sie drohen euch mit Flammen, Strick und Stahl!
Der Untergang ist euch geschworen;
Ihr fleht umsonst, ihr seyd verloren!
Es donnert schon in Rom des Bannes Wetterstrahl.

Nein! Zion soll und wird bestehn,
So lange Mond und Sonne scheinen.
Doch Babels Macht muss endlich untergehn;
Und sollten alle Mönche weinen.
Luzern droht ihm den neuen Fall;
Es droht ihm dort in Portugall
Ein weiser Held, der seine Rechte schützet.
Nur frisch gewagt! das Lateran
Hat seinen Donner weggetan,
So dass kein Bannstrahl mehr auf Feind und Ketzer blitzet.

Dort, wo die Welt im Eise wohnet,
Blüht auch das Evangelium.
Da, wo der Dän und Schwed und Preuße thronet,
In Chur- und Liefland herrscht sein Ruhm.
Ein Teil der Reußen und Sarmaten,
Ein Teil von Stambuls weiten Staaten,
Halb Deutschland, Schweiz und Holland nimmt es an ..
Pannonien, die Britten, Schotten,
Virginier und Hottentotten,
Sammt Coromandels Volk sind ihm schon zugetan.

O! möchte seiner Lehren Blitz
Der Länder Überrest durchdringen;
Und überall der Pfaffen Aberwitz,
Des Aberglaubens Macht bezwingen!
O, müsste noch der Teil der Welt,
Den Mahomet gefesselt hält,
Den hellen Glanz der Wahrheit einst erblicken!
O, sollt auch jenes Südenland,
Das kein Columbus noch erfand,
Die Tempel durch den Dienst des wahren Gottes schmücken!

Wie sonst durch Sonnenschein und Regen,
Bey angebrochner Frühlingszeit,
Der Gärten Pest, die ganz erstarrt gelegen,
Die schnöde Raupenbrut gedeiht:
Sie kriecht aus ihrem engen Neste,
Und breitet sich durch Laub und Äste,
Auf jedes Blatt, auf alle Knospen aus,
Und kehrt durch ihr verwägnes Wüten
Den Schmuck der hoffnungsvollen Blüten,
Ja Stängel, Zweig und Stamm in Abscheu, Wust und Graus.

So wuchs auch die beschorne Schaar
Der kaum entstandnen Loyoliter;
Und fraß darauf, sobald sie zeitig war,
Der Königreiche Mark und Güter.
Europa wird ihr Untertan;
Ein Meer, das niemand zählen kann,
Beschwert den Kreis der überschwemmten Erden.
Nunmehr ist weder Hilf noch Rat!
Es hasst und scheut sie Fürst und Staat —
Wiewol es ist zu spät, davon befreyt zu werden.

Weh euch! ihr armen Protestanten,
Weh euch! denn die Gefahr ist groß.
Flieht Hab und Gut, gleich Mördern und Verbannten;
Wo nicht: so kehrt in Babels Schooß.
Auf euch ist ihre Wut erhitzet,
Ihr tückerfülltes Auge blitzet,
Sie drohen euch mit Flammen, Strick und Stahl!
Der Untergang ist euch geschworen;
Ihr fleht umsonst, ihr seyd verloren!
Es donnert schon in Rom des Bannes Wetterstrahl.

Nein! Zion ſoll und wird beſtehn,
So lange Mond und Sonne ſcheinen.
Doch Babels Macht muſs endlich untergehn;
Und ſollten alle Mönche weinen.
Luzern droht ihm den neuen Fall;
Es droht ihm dort in Portugall
Ein weiſer Held, der ſeine Rechte ſchützet.
Nur friſch gewagt! das Lateran
Hat ſeinen Donner weggetan,
So daſs kein Bannſtrahl mehr auf Feind und Ketzer blitzet.

Dort, wo die Welt im Eiſe wohnet,
Blüht auch das Evangelium.
Da, wo der Dän und Schwed und Preuße thronet,
In Chur- und Liefland herrſcht ſein Ruhm.
Ein Teil der Reußen und Sarmaten,
Ein Teil von Stambuls weiten Staaten,
Halb Deutſchland, Schweiz und Holland nimmt es an ..
Pannonien, die Britten, Schotten,
Virginier und Hottentotten,
Sammt Coromandels Volk ſind ihm ſchon zugetan.

O! möchte ſeiner Lehren Blitz
Der Länder Überreſt durchdringen;
Und überall der Pfaffen Aberwitz,
Des Aberglaubens Macht bezwingen!
O, müſſte noch der Teil der Welt,
Den Mahomet gefeſſelt hält,
Den hellen Glanz der Wahrheit einſt erblicken!
O, ſollt auch jenes Südenland,
Das kein Columbus noch erfand,
Die Tempel durch den Dienſt des wahren Gottes ſchmücken!

Wie ist mir? Meiner blöden Blicke
Geschwächter Strahl verstärket sich.
Wie wol ist mir! Ein günstiges Geschicke
Erhört den Wunsch und tröstet mich.
O welch ein Schauplatz lässt sich sehen!
Denn was noch künftig soll geschehen,
Wird mir entdeckt und stellt sich völlig dar.
O süßer Anblick! schöne Zeiten!
Ich seh, ich sehe schon von weiten,
Was jedermann gewünscht, was kaum zu hoffen war.

Ich sehe schon den Tyberstrom
Die Herrschaft geistlicher Tyrannen,
Mit Mut und Kraft aus dem gedrückten Rom,
Aus ganz Hesperien verbannen.
Ich sehe Tempel und Altar,
Und Mönch und Pfaffen in Gefahr,
Den Bilderdienst, das Fegefeuer schwinden.
Kein Papst ist mehr, kein Cardinal;
Der Klöster ungeheure Zahl,
Die Wust und Staub bedeckt, ist gar nicht mehr zu finden.

Die Wahrheit herrscht und triumphiret,
Sie hat der Lügen Schwarm gedämpft;
Der Sonnenstrahl, der ihre Scheitel zieret,
Das Reich der Finsternis bekämpft.
Man sieht bey ihren Reichsgenossen
Die schönsten Tugendzweige sprossen,
Die stetig blühn, stets voller Früchte stehn:
Der Torheit Samen ist verdorben,
Die Brut der Laster ausgestorben,
Und ihr erwünschter Thron soll niemals untergehn.

Erſcheine bald, du güldne Zeit!
Beſchleunigt euren Lauf, ihr Tage!
Daſs einſt die Welt mit froher Dankbarkeit
Von unſrer Wünſche Nachdruck ſage.
O, wäret ihr ſchon jetzo da!
O, wären wir euch ſchon ſo nah,
Als unſer Herz es wünſchet und begehret!
Das Papſttum wäre ſchon verbannt,
Der Muſelmann ganz unbekannt,
Der Jud und Heide ſelbſt zu Zions Gott bekehret.

Veſuv und tauſend Schwefelgrüfte,
Die Wälſchland längſt den Fall gedräut,
Verdoppelten die flammenreichen Düfte,
Bey Zions erſter Jubelzeit.
Der Zunder tiefverborgner Schläuche
Zerriſs der Erden hohle Bäuche
Und öffnete der Berge wüſten Schlund;
Er drohte Babel zu verwüſten,
Und tat dem Sitz der Antichriſten
Schon dazumal die Glut der Rache Gottes kund.

Zwar jetzo ſchont des Himmels Huld
Auch ſeiner Wahrheit tolle Feinde.
Die Langmut hat mit ihrem Trotz Geduld
Und ſchützt indeſſen ihre Freunde.
Doch wacht dereinſt ſein Eifer auf,
So wird ſein Arm der Bosheit Lauf
Mit leichter Müh daraus zu hemmen wiſſen.
Alsdann wird Trotz und Widerſtand
Vor ſolcher ſtarken Allmachtshand
Wie Dampf, in reiner Luft, gar bald verſchwinden müſſen.

Herr, der du einst das schnöde Toben
Des unbekehrten Sauls besiegt;
Durch Blitz und Ruf sein Schnauben aufgehoben,
Womit er dich zuvor bekriegt:
Ach! strahle doch mit hellem Lichte
Auch Zions Feinden ins Gesichte,
Bis ihre Wut vor deiner Gnade weicht;
Bis Tiger, Lämmer, Skorpionen
Und Tauben bey einander wohnen,
Und deiner Weisheit Schluss den vollen Zweck erreicht.

Dort fängt bereits der Orient
Die Wissenschaften an zu lieben;
Die doch bisher allein der Okzident,
Europas bester Teil, getrieben.
Der Moskowit und die Türkey
Vergisst der alten Barbarey
Und sucht und liebt den Flor der freyen Künste.
So giengs auch hier, eh Luther kam.
Verstand und Witz macht Völker zahm;
Und jede Kunst gereicht dem Glauben zum Gewinnste.

Verschonet doch, ihr rauchen Zeiten!
Verschonet doch dies schlechte Blatt;
Der späten Welt, womöglich, anzudeuten,
Was man von ihr gehosset hat.
Ihr neuen Völker! werft die Blicke
Auf unser Altertum zurücke;
Ahmt unsre Lust und Jubelfreude nach:
Ja, übertrefft uns, wenn ihr könnet.
Vielleicht wird euch das Glück gegönnet,
Die Frucht gereift zu sehn, so jetzt die Knospen brach!

Das heimliche Anliegen.

Harter Himmel! dein Geschicke
Macht mir täglich neuen Schmerz:
Deiner Fügung rauhe Blicke
Foltern mein gequältes Herz.
Ich empfinde tausend Plagen,
Tausend Martern und Verdruſs,
Die ich aber keinem sagen,
Keiner Seele klagen muſs.

Mir allein bekannte Sorgen
Schläfern mich des Abends ein;
Und der angebrochene Morgen
Läſst mich nicht vergnügter seyn:
Denn nach dem verschwundnen Schlummer
Wird die alte Marter neu;
Ja mein stiller Seelenkummer
Läſst mir keine Stunde frey.

Scheint mein Antlitz gleich vergnüget,
So ist doch mein Geist betrübt:
Mein verstelltes Auge trüget,
Wenn es frohe Blicke gibt.
Herz und Seele schwimmt in Zähren,
Wenn der falsche Mund schon lacht.
Ach! wann wird das Leid sich kehren,
Das mich so verkehrt gemacht!

Ach, wann wird das Licht erſcheinen,
Das die Finſternis zerſtreut?
Wann verwandelt ſich das Weinen
In erwünſchte Fröhlichkeit?
Öffne, taubes Glück! die Ohren,
Zeige mir den hellen Tag,
Der mich aus den ſchwarzen Toren
Dieſes Jammers führen mag.

Wol mir! mein verſöhntes Glücke
Spottet meiner Seufzer nicht;
Es verkehrt die finſtern Blicke
In ein heitres Sonnenlicht.
Ach! ein Anblick ſüßer Freuden
Strahlt mich ſchon von weitem an:
Glücklich iſt! wer nur im Leiden
Luſt und Glück erwarten kann.

Ode.

Schönste Augen! holde Kerzen,
Die ihr mir zur Marter brennt,
Ihr entzündet tausend Herzen.
Doch was hilfts, dass man euch kennt?
Überall strahlt euer Licht,
Nur mich Armen seht ihr nicht.

Kehrt euch doch, ihr süßen Blicke!
Auch auf ein verschmachtend Herz:
Zieht euch nicht so schnell zurücke,
Denn von euch entspringt mein Schmerz.
Habt ihr mich nun selbst verwundt;
Ey! so macht mich auch gesund.

Wüsstet ihr nur, was ich denke,
Wenn ihr mich so gar verschmäht;
Und indess, dass ich mich kränke,
Wol nach schlechtern Seelen seht:
Würdet ihr bey meiner Pein,
Nicht so unempfindlich seyn.

Klärt euch aus, ihr holden Sterne!
Und verändert euren Blick.
Meine Demut steht von ferne.
Wünscht und hofft ein besser Glück;
Hofft das Ende meiner Qual —
Ach! erbarmt euch doch einmal!

Die Gleichgültigkeit.

Gleichgesinnt bey allem seyn
Heißt Vernunft und Tugend schänden,
Und bey allem Sonnenschein
Sich durch eigene Schuld verblenden.
Schönheit, Geist und Artigkeit,
Sind fürwahr nicht stets zu finden:
Soll denn ihre Seltenheit
Nicht ein menschlich Herze binden?

Seht der Auen Frühlingspracht!
Lockt und reizt sie nicht die Sinnen?
Sollte denn der Schönheit Macht,
Nicht vielmehr den Geist gewinnen?
Wer der muntern Jugend Glanz,
Nicht für rührend will erkennen;
Der verschwört die Menschheit ganz;
Der ist Stein und Stahl zu nennen.

Nein! mir gilt nicht alles gleich;
Ich kann hassen, ich kann lieben;
Ich bin an Empfindung reich,
Reich an Zärtlichkeit und Trieben.
Tadelt denn mein Wesen nicht,
Wenn ich Geist und Anmut ehre:
Denn Natur und Wahrheit spricht,
Dass ich mit zur Welt gehöre.

Die Zufriedenheit.

I.

Zufriedenheit! mein auserwählter Schatz
Komm, labe mich durch deine Güter;
Mein ganzes Herz gibt deiner Gottheit Platz
Und spottet murrender Gemüter.
Was hilft der Gram, der Geist und Körper quält,
Die Kräfte schwächt, das Leben kürzet;
Ich klage nicht, wiewol mir manches fehlt —
Ein Tor, der sich in Kummer stürzet!

Ein heitrer Geist, der ist mein bester Ruhm:
Mich schrecken nicht des Pöbels Träume.
Ein freyes Herz, das ist mein Eigentum;
Mein Zeitvertreib sind meine Reime.
Ich strebe nicht nach Titeln, Geld und Gut,
Was ist so hoch als weise Geister?
Was ist so reich als ein gesetzter Mut?
Des Glückes Herr, des Unglücks Meister?

Man nennt mich arm: doch hab ich stets genug;
Ich wünsche mir kein fettes Erbe.
Wenn mancher Sohn den Vater niederschlug,
So wünsch ich, dass er niemals sterbe!

Mein Kleid ist schlecht, mein Beutel klein und leer,
Mein Bette schmal, mein Zimmer enge;
Doch mach ich mir das Leben niemals schwer —
Was sollte mir der Güter Menge?

Dort sitzt ein Tor im lauten Überfluss
Und martert sich durch lauter Sorgen;
Ihm mangelt nichts, wie wol er darben muss,
Man sieht ihn oft von Armern borgen.
Ein Taler bringt mir mehr Ergetzlichkeit
Als ihm ein goldgefüllter Kasten;
Der Geizhalz darbt und hungert jederzeit,
Und ich, Gottlob! darf niemals fasten.

Zwar weiß die Welt von meinem Namen nicht;
Kein Zeitungsblatt rühmt meine Taten:
Doch wenn kein Mohr und Perser von mir spricht,
Ist mir deswegen doch geraten.
Kennt mich ein Freund, der Witz und Tugend liebt,
So darf mich weiter niemand kennen:
Und wenn kein Fürst mir Gnadengelder gibt;
Darf ich mich seinen Knecht nicht nennen.

Doch hat es mir noch nie an Lust gefehlt;
Denn Welt und Himmel ist mein eigen.
Des Reichen Hand hat nur das Geld gezählt,
Mir täglich neue Lust zu zeugen.
Sein Haus und Hof, Stall, Garten, Wald und Feld
Bringt ihm die Last und mir die Freude;
Und wenn er gleich den Namen, Herr behält,
Genießen wirs doch alle Beide.

Kein Zufall macht mein Herze misvergnügt;
Kein Ungemach kann mich betrüben,
Was mich betrifft, das hat der Herr gefügt,
Das läßt sich mein Gemüt belieben.
Trifft mich ein Schmerz; ganz recht; so sollt es seyn:
Die Vorsicht hat ihn mir erlesen.
Mislingt ein Wunsch; ich finde mich darein:
Vielleicht ist mirs nicht gut gewesen.

So wohnt mein Herz in einer Felsenbrust,
Die nichts als Schand und Laster scheuet;
Denn bin ich mir nichts sträfliches bewusst,
Verlach ich alles was mir dräuet.
Ja, fiele gleich der Bau des Himmels ein,
Und schlüge diese Welt in Stücken;
Soll Fall und Schlag, so herzhaft wollt ich seyn!
Mich kühn und unverzagt erdrücken.

II.

Ich such und finde mein Vergnügen
In ruhiger Zufriedenheit.
Drum soll mich Wahn und Eitelkeit
Durch falsche Güter nicht betrügen.
Kann ich vergnügt mit allem seyn;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Ihr Fürsten strebet nur nach Kronen,
Bis ihre Last euch blutig drückt;
Ich schätze mich weit mehr beglückt,
Als alle, die in Schlössern wohnen:
Denn darf ich nur kein Sklave seyn;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Ein Geizhals strebet nur nach Schätzen,
Und setzet seinem Durst kein Ziel.
Doch ist er reich, was hilfts ihm viel?
Mein Armut kann mich mehr ergetzen:
Denn darf ich nur nichts schuldig seyn;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Ein reicher Schlämmer lebt im Sause,
Und sucht darinn sein Himmelreich:
Allein die Lust versalzt sich gleich;
Man trägt ihn krank und matt vom Schmause.
Hab ich ein einzig Gläschen Wein;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Was gehen mich die stolzen Kleider,
Der Höfe leeres Blendwerk an?
Wenn ich nicht Purpur tragen kann,
So schwänzt mich auch kein schlauer Schneider.
Ist nur mein Kleid bezahlt und rein;
So ist der ganze Weltkreis mein.

Fortuna! spare deine Gaben,
Und mache meine Freunde groß;
Denn sitzen die dem Glück im Schooß;
So werd ich keinen Mangel haben.
Ihr, Werte! dürft nur glücklich seyn:
So ist der ganze Weltkreis mein.

Doch ſollt ich einen Thron beſteigen,
Ich würd ihn meiner Chloris weihn.
Wiewol mein Reichtum iſt ſehr klein;
Ich hab ein Herz, das iſt ihr eigen!
Wird ihrs dafür das meine ſeyn;
So iſt der ganze Weltkreis mein.

Hat Salomon gleich tauſend Frauen,
Er hat auch tauſendfache Not.
Ich habe kaum für eine Brot;
Doch der kann ich mein Herz vertrauen.
Wird ſie mir nur beſtändig ſeyn;
So iſt der ganze Weltkreis mein.

So ſuch und find ich mein Vergnügen
In ruhiger Zufriedenheit.
So ſoll mich Wahn und Eitelkeit
Durch falſche Güter nicht betrügen.
Ich kann vergnügt mit allem ſeyn;
Drum iſt der ganze Weltkreis mein.

Schreiben an
Franz Christoph von Scheyb.

1750 im Oktober.

Orestrio! mein Freund! Du Trost in meinem Leben,
Denn dazu hat Dich mir des Schicksals Huld gegeben;
Nachdem zwey Dritteil schon des Laufs vorüber sind,
Und meiner Scheitel Höh schon Reif und Schnee gewinnt.
Aus Costnitz! hätte mirs auch jemals träumen können?
Aus Schwaben sollte mir ein Freund sein Herze gönnen?
Wer hätte das geglaubt? seit dem ein böser Schwab,
Mir Lebenslang von Stolz und Hass die Proben gab;
Der bittern Rachgier Gift für ungeschehene Sachen,
Durch höhern Arm geschützt, mir wusste schwer zu machen.
Nun liegt er in der Gruft; beglückt, wie er geglaubt,
Wenn ihm an Geist und Leib der Tod das Seyn geraubt.

So lern ich denn an Dir, und wenig andern Proben:
Kein Volk sey überhaupt zu schelten und zu loben.
Ein jedes Land erzeugt Gemüter edler Art;
Wohl dem! dem eins davon in Freundschaft günstig ward.

Dies Glück erteilest Du mir ferngebornem Preußen;
Den jener Bernsteinstrand kann seinen Zögling heißen,
Dem Albertinens Schooß die Musen lieb gemacht,
Bis ihn das Glück hierher in Deutschlands Kern gebracht.
Hier hab ich Geist und Witz noch feiner ausgeschliffen;
Was Pietsch mich nicht gelehrt, aus Menkens Huld begriffen;
Durch fremder Sprachen Licht das Deutsche mehr gestärkt,
Und aus der Alten Höh der Neuern Fall bemerkt.
Hier fand ich Bessern noch, den Schmuck von deutschen Landen.
So hab ich nach und nach die Wahrheit mehr verstanden:
Dass auch das beste Feld von selbst nur Unkraut trägt,
Wenn keines Gärtners Hand den Fleiß daran gelegt.
Wie töricht ist es denn, von Sonn und Luft zu sprechen,
Da Griechenland und Rom der Regel Nachdruck schwächen?
Behaupte wie du willst, hochweiser Montesquiou!
Das Klima mache klug. Ein Kluger lacht dazu!
Und lässt zur Probe, dich die Menschen, gleich den Blüten,
Wie Noller Hühner heckt, nach Wettergläsern brüten.

Allein bestätigt nicht Dein Beyspiel, edler Freund!
Was, überhaupt gesagt, so widersinnisch scheint?
Ein wärmer Land hat Dir Empfindung Geist und Leben;
Mir nur der kalte Belt ein Fünkchen Witz gegeben.
Mit nähern Blicken schoss die Sonne, Dir zu gut,
Viel mildre Strahlen ab, als sie am Pregel tut.

Kein Wunder! daſs Dein Geiſt ſich über mich geſchwungen,
Als du die Luſt der Welt, Thereſien beſungen.
So gern ich dies geſteh, ſo falſch iſt jens dabey.
Schuf denn der Sonnenſtral in Coſtnitz einerley?
Wie kams, daſs auf der Bank, wo Bickolo geſeſſen,
Sie allen Schülern nicht gleichviel Witz zugemeſſen?
Und hat ſie das getan; wo ſind die andern nun?
Warum verrät ſie nicht ihr Denken, Schreiben, Tun?
Wer kennet ſie in Wien? O! wer kann das ergründen?
In ſoviel Ländern iſt doch nur ein Scheyb zu finden:
So wie mein Vaterland nur einen Pietſch erzeugt;
Der durch erhabne Glut auch wälſche Geiſter beugt.

Wolauf, erleſner Freund! verſammle Deine Kräfte;
Komm, wage noch einmal Kaliopens Geſchäfte.
Nimm ihr heroiſch Rohr der Göttin aus der Hand,
Und mach uns abermal die Kaiſerin bekannt,
Die ſo viel Thronen ziert; die das Geſchick erkoren,
Der Zeiten Schmuck zu ſeyn, die ſie zur Welt geboren.
Dein Vorſatz iſt ſo ſchön, als edel und gerecht:
Denn wo der Gegenſtand des Dichters Kraft nicht ſchwächt,
Ja ſie vielmehr erhöht; da muſs es ihm gelingen,
Der Dichtkunſt höchſten Preis ſich ſpielend zu erringen.

Nur eins bekümmert mich von allem was Du ſchreibſt;
Daſs du voll Eigenſinn bey jenen Muſtern bleiſt,
Die Griechenland und Rom der Welt zuerſt gewieſen,
Wenn ſie der Helden Lob nach der Natur geprieſen.
Du lieſeſt den Homer, wie auch Virgil getan,
Eh er die Stifter Roms, Aeneas und Aſcan,
Nach Latien geführt. Der hieß ja wol vor Jahren,

Als Geist und Dichtkunst noch in ihrer Wiege waren,
Das Augenmerk der Kunst, der Vater von dem Witz,
Der alles aufgeklärt, als noch der Musen Sitz
Im Grajerlande lag. Jedoch zu unsern Zeiten
Hat alles sich verkehrt, bis auf der Dichter Saiten.
Ich glaubte jüngst wie Du: bis ich nur jüngst gelernt,
Dass man durchs Altertum sich von dem Ruhm entfernt,
Ein Muster selbst zu seyn; dass man die Geister hindert,
Wenn die Vernunft den Flug der Phantasey vermindert,
Und klüglich schreiben lehrt. Drum gib ein wenig acht,
Was mich seit kurzer Zeit auf andern Sinn gebracht.
Wer zwanzig Jahre schon der Dichtkunst Regeln lehret,
Verdient vielleicht ein Ohr! das ihn geduldig höret.

Als Friedrich Augusts Wink in Leipzigs Lehrer Zahl
Drey Jahr, eh er erblich, mir dieses Amt befahl;
(Vielleicht weil ich sehr oft, des Helden Gnadenproben
An Musen und Parnass, der Wahrheit nach, erhoben)
Beherrschte leider mich noch der verjährte Wahn:
(Wie Feller vor der Zeit, und Rappolt auch getan)
Man müsse nach der Spur der alten Regeln gehen,
Die Dichtkunst auf den Grad der Griechen zu erhöhen.
Und den vermisste man. Ein dummes Quodlibet,
Wo weder Kopf noch Schweif am rechten Ende steht,
War damals Meißens Lust. Ein läppisch Zotenwesen
Voll Unvernunft und Schmutz ward überall gelesen.
Satiren nannte man, was doch Pasquille sind;
Ein Trauerspiel, ein Stück, wo Harlekin gewinnt;
Ein Lustspiel, wo Pandolf nebst zwanzig andern Toren,
Des Lederhändlers Zweck zu hindern sich verschworen;
Wo sich ein Poltergeist auf hundert Arten zeigt,
Und Doktor Faust das Volk zu Zauberkünsten neigt.

Das epische Gedicht war vollends gar vergessen:
Warum? solch hohes Zeug bringt keinem was zu essen.
Brautsuppen kochte man für Braut und Bräutigam;
Ein Chronodistichon, ein künstlich Anagramm,
Ein Kabbalistikum, und, dass wir nichts versäumen,
Manch Rätsel voller Schmutz, nebst Bild- und Leberreimen.

Hier brach mein Eifer los! der Weise von Stagir,
Und sein unsterblich Buch vom Dichten, winkten mir.
Ich las es öffentlich, und sucht es einzuschärfen,
Und lehrte den Geschmack des Pöbelvolks verwerfen.
Zum Muster wies ich an, die Schönheit der Natur;
Wie meine Dichtkunst schon auf der Lateiner Spur
Aus dem Horaz gezeigt. So ward der Wust verdrungen,
Der kurz vorher Vernunft und Tugend fast bezwungen.
Ganz Leipzig dankte mir; man tat die Augen auf;
Der richtige Geschmack gewann nun freyen Lauf;
Halb Deutschland fiel uns bey, und eiferte mit Sachsen,
Wo Geist, Vernunft und Witz am schönsten könnte wachsen.

Doch leider! nur umsonst! Ein ungleich heller Licht,
Das aus den Alpen quillt, und durch die Nebel bricht,
Die unsre Geister noch mit Wahn und Irrtum deckten,
Bestrahlt der Dichter Heer, die noch im Dunkeln steckten.
Man sucht den Milton auf, bey dem Homer ein Kind,
Virgil und Tasso nur verlachte Schüler sind.
Man lehrt ihn Schweizerdeutsch, man sucht ihn anzupreisen,
Und seine Schönheit recht der blinden Welt zu weisen.
Ein Auge blinzelt nur, das man aus dicker Nacht
In helle Zimmer führt, vor vieler Kerzen Pracht.

Wenn Spiegel ohne Zahl der Strahlen Glanz verstärken;
So wird es anfangs blind und kann fast nichts bemerken.
So schien uns Miltons Buch ein unerträglichs Licht.
Wer es zuerst erblickt, empfand die Schönheit nicht,
Wo Satan wider Gott erst mit Karthaunen krieget,
Bis Gott und Mensch verspielt und Satan herrlich sieget.
Doch endlich fiengen wir, auch in der finstern Kluft
Wo Tod und Sünde haust, und von der heitern Luft
Sich durch ein neunfach Tor, und soviel Mauren trennet,
Das Feuer anzusehn, das schwarz an Flammen brennet.
Ein Kind scheut anfangs nichts von der Gespenster Macht;
Es sieht, es hört sie nicht: doch, gibt es fleißig acht,
Was kluge Vetteln uns von Poltergeistern lehren:
So fängt es an zu sehn, so fängt es an zu hören.
Wie Eulen auch bey Nacht mehr als am Tage sehn,
So kann es itzt von uns im Milton auch geschehn:
Zumal seit dem man uns ästhetisch denken lehret,
Vernunft und Licht verwirft, die Dunkelheit verehret.

Jedoch ein größrer Geist, als Milton zeiget sich.
O Freund! es ist kein Scherz; nunmehr ermuntre Dich
Ein deutsches Meisterstück, die Frucht von Bodmers Lehren,
Die Zürich der Welt geschenkt, zu sehen und zu ehren.
Meßias wird erzeugt! Nicht, den der Juden Schaar
Schon seit so langer Zeit zu sehn begierig war;
Nein, den ein ander Chor von unbeschnittnen Ohren,
Sich in Gedanken längst zum Trost und Heil erkoren.
Meßias wird erzeugt, ein episches Gedicht,
Das aller Britten Stolz durch deutsche Kräfte bricht;
Voltairen schamrot macht, den Fenelon verdunkelt,

Weit mehr als St. Amant, und Arioſto funkelt;
Den Taſſo übertrifft; vor dem auch du, Marin,
Wie Maro und Homer noch muſſt den Kürzern ziehn.
Der Lehrer ſelbſt erſtaunt vor dem zu großen Schüler,
Und betet ihn faſt an. Der heiße Wunſch ſo vieler,
Ein deutſches Heldenwerk von ſolchem Schrot zu ſehn,
Dem Himmel ſey gedankt! iſt nicht umſonſt geſchehn.
Hier ſtrahlt ein dunkler Glanz. Hier ſtützet man den Glauben
Mit Fabeln neuer Art: wer will ihn uns nun rauben?
Was kein Prophet geſehn und kein Evangeliſt,
Was kein Apoſtel wuſſt, das lernſt du hier, mein Chriſt!
Der Schriftgelehrten Witz wird uns, mit tiefen Schlüſſen,
Dies neue Bibelwort hinfort erklären müſſen.

Auf nun, gelehrter Freund! ergreif Dein Heldenrohr,
Und ſtelle Dir dies Werk zum Muſterbilde vor.
Wer ihm nicht ähnlich ſchreibt, kann Deutſchland nicht gefallen;
Homer iſt abgeſetzt, Virgil misfällt uns allen.
Ein Taſſo ſchreibt zu matt, zu wäſſerigt, zu klar:
Dagegen Chapelain doch etwas dunkler war.
Ein wenig hat Lucan ſich auch empor gehoben;
Noch mehr war Silius und Claudian zu loben;
Der Grieche Lykophron, den Dampf und Nacht umhüllt,
Wies noch am leidlichſten ein recht äſthetiſch Bild.
Doch Miltons hoher Geiſt und unſeres Landsmanns Gaben,
Sind der Vergöttrung wert, und müſſen Tempel haben.

Wiewol ich sehe schon: Du bleibst auf Deinem Sinn!
Homer hat Dich behext. Um aller Welt Gewinn
Gehst Du von dem nicht ab, dem seit dreytausend Jahren,
Die größten Geister auch zu folgen eifrig waren;
Dem Plato nachgeahmt, den Sokrates verehrt;
Dem Maro gleichen will, den Flaccus schätzen lehrt.
Gut! folge Deinem Kopf. Du liebst ein deutlich Wesen?
Vernimm das Donnerwort: Kein Zürcher wird Dich lesen.

Schreiben an die Reichsgräfin von Mantenfel.

1743.

Im Namen der deutschen Sprache.

O Gräfin! dieser Tag der Deinen Namen führt,
Erinnert mich der Pflicht, die nun auch mir gebührt:
Seitdem Du meiner Dich so gnädig angenommen,
Dass ich verschmähtes Weib darf in Dein Zimmer kommen.
Seit sich der Seine Stolz vor Übermut erhebt,
Mein eigen Volk verführt, und mich fast gar begräbt;
Seit Hof und Adel mich fast ganz und gar verschworen.
Gieng allgemach mein Ruhm und ganzer Schmuck verloren.
Der Bürger floh mich schon und selbst der Ackermann
Nahm manch verstümmelt Wort von fremden Zungen an.
Ich trug der Grobheit Schimpf; und, artiger zu sprechen,
Wollt jeder Deutsche fast mich Ärmste radebrechen.

Ein lang gedehntes Oui schien voller Geist zu seyn;
Und Non klang zierlicher, als mein verworfnes Nein.
Kein Stutzer durfte mehr die Schönen schön benennen.
Sie mussten sie durchaus nur für Beautez erkennen.
Wer weiß das andere nicht? Allein seitdem Du Dich,
O Gräfin! mein nicht schämst, und seit Dein Geist auch mich
Geschickt befunden hat, Dein witziges Erfinden,
Durch den geübten Kiel in manchen Reim zu binden;
Seitdem Dein Einfall auch in meinen Worten klingt,
Seit Deiner Engelstimm ein deutsches Lied gelingt,
Und Wälschland und Paris durch Zärtlichkeit beschämet:
Wird auch das Vorurteil der Unvernunft gelähmet.

Man höre, heißt es itzt, was Henriette singt!
Was ihre Feder schreibt, und was so reizend klingt,
Als ob der zarte Ton, Toskana gleich, gediehen,
Als ob Apollo Ihr Petrarchens Geist verliehen!
Was Dank verdienst Du nicht, erlauchte Dichterinn!
Ich weis, wie sehr ich Dir hinfort verpflichtet bin.
Wer Dir gefallen will, wird mich nicht mehr verachten;
Und mich, weil Du mich liebst als angenehm betrachten.

Jedoch, wo reißt mich doch der Trieb der Dankbarkeit
An Deinem Feste hin, das mich so sehr erfreut?
Dein edler Namen ziert die höchsterfreuten Stunden,
Die sich so schön für mich noch niemals eingefunden.
Erschien Er doch noch oft und stets mit neuer Lust!
Und brächte Dir zugleich die Wünsche Deiner Brust
In der Erfüllung mit, und krönte dich mit Segen:
Wie freudig würd ich seyn, den Glückwunsch abzulegen.

Die deutsche Sprache.

An die Musen.

Reizende Musen!
Edle Göttinnen
Reizet doch immer
Alles auf Erden,
Euch zu verehren.
Reizet und locket
Junge Gemüter,
Liebliche Künste,
Singen und Spielen,
Dichten und Reimen,
Fleißig zu lernen,
Eifrig zu üben,
Andre zu lehren,
Allen zu preisen;
Und die Verderbnis
Roher Verächter
Stolz zu verachten.

Drey Scherzgedichte.

1.

Auf Herrn M. Joh. Fr. Mayens Geburtstag.

Ein Biedermann, der werte May,
Begehet seinen Jahrtag frey,
Drauf singt ein Freund und Diener seyn,
In Knittel-Versen hübsch und fein.

Geliebter May, vertrauter Freund,
Mit dem mein Herz es ehrlich meynt,
Vor dessen Treu ich ebenfalls,
Mein Hab und Gut, ja Kopf und Hals,
Von Herzen gern verwetten wollt,
Dafern es jemand fordern sollt;
Hier kommt ein schlechtes Wunschgedicht,
Doch nicht zu deinem Namenslicht,
Wie du mir neulich in Johann,
Die Ehrbezeugung angetan;
Vielmehr zu deinem Wiegenfest,
So heute dir aufs allerbest
Des Himmels Huld erscheinen lässt.
Nicht zwar als ob der Schlendrian,
Und bloß der Abgott Herkomman,
Mich itzt zum gratulieren trieb',
Nein, weil ich dich von Herzen lieb'.

So komm denn, dreygedritte Zahl!
Kommt, lieben Musen, allzumal,
Und gebt mir solche Lieder ein,
Die so beliebt und redlich seyn:
Da jedes Wort so deutsch und frey,
So fern von aller Heucheley,
So rein von aller Phantasey,
So frey von aller Sklaverey,
So munter und geschickt dabey,
So aufgeweckt und sinnreich sey,
Als euer Freund, mein werter May.

* * *

So fängt sich denn mein Carmen an
So gut ich immer weiß und kann.

* * *

Von was vor einer edlen Art,
Du Freund, in deiner Jugend zart,
In Zittau, der berühmten Stadt,
Die wenig ihres gleichen hat,
Gewesen seyst, an Witz und Fleiß,
Das schweig ich hier, weil ichs nicht weiß.
Es wissens aber alle die,
So dich daselbst oft spät und früh,
Auf freye Künste hübsch und fein,
So gut sie da zu haben seyn,
Ganz eifrig und erpicht gesehn,
Und dieses ist gewiß geschehn.
Ich denke nur an das allein,
Wie dich der liebe Vater dein,
In früher Kindheit unterwies,
Bis er dich in die Fremde ließ.
O Freund! hier wallt mir Herz und Mut,

Dieweil auch mich mein Vater gut,
Von Jugend auf, wie sichs gehört,
Manch Kunst und Wissenschaft gelehrt,
So, dass wir beyde lobesan,
Ein gleiches Glück genossen han.
Und daher kam nun dein Verstand,
Der schon in früher Zeit erkannt,
Man habe von Natur Vernunft,
Und dörfe der Pedanten-Zunft,
Die uns mit dürren Regeln quält,
Daran doch oft das Beste fehlt,
Nicht blindlings folgen, wenn sie gleich
Uns drohen, dass das Himmelreich,
Ohn ihrer Grillen Hudeley,
Unmöglich zu erlangen sey;
Da sie doch selbst von Herzen blind,
Des Unverstandes Lehrer sind,
Und nichts zu denken sich gewagt,
Als was man ihnen vorgesagt,
Und was der Wahn der Vorderwelt,
Zum Schulenabgott vorgestellt.

Ich eile nun mit frohem Sinn,
Mit dir zum schönen Leipzig hin,
Wo du, mein Freund, seit langer Zeit,
Die Schätze der Gelehrsamkeit,
Sowol in der Philosophie,
Als auch in der Theologie,
Und andern Wissenschaften mehr,
Aus manches wackern Mannes Lehr,
Den Bienen gleich, ohn Ruh und Rast,
Aufs fleißigste gesammelt hast:
Da mancher Frühkopf, wie man spürt,

So komm denn, dreygedritte Zahl!
Kommt, lieben Musen, allzumal,
Und gebt mir solche Lieder ein,
Die so beliebt und redlich seyn:
Da jedes Wort so deutsch und frey,
So fern von aller Heucheley,
So rein von aller Phantasey,
So frey von aller Sklaverey,
So munter und geschickt dabey,
So aufgeweckt und sinnreich sey,
Als euer Freund, mein werter May.

* * *

So fängt sich denn mein Carmen an
So gut ich immer weiß und kann.

* * *

Von was vor einer edlen Art,
Du Freund, in deiner Jugend zart,
In Zittau, der berühmten Stadt,
Die wenig ihres gleichen hat,
Gewesen seyst, an Witz und Fleiß,
Das schweig ich hier, weil ichs nicht weiß.
Es wissens aber alle die,
So dich daselbst oft spät und früh,
Auf freye Künste hübsch und fein,
So gut sie da zu haben seyn,
Ganz eifrig und erpicht gesehn,
Und dieses ist gewiß geschehn.
Ich denke nur an das allein,
Wie dich der liebe Vater dein,
In früher Kindheit unterwies,
Bis er dich in die Fremde ließ.
O Freund! hier wallt mir Herz und Mut,

Dieweil auch mich mein Vater gut,
Von Jugend auf, wie sichs gehört,
Manch Kunst und Wissenschaft gelehrt,
So, dass wir beyde lobesan,
Ein gleiches Glück genossen han.
Und daher kam nun dein Verstand,
Der schon in früher Zeit erkannt,
Man habe von Natur Vernunft,
Und dörfe der Pedanten-Zunft,
Die uns mit dürren Regeln quält,
Daran doch oft das Beste fehlt,
Nicht blindlings folgen, wenn sie gleich
Uns drohen, dass das Himmelreich,
Ohn ihrer Grillen Hudeley,
Unmöglich zu erlangen sey;
Da sie doch selbst von Herzen blind,
Des Unverstandes Lehrer sind,
Und nichts zu denken sich gewagt,
Als was man ihnen vorgesagt,
Und was der Wahn der Vorderwelt,
Zum Schulenabgott vorgestellt.

Ich eile nun mit frohem Sinn,
Mit dir zum schönen Leipzig hin,
Wo du, mein Freund, seit langer Zeit,
Die Schätze der Gelehrsamkeit,
Sowol in der Philosophie,
Als auch in der Theologie,
Und andern Wissenschaften mehr,
Aus manches wackern Mannes Lehr,
Den Bienen gleich, ohn Ruh und Rast,
Aufs fleißigste gesammelt hast:
Da mancher Frühkopf, wie man spürt,

In zwanzig Monden ausstudiert;
Und eh sein Kursus sich noch schließt,
Mit allem fix und fertig ist.
Ja wenn er noch gleich Kindern spielt,
Dem Phöbus Kranz und Lorbern stiehlt,
Der Themis nach dem Hute greift,
Und in Hygäens Tempel läuft.
Mein Freund! ach könnt es doch geschehn,
Dass ich der Zungen zehnmal zehn
Im Munde hätt! So wollt ich dich,
Hier loben tun recht meisterlich,
Wie herrlich du bey Tag und Nacht,
Die edle güldne Zeit verbracht,
Wenn mancher schmauste, ritt und fuhr,
Das Geld vertat mit seiner Jungfer.*)
Nicht anders, als wenn ohngefähr,
Das fromme Leipzig Sodom wär;
Dergleichen Satz, zu dieser Frist,
Doch noch nicht ganz erwiesen ist:
So saßt du bey den Büchern dein,
Und ließest sie dir lieber seyn,
Als alles was ein wilder Geist,
Studentenmäßig leben heißt.
Die Weisheit war dein Augenmerk,
Gelehrsamkeit dein liebstes Werk;
Doch bliebst du ein Eklektikus,
Und wurdest kein Sektarius,
Der stets auf andre Sekten keift,
Die sein Verstand doch nicht begreift.
Die Wahrheit war dein Zweck und Ziel,
So dir in jeder Sekt gefiel.

*) Das dem „fuhr" entsprechende Reimwort hat dem Verfasser der ‚Kritischen Dichtkunst', der diese Scherzgedichte entnommen sind, nicht aus der Feder fließen wollen.

Jedoch du wolltest weiter gehn,
Und auch der Alten Witz verstehn,
Das machts, dass du den Theophrast
Und Epiktet im Kopfe hast.
Du hast den Seneka studiert,
Dem Antoninus nachgespürt,
Auf welche mancher tobt und schmählt,
Ja sie zu blinden Heyden zählt,
Dem es doch selbst am Hirne fehlt.
Hier fandst du nun der Weisheit Quell,
Den Stax nicht kennt, und doch so schnell,
Der armen Pallas zum Verdruss,
Der Weisheit Meister heißen muss.
Wie macht dich nicht dein Cicero,
Durch sein güldne Schriften froh!
Die oft ein kleiner Rednerheld
Vor lauter Stroh und Stoppeln hält,
Der sein Geschwätz galant und schön,
Mit Kollektaneen erhöhn,
Und als ein recht gelehrter Mann,
Mit Münzen ausstaffiren kann;
Der alles mit Citatis füllt,
Und öfters vor ein Sinnebild,
Ein Anagramm und Wörterspiel,
Das Sonnenbrüdern wohlgefiel,
Nicht hundert tausend Taler nähm,
Wenn er sie gleich gezahlt bekäm.
Dem Cicero ein Schulfuchs dünkt
Und selbst aus W = d = ngt-Pfützen trinkt.

Allein, wie kommts dass mein Gedicht,
Kein Wort von fremden Sprachen spricht,
Der Morgenländer wohlgemut,

Darin man so viel Wunder tut,
Wenn mancher hochgelehrte Wurm,
Die Zungen, so bey Babels Turm,
So wie man glaubt, entstanden sind,
In seinem engen Schädel findt,
Und doch in Züchten lobesan,
Die eigne Mutterspracb nicht kann.
Mein Freund, du sahst es klüglich ein,
Was das vor Grillenfänger seyn,
Die sich um lauter Punkte zank'n,
Und endlich noch dem Himmel dank'n,
Der ihnen Gnad und Kraft verliehn,
Nach unabläßigem Bemühn,
Zu zeigen, daſs bald hie bald da,
Ein falsches Wort? Nein, nur ein Schwa,
Ein kurzes vor ein langes A,
Ein langes vor ein kurzes E,
Ins Rabbi Kimchi Kodex steh.
Weit besser wies sich dein Verstand,
Weit besser ward er angewandt,
Wenn du ihn vor die Redensart
Die unser Deutschland braucht, gespart.
Hierin hast du es weit gebracht,
Und stets den Unverstand verlacht,
Wenn mancher, dessen Spruch nichts gilt,
Uns zornig, deutsche Meister schilt.
Du hast dem allen nachgespürt,
Was unsre Sprache schimpft und ziert,
Und dich so wohl darin geübt,
Daſs jeder deine Schreibart liebt.

Ich schweige von der Poesie
O Freund, die macht dir keine Müh;

Du kennst der alten Dichter Zahl,
Virgil, Horatz und Juvenal,
Lukretz, Ovid, Lucans Pharsal,
Terentz und Plaut und Martial,
Und wie sie heißen allzumal.
Doch was? Du kennst sie ja nicht nur,
Du folgst auch ihrer Bahn und Spur,
Und liebst mit ihnen die Natur,
Vor welche Phöbus Lorbern brach.
Weit anders als die Reimsucht tut,
Die Deutschland itzt mit ihrer Brut,
Die täglich ärgre Jungen heckt,
Gleich Pest und Seuchen angesteckt:
Die unaufhörlich singt und reimt;
Und leyrt, und heult, und rast, und träumt;
Die, wenn ihr Lied am besten klingt,
Vernunft und Reim und Sylben zwingt,
Mit ihrer Aftermusen Frucht,
Dem Pöbel zu gefallen sucht,
Ein ehrbar Ohr mit Zoten quält,
Kurz, der sonst nichts, als alles fehlt.

Wo komm ich hin? mein Lobgedicht
Gedenkt noch deiner Tugend nicht.
Sie blieb zuletzt, und das mit Recht:
Denn wäre sie gemein und schlecht,
So hätt ich sie mit vielem lob'n,
Wie sonst die Schmeichler tun, erhob'n.
Allein ich mach es kurz und gut:
Du bist ein ehrlich deutsches Blut,
Und hast ein redliches Gemüt,
Das bloß auf wahre Tugend sieht,
Den Geiz verdammt, den Hochmut flieht,

Auch nicht am Joch der Wolluſt zieht.
Du biſt kein Freund der Eitelkeit,
Du wünſcheſt dir kein prächtig Kleid,
Kein eignes Haus, kein reiches Weib,
Und biſt vergnügt, wenn Geiſt und Leib
Nur nichts von Schmerz und Krankheit weiß.
Wiewol auch denn verdienſt du Preis,
Indem auch mitten in dem Schmerz
Dein ſtarkes Philoſophenherz,
Ein feſtgeſetztes Weſen zeigt,
So ſich vor keinem Zufall beugt.
Freund, dieſer kurzgefaſſte Ruhm,
Iſt in der Tat dein Eigentum,
Der Grund, das zwiſchen uns der Ord'n,
Der Freundſchaft iſt geſtiftet word'n.
Vier Jahre ſinds, da ſahſt du mich,
Und liebtſt mich eher, als ich dich,
Darüber ich in meinem Sinn,
Mir ſelber noch gehäſſig bin.
Allein der Fehler iſt erſetzt,
Du weißt wie hoch ich dich geſchätzt,
Wie deine Liebe mich ergetzt,
Daſs Leipzig ohne ſie allein,
Mir faſt kein Leipzig würde ſeyn,
Zumal ichs, lehrts nicht Tullius?
Vors höchſte Gut erkennen muſs,
Wenn man ohn allen Heuchelſchein,
Mit Freuden*) kann vertraulich ſeyn.

Genug davon, das Blatt wird voll,
Darauf mein Wunſch noch ſtehen ſoll.

*) Gedruckt iſt „Freuden" — eher „Freunden" ſcheint mir beſſer am Platze. Möglichenfalls liegt ein Druckfehler vor.

Doch Werteſter, was wünſch ich dir?
Ich gönne dir ſo viel als mir,
Das iſt, ſo manches Gut und Glück,
Als dir das himmliſche Geſchick,
Nach ſeiner Weisheit zugedacht,
Bevor es dich und mich gemacht.
Ich weiß, du haſt daran genug,
Drum wär es wol gewiſs nicht klug,
Wenn ich noch ſonſt was wünſchen ſollt,
Was Gott dir doch nicht geben wollt.
Wolan es bleibe denn dabey;
Doch ſteht mir noch ein einzigs frey,
So bitt ich dich recht wolgemeint,
Sey künftig, wie bisher, mein Freund!

2.

Auf Herrn M. Stübners Magiſter-Promotion.

Als Junker Stübner wohlgemut,
Frau Pallas ziern und ſchmücken thut,
Mit Lorber-Zweigen hübſch und fein,
Sang dies ein treuer Bruder ſein,
in fremdem Nahmen.

Freundlicher liber Bruder mein
Dem die neun Muſen alle gmein
Apollo und Pallas insgeſampt
Erhebn thun zum Magiſter-Ampt
Zum Lehrer gmachet han allhie

Der Waisheit oder Philoſofi
Weil ſie von wegen deiner Gabn
Der Eer dich werthgeſchetzet habn
Seitdem du wol, daß gibt dir Praiß
Studirt mit unverdroßnem Flaiß
Als wellichs heut zu Tage nun
Schier wenige mit Eyffer tuhn
Hier wünſcht dir zu deim newen Standt
Auf Unverſteten wolbekandt
Dein alter guter Bruder vil Glück
Vnnd erhebt das himmliſch Gſchick
Daß dich jzunder traun aufs beſt
Zum Meiſtr der Weißhait krönen leſt
So wirſt du ein Philoſofus
Biſt gleich ſonſt ein Theologus
Wilſt dermahleinſt in Züchtn und Ehrn
Ein Gmein den Weg der Sehlgkeit leren
Tuſt auch die weltlich Weiſen-Zunfft
Nit*) ſpöttlich verachten mit Unvernunfft
Sagſt nit ſie mach nur Kätzerey
Atheiſten vnnd Deyſterey
Vnnd glaubſt vilmehr on allen Scheu
Daß ſie der rechte Vorhoff ſey
On den man heitigs Tages nie
Kan eingan zur Teology
Lachſt all verkehrte Stümper aus
Die ſich ins liebe Gotes Hauß
Tringen mit unſächlicher Gwalt
Suchen da nur ihrn Auffenthalt
Ihr Weip und Kind wolln ſie erneern
Nit abr die Ruchloſen bekern

*) Gedruckt iſt „Nicht“, da hier aber ſtets „nit“ geſchrieben wird, ſo liegt wol ein Druckfehler vor.

Wolln da andre Gots Weißhait leren
Möchtn selbst erst Menschen Weißhait hören
Gleich wie auch auch andre Stümper sunst
Strebn nur nach Advocaten-Kunst
Durchblättern den Justinian
Lernen den Acten-Schländrian
Vnnd verstehn nit die geringste Spur
Vom ewgen Gsätz in der Natur
Wolln große Juristen seyn
Bleibn alzeit am Verstand sehr klain
Jmgleichen in der Medicin
Siht man fast vile sich bemühn
Nichts nit mit größerm Eiffer treiben
Als die Kunst ein Recept z'verschreiben
Verstehn nit die Anatomy
Patology, Phisiology
Semiotic, Pharmacevtic
Higiene vnnd Botanic
Machen doch ein gewaltig Gschrey
Als obs Galenus selber sey
Kön'n nichts als schwitzen purgiren
Zur Aderlaßn vnnd Leut vexiren
Von solichen Stimpern allzumal
Welcher da ist ein große Zahl
Hastu Herr Bruder z'jeder Frist
Abscheu bezeigt on argelist
Jch b'sinn mich deiner Jugend zart
Wie fain die angewendet ward
Jn Bayreuth der weidlichen Stadt
Die uns zusamm'n erzogen hat
Da waren im Gimnasio
Wir beyd vnnd andre vilmals fro
Wenn wir beisammen spat und fruh

Lateiniſch, Griechſch noch mehr dazu
Was man noch ſonſt guts lernen kan
Begirig mochten hören an
Die Saat haſt da ſchon ausgeſtrewt
Die izt ſo ſchön nach Wunſch gedeyt
Haſt da ſchon mit Verſtand gehört
Was Leibnitz vnnd was Wolff uns glert
Zwen deutſche Philoſofen b'kant
In Franckreich Welſch- vnnd Engeland
Mit wellichen ſich kein ander Mann
In der Weltweißhait gleichen kan
Dieweil ſie nemlich fix vnnd ſchön
Die Mathematic tief verſtehn
Wellichs man auch dem Carteſius
Und Stagiriten nachrümen muß
Daher denn folgen tuht der Satz
Dem jdermann muß geben Platz
Daß Philoſofen insgemein
Die nicht auch Geometern ſeyn
Gegn ſie nur müſſen ſchencken ein
Als du nun gar nach Leipzigck kamſt
Sah man daß du noch baß zunahmſt
Weil du den Anfang dort gemacht
Hier zur Vollkommenhait gebracht
Die tieffe Lehr der Welt-Weißhait
Mit noch vil größrer Schicklichkeit
Wie man ſie löbelichſt docirt
Nach Wolffs Manir ſcharpff ausſtudirt
Haſt nicht nur halbicht zugehört
Wie man dieſelb vorträgt vnnd lehrt
Biſt ſelbſt daheimb noch weiter gangen
Haſt zu leſen vil angefangen
Nit wie die Faulentzer getan

Die daran ihn'n begnügen lan
Daß sie den cursum mit gemacht
Die dictata ins rein gebracht
In den Cuffer sie gschloßen ein
Als soltn sie da gefangen seyn
Möchten auch hernach zu ihrem Hohn
Dem Cuffer gebn die Lorber-Kron
Der baß gefült mit Weißhait ist
Als ihr Verstand zu aller Frist
Als uns hernach gantz hell vnnd klar
Ihr Wort und Wärck macht offenbar
Ein Beyspiel uns hier geben kan
Ein wohlbekannter Schreibemann
Der im Discurs durch aignen Mund
Nit mehr als daß fürbringen kunt
Daß die geleert Materia
Stünd ausgeführet hie vnnd da
In seim schönen Collegio
Daß er hätt abgeschrieben fro
Als ers zum drittenmahl gehört
Wies ein berühmter Mann geleert
Zur Stund wolt man sein Buch gern sehn
Darauf es denn fürwahr geschehn
Als ers wollt aus dem Cuffer holen
Daß ihm sein Weißhait war gestohlen
Kein Dib hett ihm den Putz gemacht
Hett er sie ins Gehirn gebracht
Vor so verkehrter Weiß vnnd Art
Hat dich Minerva stets bewahrt
Herr Bruder dich mit Vorbedacht
Zum wurdigen Magister gmacht
Nit nur dem Nahmen nach zum Schein
Die sonst wohl nit ein Wildpret seyn

Doch darf ichs traun nur keck verſchweigen
Du thuſt es uns bald ſelber zaigen
Wenn du auf dem Catheder friſch
Wirſt ſtehn ſo ſteiff als im Harniſch
Dem offt die ſchärffſten Opponenten
Mit hundert ſpitz'gen Argumenten
Wenn ſie gleich all auf dich loßrennten
Mit nichten doch durchboren könten
Da wird man ſehn was du verſtehſt
Wie gründlich du im Schlieſſen gehſt
Vnnd vor des Wiederſachers ſtürmen
Die arme Wahrheit kanſt beſchirmen
Den Zänckern bald das Maul kanſt ſtopffen
Daß ihn'n das Herz im Leib thut klopffen
Vnnd ſollichs wird kein Wunder ſeyn
Du ſprichſt behend vnnd ſchön Latein
Vnnd ergerſt nit den Prißzian
Wie mancher vor der Zeit gethan
Wirſt auch nit*) furchtſam ſtecken bleiben
Die Diſputation zu ſchreiben
Wie andre, die zwar Weißhaits voll
Wenn mans von ihnen fordern ſoll
Nit wiſſen weder aus noch ein
Obs Mädgen oder Bübgen ſeyn
Fragen vil**) nach allem diſputiren
Wenn ſie nur ein groß M kan ziren
Nun werther Bruder nimm vorlieb
Daß ich dir ein ſchlecht Carmen ſchrieb
Seyend noch von der alten Werlet
Die ihr Geſänglein nicht beperlet
Rubint verguld't verſilbert ſchön

*) Gedruckt iſt „nicht".
**) Gedruckt iſt „viel".

Thu dich nit nach der Kunſt erhöh'n
Hab auch kein Zoten angebracht
Von Fickgen der ſo lieben Magt
Die der Magiſter insgemein
Ihr Buhlſchafft und Geſpons muß ſeyn
Wellichs wenn mancher es nit*) wüſt
Er ganz vnnd gar verſtummen müſt
Vnnd brächt auf den Magiſter-Schmauß
Nit*) einen kalen Reim heraus
Sag dir auch nichts von deinem Krantz
Auch nichts von dem Magiſter-Tantz
Vilminder**) vom zu Bette gehn
Darbey offt garſtig Fratzen ſtehn
Daß werden andre je und nun
An meiner ſtatt ſchier weidlich tuhn
Vor mein Perſon hielt ichs vor baß
Zu wünſchen Glück ohn unterlaß
Auf redlich Deutſch vnnd alt Manier
Daß dir Herr Bruder für vnnd für
Aus deiner ſchönen M'giſter Zier
Vil**) Seegen, Heil vnnd Troſt erwachß
Vnnd mach den Schluß wie ſonſt Hans Sachß.

---

*) Gedruckt iſt „nicht".
**) Gedruckt iſt „viel".

3.

Quodlibet auf die Kürtzel- und Pönickische Hochzeit

in Leipzig. 1728.

Was heißt auf Deutsch ein Quodlibet?
O! daſs man hier die Gabe hätt,
Dies fremde Wort hübsch deutlich auszudrücken!
Allein es will sich gar nicht schicken.
Lasst sehn! vielleicht wirds endlich glücken.
Vielleicht: was sie beliebt? vielleicht: von allem was?
O nein! wie schülerhaft klingt das?
Es schmeckt nach dem Latein.
Was Henker mag ein Quodlibet denn seyn?
Jsts nicht ein Blatt voll Bübereyen?
Ein Mischmasch kleiner Schelmereyen?
Ein Chaos von Alfanzereyen?
Ein Abschaum von Poetereyen,
Darüber sich die Toren freuen?
Ein Auszug von Quelqu'choſereyen,
Davor sich alle Kluge scheuen?
Ein Büchschen voller Hauptarzneyen,
Die manchem ziemlich wohl gedeihen?
O nein! was denn? Nun treff ichs; gelt!
Ein Mäntelchen, das itzt die Wahrheit träget,
Wenn ihr die böse Welt
Fast überall den Weg verleget.
Das letzte bleibt das beste.

Drum merkt es wohl, ihr lieben Hochzeitgäste,
Dies ist ein Quodlibet,
Darin die alte deutsche Wahrheit
In einer dunklen Klarheit
Verkleidet und vermummet geht.

Verflucht!
Das ist ein güldnes Wort,
Man hört es fort und fort,
Und überall, wo mans nicht sucht.
Ach seht doch da! verflucht!
Wer kömmt denn hier? verflucht!
Was heißt denn das? verflucht!
Da liegt der Quark; verflucht!
Nun seh ichs erst! verflucht!
Versteht ers so? verflucht!
Hier meynt er den! verflucht!
Ja ja, das ists: verflucht!
So seys denn immerhin verflucht.
Man muss die Kunst zu fluchen
Doch auch einmal versuchen.

Verflucht sey alles Schmähn und Lästern,
Verflucht der Hochmut eitler Schwestern,
Verflucht das Prassen reicher Brüder,
Verflucht die geilen Liebeslieder,
Verflucht das geizerfüllte Spielen,
Verflucht der Ehebrecher Schielen,
Verflucht der Plaudrer tummes Waschen,
Verflucht der Lecker freches Naschen,
Verflucht das Zeitungstragen,
Viel reden, wenig sagen,
Der Lauser großes Prahlen,

Der Schuldner spätes Zahlen,
Verschlagner Herzen Tücke,
Der Heuchler fromme Blicke,
Versprecher, die ihr Wort nicht halten,
Betrüger, so die Hände falten,
Possenreißer, Zotenmeister,
Eingebildete frühe Geister,
Alter Freyer langes Wählen,
Hohe Titel kleiner Seelen,
Großer Seelen kleine Mittel,
Und aller reichen Bettler Kittel.

Das heißt einmal geflucht!
Und zwar so arg, als wirs noch nie versucht.
Parbleu! Parbleu! ma belle,
Der Teufel hol mich auf der Stelle,
Sie sind ganz Engelschön!
So fluchte neulich Polyxen,
Ein junger, artiger, recht netter Petitmaitre,
Auf Deutsch, ein hübscher Gassentreter,
Bey einem schönen Bürgermädchen.
Sie zog das Maul als wie am Drätchen,
Und blitzte mit verzückten Blicken,
Das Herzchen fieng ihr an zu jücken,
Allein was kam heraus?
Sie brach in diesen Seufzer aus:
Mon cher Monsieur, sie tun mir nur fladiren,
Sie werden sich vor mir nicht commodiren.

Nicht wahr? das klang recht schöne,
Viel netter als das kreischende Getöne,
Das oft, wenn Rosimene singt,
Bis in des Nachbars Hofe klingt;
Viel netter als wenn Philosophen

Nach Art der Diener und der Zofen,
Statt der Philoſophie,
Die neueſte Zotologie
Im Sonnen-Bruder-Stilo leſen.
Das heißt alsdann ein grundgelehrtes Weſen!
Das hört der klare Kern
Der jungen Muſenſöhne gern:
Beſonders wenn man Lobeſam
Bis in die edle Phyſik kam.
Da kriegt das liebe Frauenzimmer
So manche feine Lehre.
Du ſchönes Volk, ach zeuch doch immer
Studentenhoſen an,
Daſs dich ein ſolcher Mann
Mit einer Lektion aus Rückmarsdorf beehre.

Ich dachte was mich biſſe;
Iſt das nicht ein Geküſſe!
In der Komödie; die Leute ſtehn dabey!
Ey, ey! die Liebesglut brennt wie ein heißer Brey.
Doch halt, der Bräutgam küſſt die Braut;
Das läſſt ſich endlich hören,
Wir wollen ſie nicht ſtören,
Denn nächſtens werden ſie getraut.

Ja, Herr Patron, das macht der Wind.
Durch dieſen Spruch kam jener vormals blind;
Allein wir gehen weiter,
Als dieſer Bärenhäuter.
Denn was macht nicht der liebe Wind?
Daſs Stümper Ämter kriegen,
Daſs feige Memmen ſiegen,
Daſs Ignoranten ſteigen,

Daſs Fiedler künſtlich geigen,
Daſs Toren Weiſe heißen,
Daſs alte Schwarten gleißen,
Daſs dieſer Bücher ſchreibet,
Daſs jener ſich beweibet,
Daſs mancher großen Staat geführet,
Der itzo Haus und Hof verlieret;
Das alles macht der liebe Wind.
Drum höre zu, mein Kind;
An dieſer güldnen Kunſt iſt all dein Glück gelegen:
Wind macht glücklich, Wind bringt Segen,
Wind macht Gönner, Wind macht Freunde,
Wind beſänftigt auch die Feinde,
Wind macht reich, gelehrt und klug;
Und wem das alles fehlt, der macht nicht Wind genug
Drum wunderts uns, daſs noch kein Panſophus
Den alten Windgott Äolus
Zum Glückspatron erleſen;
Und daſs kein Philoſoph zur Zeit ſo klug geweſen,
Zu zeigen, daß die ganze Welt,
Wo alles ſich aus lauter Wind erhält,
Aus Wind entſtanden ſey.
Was uns betrifft, ſo ſagen wir es frey,
Der Wind ſey bloß das Element,
Daraus die Welt beſtehet,
Darein ſie ſich zertrennt,
Wenn ſie dereinſt vergehet.

A ha! das war philoſophirt.
So gehts, wenn man zu viel ſtudiert,
Inſonderheit die Phyſikam,
Wie Sie, geprieſner Bräutigam.
Doch Sie verſtehn dabey

Das Corpus Juris schöner Kinder,
Und den Prozeſs nicht minder.
Wolan! Sie sind ein Advokat,
Und wir bedörfen guten Rat,
Ob die Exzeption in Rechten gültig sey,
Dafern ein Mädchen spricht: Ey, seyn, Sie, nicht, so, lo=se!
Wenn irgend jemand käme!
Phi, nein, phi, nein, ich schäme,
Ich schäme mich zu tode.
Das reimt sich nun zwar nicht auf loſe,
Indeſſen schickt sichs doch dazu,
So wie das Heu vor eine Kuh.

Noch eins fragt sich zuletzt,
Wenn man sich paar und paar in eine Kutsche setzt,
Wie man sich da mit Scherzen,
Mit Lachen, Spielen, Dalen, Herzen
Am artigsten ergetzt?
Doch bald verseh'n, das weiß ein guter Freund
Weit beſſer, als sie selbst gemeynt.
Wir andre sehn nur hinten drein,
Und müſſen arme Sünder seyn;
Wie jener auf der Post:
Indem sein Kamerade
Die süße Liebeskost
Ohn alle Gnade
Vor seinen Augen hat verzehrt;
Fürwahr, das ist ein Schimpf, der Mark und Bein verſehrt.

Nun kommt das Lied vom Ende,
Ihr Leute klopfet in die Hände,
Das Quodlibet ist aus,
Und eilt ins Hochzeithaus.

Geh hin, du schlechtes Scherzgedicht,
Und zeige dich nur denen, die gern lachen,
Und jede Zeile nicht
Sogleich zum Erzpasquille machen.
Der Bräutigam, ein kluger Themissohn,
Versteht den Scherz von seinen Freunden schon,
Und seine schöne Pönickin
Erkennt mit hochvergnügtem Sinn,
Dass wir es mit ihm ehrlich meynen.
Drum gibt sie uns Gehör:
Und was ists endlich mehr?
Wo alles lacht, da können wir nicht weinen.*)

Viel Glück zum neuen Stande!
Der Himmel knüpft die Liebesbande,
Wo sich ein Paar, wie hier, vertraut.
Das holde Bild der Jungfer Braut
Hat in der Tat uns allen
Von Herzen wohlgefallen:
Weil Geist und Witz und Sittsamkeit
Aus allen ihren Mienen
Erschienen.
Was haben wir denn mehr zu sagen?
Es müsse dieses neue Paar
Sein Lebenlang sich über nichts beklagen.
So manchen Tag, so manches Jahr,
So manches Jahr, so manchen Tag,
Als es sich selber wünschen mag,
Soll es die Lust der Hochzeit wiederholen,
Die süßer schmecken soll, als wenn man sie gestohlen.

So viel Gras die Erde träget,
So viel Jungfern Leipzig heget,

*) Im Don Carlos heißt es: „Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen."

So viel Mädchen heimlich lieben,
So viel Briefe sie geschrieben,
So viel Weiber auf der Erden
Ihren Männern untreu werden,
So viel Männer oftmals lauschen,
Und mit ihren Nachbarn tauschen,
So viel man bey allen Sachen
Falsche Glossen pflegt zu machen,
So viel Dichter Zoten reißen,
Die doch schön und artig heißen,
So viel Herzen schöne Wangen
Hier in Leipzig schon gefangen,
So viel wir Koffee verzehren,
Eh wir diese Stadt ernähren,
So viel Segen Glück und Freude
Treffe die Verlobten Beyde.

Nun Kinder, geht zu Bette,
Und schlafet um die Wette.
Der Nachbar hält das Hörnchen schon,
Und bläst aus einem süßen Ton.
Wiewol wer weiß, ob ihr davon erwacht!
Gute Nacht! Gute Nacht!

Nachahmung der zweyten Satire des Boileau.

(An Neukirch.)

1724.

Du seltner Wundergeist, o Neukirch! dessen Brust
Im Dichten niemals was von meiner Pein gewusst;
O Neukirch! dessen Kiel die Marter nie empfunden,
Dabey mir ofermals Geduld und Lust verschwunden;
O Neukirch! Phöbus Lust, der Musen echtes Kind,
Der du so wohl verstehst, was gute Verse sind;
O Neukirch! schaue doch, wie sich mein Dichten säumet,
Und sage mir einmal, wie macht mans, wenn man reimet?

Du sprichst: Ich weiß es nicht, es fällt mir alles ein.
Ganz recht; die Poesie scheint dir ein Spiel zu seyn.
Die Zeilen pflegen dir, wie Ströme, zuzufließen;
Man sieht dich keinen Vers gezwungner Weise schließen.
Kein ausgedehntes Wort verstellt dein Lobgedicht;
An Fehlern mangelts dir, an Reimen aber nicht.
Weit anders geht es mir, den ein ergrimmt Geschicke
Zu dieser Torheit treibt, dass ich an Reimen flicke;
Dem ein verborgner Trieb, der uns zu leiten pflegt,
Zur Strafe diesen Zug zur Dichtkunst aufgelegt.
Ich weiß, wie sehr ich oft bey dieser Arbeit schwitze,
Wenn ich, um einen Vers, wol halbe Stunden sitze;

Ich weiß, wie oft ich matt und überdrüssig bin,
Wenn ich das Elend seh, da mein bemühter Sinn
Sich ganze Tage lang zermartert, quält und kränket,
Und doch am Ende kaum ein Wort zum Reim erdenket.
Denn fällt mir Sara ein, so reimt sich Jesabel;
An des Mäcenas statt, reimt nur Ahitophel.
Ich sinn auf Mosheims Lob, doch spricht der Reim von Pfaffen:
Und also weiß ich mir fast niemals Rat zu schaffen.
Man fragt mich: Welches mag der beste Dichter seyn?
Da denk ich nun zwar Pietsch! Doch reimt sich Lohenstein.
Sing ich von Wolfens Ruhm, so schreyt der Vers von Langen.
Und endlich weiß ich selbst vor Scham nichts anzufangen.
Ich mache, was ich will, es geht mir niemals an;
Die Reime stören mich, dass ich nicht dichten kann:
Was ich bejahen will, das wird der Vers verneinen,
Und wenn ich lachen soll, so reimt sich nur das Weinen.

Drum hab ich auch schon oft so vieler Jahre Frucht,
Mein ganzes Dichterwerk, verwünschet und verflucht.
Ich habe mich bemüht, die Seile zu verbannen,
Die meinen freyen Geist ins Joch der Musen spannen.
Ich schwöre tausendmal, dass ich nicht dichten will,
Jedoch der Mund ist kaum von seinem Eide still,
Kaum bin ich etwas froh, dass Phöbus mich verlassen:
So fangen unbemerkt die Wörter an zu passen.
Mein Feuer zündet sich, auch wider Willen, an,
So, dass ich Kiel und Blatt nicht länger missen kann;
Mein eitler Schwur gerät allmählich ins Vergessen,
Und ich fang eilends an die Sylben abzumessen.

Doch weißt du, was mich oft am heftigsten verdrießt?
Dass mein gewöhnter Kiel so eigensinnig ist,

Und kein vergeblich Wort in seinen Versen leidet,
Ja den geringsten Zwang mit strengem Ernste meidet.
Der kleinste Fehler macht die blöden Wangen rot:
Geschähe dieses nicht, was hätt es dann für Not?
Ich wollte ja so gut, als andre Stümper, flicken,
Und was sich gar nicht schickt, in meine Zeilen rücken.
Die Wörter rum und raus, die Sylben rab und rein,
Die sollten oft ein Trost in meinem Kummer seyn.
Wollt ich die kluge Welt mit Büchern übereilen:
So schrieb ich allezeit in ungleich langen Zeilen.
Wie mancher hat das nicht zu dieser Zeit getan!
Allein, ich scheue mich vor solcher Stümper Wahn;
Denn könnte sich mein Geist bey allen Lumpensachen,
Nach unsrer Pfuscher Art, ein gut Gewissen machen:
So wäre mir gewiss ein ganzer Band so leicht,
Als ein geschicktes Lied mir itzo mühsam deucht.
Es sollte sich kein Blitz so unverhofft entzünden,
Als ich für jeden Ton zehn Reime wollte finden.
Doch itzo quält mich oft ein ungeschicktes Wort,
Bald fehlts, bald fällt mirs ein; bald werf ichs wieder fort.
Ich pflege meinen Vers wol zehnmal durchzulesen,
Und zwanzigmal zu sehn, ob alles recht gewesen?
Das allerschönste Wort erwecket mir Verdruss,
Dafern es nur ein Loch im Verse füllen muss:
Und wenn ich öfters schon sechs Zeilen aufgeschrieben,
Ist doch zuletzt davon kaum eine stehn geblieben.

Verdammt sey jener Tor! der diese Kunst erdacht,
Und seinen Sinn zuerst in Versen vorgebracht:
Der, wenn er durch den Reim das arme Wort gezerret,
Zugleich Vernunft und Witz in einen Stock gesperret.
Verdammt sey jener Tag! der meinen Geist gelenkt,

Daſs er zum erſtenmal die Sylben eingeſchränkt.
Ach hätte mir kein Menſch die Dichtkunſt angeprieſen!
Ach hätte man mich nie im Reimen unterwieſen!
So könnte doch mein Geiſt, befreyt von aller Pein,
Sein lebenlang vergnügt und ohne Sorgen ſeyn;
Ich dürfte ſonſt nichts tun, als ſingen, ſcherzen, lachen,
Und mir, nach Art der Welt, vergnügte Tage machen.
Ich könnte manchesmal fein bald zu Bette gehn,
Ich hätte nicht ſo früh, als itzund, aufzuſtehn,
Und wüſſte meine Zeit mit angenehmern Dingen,
Als dieſer Marterkunſt des Dichtens, hinzubringen.
Ich bin vor tauſenden, von Gram und Sorgen frey:
Ich weiß in Wahrheit nicht, was ſchnöde Wolluſt ſey:
Ich weiß den kleinen Stolz, der in mir wohnt, zu dämpfen,
Und werde nimmermehr um hohe Titel kämpfen.
Ich bete nicht das Glück an Fürſtenhöfen an,
Und da mir auch der Geiz das Herz nicht feſſeln kann:
So wett ich, daſs ich ſtets ein Glückskind bleiben ſollte,
Wenn Phöbus mich nur nicht zum Dichter zwingen wollte.

Allein, nachdem die Sucht, die Mark und Bein verzehrt,
Durch dicke Dünſte mir die Phantaſie verkehrt;
Nachdem ein böſer Geiſt mir durch ſein tolles Raſen,
Die Luſt zur Zierlichkeit im Schreiben eingeblaſen:
So martert meine Bruſt ein täglicher Verdruſs,
Indem ich alle Zeit an Verſen zimmern muſs:
Und endlich fang ich an, in meinem größten Leiden,
Picanders großes Glück im Dichten zu beneiden.
Beglückt iſt Schönemann der große Reimemann,
Der ganze Predigten in Verſen halten kann.

Dies Wunderwerk der Welt wird noch zuletzt die Gassen
Des prächtigen Berlins mit Versen pflastern lassen.
Das Reden fällt ihm schon in Prosa ziemlich schwer;
Er stürzet sein Gedicht, in ganzen Strömen, her,
Und weiß ein länger Lied im Husten vorzubringen,
Als man in Jahr und Tag vermögend ist zu singen.
Und ist das magre Zeug schon kraftlos, kalt und matt,
Daran ein Witziger Verdruss und Ekel hat:
So wird es ihm doch nie an dummen Lesern fehlen,
Die des Verlegers Ohr um seine Schriften quälen.
Sie sind mit ihm vergnügt, wenn nur das Reimwort klingt,
Und fragen nicht darnach, wie sich das andre zwingt.
Denn hört man nur das Paar der letzten Sylben passen:
So ist es ihm vergönnt, zehn andere wegzulassen.

Hingegen ist ja der ein rechtes Unglückskind,
Der leichter Wörter Zahl nach schweren Regeln bindt.
Ein Stümper, der da reimt, kann mit Vergnügen dichten,
Und sein beliebtes Werk mit Herzenslust verrichten.
Warum? er quält sich nicht; denn was sein kluger Sinn
Am ersten ausgedacht, das setzt er schleunig hin.
Er kann sich in sich selbst und seine Kunst verlieben,
Und wundert sich hernach, dass er so schön geschrieben.
Allein ein strenger Geist ist niemals recht vergnügt,
Weil Pegasus ihm nie nach seinem Sinne fliegt.
Er dünkt sich selbst zu schwach, vor andern seines gleichen
Den vorgesetzten Grad der Höhe zu erreichen.
Er tadelt und verwirft sein herrlichstes Gedicht;
Was aller Welt gefällt, gefällt ihm selber nicht:
Und wenn die Klügsten sich an seiner Schrift vergnügen,
Beklagt er tausendmal, dass er nicht gar geschwiegen.

O Neukirch! schaue denn, was meine Muse quält,
Wenn ihr Geschick und Art im Versemachen fehlt:
Drum lass mein Bitten nicht in tauber Luft verschwinden,
Und lehre mich die Kunst das Reimwort bald zu finden.
Wiewol ich merke schon, es wird vergebens seyn;
Ich bin nicht lehrhaft gnug, mir fällt so bald nichts ein.
Darum erbarme dich! hilf meine Triebe zäumen,
Und lehre mich die Kunst, hinfort nicht mehr zu reimen.

Nachahmung der zehnten Satire aus Horazens erstem Buche.

Ich habe jüngst gesagt: Schmierander singet schlecht;
Wer ist so unverschämt, und spricht: Er reimet recht?
Doch weil die ganze Stadt bey seinen Liedern lachet:
So wird von seiner Kunst ein großes Werk gemachet.
Man lobt ihn, das ist wahr; doch er verdient es nicht:
Sonst schrieb' auch Bavius ein herrliches Gedicht.
Es ist zuweilen gut, das Lachen zu erwecken,
Allein im Verse muss was sonderbares stecken.
Man schreibe kurz und rund, die Rede fließe rein;
Doch muss sie auch kein Klang von leeren Schellen seyn.
Bald singet man betrübt; bald mischet man den Zeilen
Ein lustig Scherzwort ein. Man stürmt auch wol zuweilen,
Nach großer Redner Art, auf seinen Leser los;
Bald macht die Mäßigung den klugen Dichter groß.
Der Scherz ist oftermals dem Ernste nicht entgegen,
Und weiß ein großes Werk am besten beyzulegen.
So haben ihn schon längst die Alten angebracht;
So habens auch bisher die Neuen nachgemacht:
Allein so klug ist noch Schmierander nicht gewesen;
Er kennt die Alten nicht, und hat sie nicht gelesen.
Er ist für sich ein Mann, ein Dichter und ein Held,
Und hat sich niemals was zum Muster vorgestellt.

Drum fliegt sein Pegasus mit ungewissen Schwingen,
Drum kann sein rauher Mund nur lahme Töne singen.

Doch halt! ist das nicht schön? Er mischet das Latein
Mit ungemeiner Kunst in seine Lieder ein.
Das macht den Dichter groß; da spüret man im Lesen
Wie fertig der Poet im Priscian gewesen!
O langsames Gehirn! die Kunst ist gar nicht schwer.
Gebt mir ein großes Pack der ärgsten Stümper her,
Die alle sieht man auch das bunte Wesen treiben.
Du sprichst: Es ist erlaubt, fein untermischt zu schreiben:
So wie man keinen schilt, der süßen Alikant
In herben Rheinwein mischt. O himmlischer Verstand!
Gestehe mir, mein Freund! was soll ein Dichter nützen,
Der, wenn er suchen soll, der Deutschen Ruhm zu schützen,
Fürwahr, ein schweres Werk! sein Vaterland vergisst,
An Sprachen ungewiss, an Worten vielfach ist?
Machts Opitz etwa so? Hat Flemming so geschrieben?
Ist Canitz, Neukirch, Gryph und Pietsch nicht deutsch geblieben?
Ich, den ein deutsches Land aus Licht der Welt gebracht,
Sang vormals auf Latein: Allein bey später Nacht
Ist mir der Deutschen Held, der große Karl, erschienen:
Halt inne! war sein Wort, was soll die Arbeit dienen?
So töricht einer tut, der Holz zum Walde bringt:
So toll ist ein Poet, der fremde Lieder singt.

Ich will Schmierandern auch der Ehre nicht berauben;
Er bleibet ein Poet man mag es immer glauben.
Ich habe nur gesagt, dass er so unrein schreibt,
Dass nach der Sauberung sehr wenig übrig bleibt.
Ihr zürnt; doch saget mir, wie hat doch Schoch gesungen?

Ist ihm sein Dichten stets nach eurem Sinn gelungen?
Gefällt euch Rachel ganz? Wie reimet Lohenstein?
Und muss nicht Tscherning oft ein Spott der Tadler seyn?
Wie soll Schmierander denn was ganz vollkommnes machen?
Warum verdrießt es euch, wenn wir den Reim verlachen,
Und sprechen, dass die Schuld an seiner Dichtkunst liegt,
Wenn uns der harte Reim nicht allezeit vergnügt.

Wer in den Versen nichts, als bloß die Füße, zählet,
Der wird bey seiner Kunst durch keine Müh gequälet.
Vor Tische schmieret er zweihundert Zeilen hin,
Und nach der Mahlzeit bringt sein aufgeräumter Sinn
Noch eins so viel hervor. Er kann den Strom nicht stillen,
Kann, eh die Glocke schlägt, ein ganzes Blatt erfüllen;
Ja oft noch eins dazu: Wie jener Wundermann,
Der, wie ein Quell die Flut, die Verse speyen kann:
Denn dieser wird dereinst den seltnen Nachruhm haben,
Dass man ihn in Papier von seiner Kunst begraben.

Hexameter.

Rom und Athen war sonst ganz reich an Meistern und Künsten,
Doch was nützte die Zahl philosophischer Lehrer und Schüler,
Welche man irgend gesehn? O! was für ein törichtes Wesen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich in Tempeln getrieben?
Pallas erschrak, und Jupiter selbst, der Vater der Götter,
Hatte nur Abscheu davor. Schwärmt, schwärmt nur, ihr rasenden Pfaffen!
Opfer und Räuchwerk ist nichts, wenn tausend Laster euch drücken.
Prüfet euch selbst, forscht Sitten und Herz, ja Sinn und Gedanken:
Dienet ihr Gott oder euch? Seht, wie das Gewissen euch ängstet!
Reinigt den Geist, sucht Weisheit und Zucht, lernt alles erdulden:

Dämpft erst tapfer und frisch die eignen Begierden und Lüste:
Dann zeigt andern den Weg und lehret sie tugendhaft wandeln;
Nüchtern, gerecht, großmütig und milde das Leben erfüllen:
Dann wird die Ehre der Weisheit bestehn, dann wird man bekennen,
Dass ihr durch Klugheit und Witz vor Barbarn den Vorzug gewonnen.

Oden des Anakreon.

1.

Auf die Leyer.

Ich will zwar die Atriden,
Ich will den Cadmus preisen:
Doch meiner Leyer Saiten
Ertönen nur von Liebe.
Ich wechselte noch neulich
Die Saiten sammt der Leyer,
Und sang Alcidens Taten:
Doch meine Leyer spielte
Von nichts, als lauter Liebe.
Drum gute Nacht, ihr Helden!
Denn meine Leyer tönet
Doch nur von lauter Liebe.

2.

Über die Frauenzimmer.

Den Rindern gab Gott Hörner,
Den Rossen starke Lenden,
Den Hasen schnelle Beine,
Den Leuen Schlund und Zähne,

Den Fischen glatte Schuppen,
Den Vögeln leichte Flügel,
Den Männern Witz und Klugheit.
Das Weib war noch vergessen.
Was gab man ihm? Die Schönheit!
Die dient ihm statt der Pfeile,
Statt aller andern Waffen:
Denn alles Stahl und Feuer
Bezwingt die bloße Schönheit.

3.

Auf den Amor.

Als der große Bär am Himmel
Dich bey später Nacht im Norden,
Vor Bootens Händen schwunge,
Und die Welt von Sorgen müde,
Schlafend auf dem Lager ruhte:
Hört ich Amorn an die Türe
Des verschloßnen Hauses klopfen.
Wer, so sprach ich, klopft denn draußen,
Und wer störet mich im Träumen?
Tu nur auf, war Amors Antwort:
Scheu dich nicht, ich bin ein Knabe,
Ganz beregnet und erfroren,
Und bey später Nacht verirret.
Das bewegte mich zum Mitleid;
Drum ergriff ich meine Leuchte,
Tat ihm auf und sah den Knaben,

Mit dem Köcher und dem Bogen,
Und mit Flügeln auf dem Rücken.
Darauf setzt ich ihn zum Feuer,
Und erwärmte Hand und Finger,
Selbst mit meinen eignen Händen;
Drückte gleichfalls, aus Erbarmen,
Ihm das Wasser aus den Locken.
Als er sich nun kaum erholet,
Sprach er: Lass uns itzt versuchen,
Ob im Regen meinem Bogen
Auch die Sehne schlaff geworden?
Plötzlich schoss er, und durchbohrte
Mir die Brust, wie Wespen stechen;
Sprang und lachte voller Freuden,
Sagend: Lieber Wirt! sey fröhlich,
Denn mein Bogen kann noch schießen;
Doch dein Herz wird Qual empfinden.

4.

Auf sich selbst.

Auf den jungen Myrtenzweigen,
Auf den zarten Lotosblättern
Will ich liegen und eins trinken.
Amor soll, mit nackter Schulter
Und halb aufgeschlagnem Kleide,
Mich aufs artigste bedienen.

Denn kein flüchtig Rad am Wagen
Läuft so schnell, als unser Leben;
Und da bleibt von unsern Beinen
Nur ein wenig Staub im Grabe.
Drum was hilfts, den Grabstein salben
Und den schnöden Wust der Grüfte?
Salbt mich selber, weil ich lebe,
Krönet mich mit frischen Rosen;
Ruft mir her die schöne Freundinn!
Amor! eh ich von hier scheide,
Und dort bey den Toten tanze,
Will ich Gram und Leid verbannen.

5.

Über die Rose.

Lasst uns doch Cupidens Rosen
Mit des Bacchus Lust vermischen.
Lasst uns doch mit Rosenkränzen
Unsre muntre Scheitel krönen,
Und bey zartem Lachen trinken.
Rose! Königin der Blumen!
Rose! jedes Frühlings Zierde,
Rose! Liebling aller Götter,
Rose! die Cytherens Knabe,
Mit den Charitinnen tanzend,
Selbst auf schöner Stirne träget.

Kröne mich denn, lieber Bacchus!
So will ich dein Lob besingen,
Und mit einer schönen Dirne,
In den besten Rosenkränzen,
Deinen Festtag tanzend ehren.

6.

Über ein Gastmahl.

Mit bekrönter Stirn und Scheitel,
Wollen wir in Rosenkränzen,
Ganz betrunken, zärtlich lachen.
Seht das Mägdchen nach der Leyer
Mit den zarten Füßen tanzen,
Wenn ihr Stab, den Epheu zieret,
In der Hand vom Schütteln rauschet.
Hört zugleich den schönen Jüngling,
Dessen Lippen lieblich düften,
In die süßen Citherſaiten
Reizend schöne Lieder singen.
Aber Amor, gelb von Locken,
Mit dem lieben Vater Bacchus,
Und der lieben Göttin Venus,
Schmausen bey dem muntern Greise,
Dem beliebten Festgott, Komus.

Zwey Sinngedichte.

1.

Machſt du ein Sinngedicht; ſo laſs es kurz und klein,
Fein ſtachlicht, honigſüß: kurz eine Biene ſeyn.

2.

Erſäuft was Hörner trägt! ſchreit Mops mit lauter Stimmen.
Ach, Schatz — verſetzt ſein Weib — ſo lern bey Zeiten ſchwimmen.

An eine Spröde.

Madrigal nach dem Franzöſiſchen.

Ich bin nicht mehr dein Untertan;
Ich will dich nicht zu meinem Leitſtern wählen.
Dein Auge, das ſo reizen kann,
Soll mich hinfüro nicht mehr quälen.
Du biſt zwar artig, klug und ſchön —
Was wollt' ich mehr, als deine Gunſt gewinnen?
Allein du biſt von felſenharten Sinnen,
Die aller Reizung wiederſtehn.
Da nun dein Herz ſo unerbittlich iſt,
So ſchwer und langſam zu bewegen:
Wolan; ſo bleibe was du biſt —
Ich werde mich um dich nicht in die Grube legen.

Anhang

Nachdem ich auf den ersten 13 Bogen jene Gottschedischen Gedichte, mitgeteilt habe, welche, sowol vom geschichtlichen als vom künstlerischen Standpunkt aus, für die deutsche Nachwelt des Dichters ihren Wert zu behalten verdienen: lasse ich jetzt bedeutsame Einzelstücke aus einer Reihe von Gedichten, die der Aufbewahrung im Tempel unserer Nationallitteratur nicht mehr würdig erscheinen, folgen. Sie enthalten zum Teil wichtige Selbstbekenntnisse, zum Teil wertvolle nationale, philosophische oder das allgemeine Leben umfassende Betrachtungen; offenbaren einenteils eine, für jene Zeit ungewöhnliche große plastische Kraft, und athmen anderenteils eine lyrische Anmut, wie wir sie höchstens in den anmutigsten Liedern Götzens, Goethes, und anderer erstrangiger Lyriker unter den Nachfolgern Gottscheds finden. Dementsprechend ordne ich diese Bruchstücke in drey Gruppen, bey deren Zusammenstellung ich mich, soweit es möglich, an die Entstehungzeit der Gedichte halte.

Erste Gruppe

1724

Ich kenne meine Kraft und meine Schwäche schon;
Ich bin nicht so beglückt, als mancher Musensohn,
Der ungezweifelt glaubt, dass seiner Cither Saiten
Mit aller Alten Kunst um Rang und Vorzug streiten.
Ach nein, gelehrter Freund! so glücklich bin ich nicht!
Sobald ich dichten soll, errötet mein Gesicht.
Ich muss mich vor mir selbst und meinen Versen schämen.

(Schreiben auf eines Freundes Magisterpromotion. I, 416.

1726

Die Nase hub ich schon; ich trug das Haupt empor.
Indess kam die Vernunft und sagte mir ins Ohr:
Gemach, betrogner Geist! du musst dich besser kennen,
Als Schmeichler, die zum Scherz dich einen Dichter nennen.
Wie sonst ein steiles Rohr den schwachen Nacken neigt,
Wenn die bewegte Luft den stolzen Gipfel beugt
Und ihn zur Erde drückt: so schlug dies Wort mich nieder,
Und meine Eitelkeit verschwand allmählich wieder.

(Schreiben an die Frau Volkmannin. I, 419.)

. . . . . Klio schweige!
Fleuch mit deiner Häuchlergeige.
Fleuch, verhaßte Lügnerin!
Andre magst du schmeicheln lehren,
Ich will bloß die Wahrheit ehren,
Der ich längst ergeben bin.
Komm, Thalia! du Getreue,
Straf und schilt die Welt aufs neue.

Lehre mich die Wahrheit schreiben,
Die der Welt zu Trotze bleiben,
Und sie schamrot machen soll.
Mache täglich Schand und Laster,
Unverstand und Wahn verhaßter;
Zeige stets den alten Groll,
Den du längst der Schaar der Toren
Angedroht; ja zugeschworen.

(Ode an Thalia. II, 222.

1731

Ich dränge mich nicht gern durch Schmeicheleyen ein.

(Schreiben an den Hofrat Wagner. I, 399.)

Weich, Werter! kennst du schon, und hast vielleicht bemerkt,
Daß meine Muse nie der Laster Wahn gestärkt.
Mein Lob ist für Geschenk und Gold nie feil gewesen,
Und wer es dafür hofft, kriegt nie ein Blatt zu lesen.
Es kann zwar wol geschehn, daß auch mein Urteil fehlt,
Und Diesen oder Den zur Zahl der Weisen zählt,
Der solches nicht verdient: weil oft der Anblick trüget,

Wenn der verdeckte Schalk zu tief verborgen lieget.
Allein, ich opfre doch die Wahrheit nicht dem Nutz:
Ich schmück ein töricht Tun durch keinen falschen Putz.
Mit Vorsatz lüg ich nicht und hab ich je gelogen,
So hat der Schein gewiss mich selbst zuerst betrogen.
(Schreiben an den Hofprediger J. F. W. von Jerusalem. I, 450.)

1732

Ich weiß wol, was du denkst! Mich dünkt, du rufst mir zu:
Mein Freund, wer lobte wol bisher so gern als du?
Ganz recht, ich kenne mich, und will es frey gestehen,
Ich kann mich ebenfalls, wie sonst ein Mensch, vergehen.
Ich habe gern gerühmt, und stimmte manches Lob
Mit großem Jauchzen an, das den und die erhob.
Zuweilen wusst' ich gar aus den geringsten Sachen,
Die Stax und Mops verübt, ein Wunderding zu machen.
Ich pries was Mäßiges als unvergleichlich an,
Und ob ich gleich dadurch der Wahrheit weh getan:
So war die Absicht doch nicht völlig zu verwerfen;
Ich suchte durch den Ruhm den Tugendtrieb zu schärfen.
Doch, als die Weisheit mir nach diesem vorgestellt,
Man findet nichts so schön und trefflich in der Welt,
Das ohne Tadel wär und keine Flecken hätte:
So seufzt ich öftermals mit Jenem um die Wette,
Der stets mit Traurigkeit der Menschen Schwachheit sah,
Wenn nach des Pöbels Wahn die größte Tat geschah.
So ist denn, war mein Wort, kein Sterblicher zu loben?

So wird denn all ihr Tun ganz unverdient erhoben?
So ist denn keine Tat in allen Stücken rein?
Ja, ja! wer loben will, der muſs ein Lügner seyn.
Thalia muſste mich alsbald zum Schüler nehmen;
Ich fieng satirisch an, die Torheit zu beschämen!
Ich deckte manches auf, das schön von außen war,
Und stellte manch Gesicht in seiner Blöße dar:
In Hoffnung, dergestalt durch die entlarvten Flecken,
Die gleißnerische Welt vom Bösen abzuschrecken.
Allein, es war umsonst, die Lauge biß zu scharf.
Es hieß: Wie geht es zu, daß der so lästern darf!
Wer hat ihm immermehr das Strafamt aufgetragen?
Und wer wird endlich was nach seinen Lehren fragen?
So war mein Hoffen aus. Ich merkte, daſs die Welt
In allem, was sie tut, nicht viel auf Regeln hält,
Und lieber blindlings tappt, als recht im Lichte gehet,
So nah ihr sichrer Fuß an tausend Fallen stehet.
Drum hab ich nach und nach Thalien abgeschafft:
Doch weil mich Phöbus noch, mit ungeschwächter Kraft,
Zur Dichtkunst angespornt; so hat mir unter allen,
Die seine Schwestern sind, Melpomene gefallen.
Die hat mich, seit der Zeit, mit vielem Ernst gelehrt,
Wie man der Tugend Wort in klugen Fabeln ehrt;
Der Altertümer Nacht in hellen Tag verwandelt,
Und in dem Trauerspiel von Sittenlehren handelt;
Wie man der Weisheit Macht, der Großmut Stärke zeigt,
Wenn ein gesetztes Herz kein harter Zufall beugt;
Wie hoch die Bosheit wächst, wenn ihr die Freveltaten
Erst wohl von Statten gehn, und recht nach Wunsch geraten;
Und wie des Himmels Zorn mit sich nicht scherzen läſst,
Wenn sein gereizter Arm zuletzt der Laster Pest,

Mit siegender Gewalt im größten Wüten wehret,
Und ihre Raserey auf ihre Scheiteln kehret.
Dies ist die sichre Bahn, darauf mein Geist sich übt,
Wo er nicht schmeicheln darf, auch nicht das Tadeln liebt;
Und bloß die Tugend lobt, und bloß das Laster schändet
Weil weder Eigennutz, noch Furcht sein Auge blendet.
(Schreiben an die Volkmannin. I, 954/5.

Ich bin ein deutsches Blut und halte gern mein Wort.
(Schreiben an G. Th. Ludwig. I, 406.)

1735

Wer Deutsch kann ist mir wert, wenn er es recht versteht.
(Schreiben an Niccolaus Kelz. I, 458.)

Nur eins vergnügt den Sinn, wenn er zurücke denket,
Dass keine Nymphe mich am Pregelufer band;
Dass ich in Königsberg mein Herze nie verschenket,
Woselbst man doch soviel galante Kinder fand.
Ihr Schönen! lasst euch nur mein Trotzen nicht missfallen!
Ich hab euch stets verehrt, und hätt euch gern geliebt:
Allein es war bestimmt, ich sollt aus Preußen wallen;
Wie hätt ich euch dadurch, wie hätt es mich betrübt!
Wie schmerzlich scheidet sichs, wo eine Liebste weinet?
Wo man sich trennen soll, und gar nichts hoffen darf:
Und wenn die Wiederkunft wol gar unmöglich scheinet.
In Wahrheit, solch ein Riss verletzet gar zu scharf!

Doch davon wusst ich nichts. Cupidens Rosenbande
Riss damals meine Faust ohn alle Müh entzwey.
Mich hielt in Preußen nichts; und selbst im Meißnerlande
Blieb meine starke Brust von Amors Stricken frey.
Zwar hatte mich einmal ein schönes Kind gebunden,
Doch als ein andrer kam, so fand er gleich Gehör:
Und weil ich dergestalt die Treue nicht gefunden;
So schwur ichs Amorn zu: ich lieb hinfort nicht mehr!
Wiewol der lose Gast hat sich an mir gerächet,
Er lockte mich sehr schlau bis an den Weichselstrand:
Da ward mein sprödes Herz durch seine Macht geschwächet,
Da fühlte meine Brust ein unbezwinglich Band.
Doch Amor nicht allein; das Chor der Castalinnen
Und Pallas selber hat dies Band so fest gemacht.
Weil diese sich vereint, so mussten sie gewinnen,
Sonst hätt ich Amors Pfeil unfehlbar stets verlacht . .

(Elegie. I, 499.)

1749

Meine Treu
Erkauft kein König mit Geschenken.
Und gäbe mancher Fürst mir gleich,
So klein ich bin, sein halbes Reich,
So würd er doch mein Herz zu keiner Ehrfurcht lenken.

(Ode an Maria Theresia. II, 23.)

Kein schnöder Eigennutz belebt mein Saitenspiel:
Die Muse setzt nur das zu ihrer Lieder Ziel,
Was groß und trefflich ist.

(Lobgedicht auf den Tod Friedrichs von Harrach. II, 414.)

1750

Herr! war ichs vor so Vielen wert,
Dass meine Kraft sich nicht verzehrt,
Wie Lampen, deren Docht verglimmet.
Hat Deine Vorsicht mich ersehn,
Zu Diensten, die noch nicht geschehn,
Und die Dein Ratschluss schon bestimmet?
Bin ich geschickt dazu erkannt?
Sieh, Herr! ich bin in Deiner Hand.

Du bist der Töpfer, ich der Ton;
Du Herr! der Vater; ich der Sohn;
Ich bin das Werkzeug, Du der Meister!
Mach alles, was Du willst mit mir!
Nur wirf mich nicht erzürnt von Dir,
Du höchstes Gut erschaffner Geister!
Lass meinen Dienst nur nicht gemein,
Nicht schändlich, nicht verwerflich seyn.

Mein Zweck war schon von Kindheit an,
So weit ich mich besinnen kann,
Mit Ernst der Welt und Dir zu dienen.
Du weißt, dass meiner jungen Brust,
Die Neigung lasterhafter Lust
Schon als ein süßes Gift geschienen:
Was mancher höchst bemüht gesucht,
Davor nahm ich sehr oft die Flucht.

Dein Geist hat mich getreu regiert,
Und mancher Tugend zugeführt,
Die sonst der Jugend Trieb verfehlet.
Dem dank ichs, nicht der eigenen Kraft,
Dass ich den Weg der Wissenschaft
Auf meines Vaters Wink erwählet.
Die erste Wohltat Deiner Hand
Hat mir den Führer zugewandt . . .

Sein treugemeynter Unterricht
Wies mir der freyen Künste Licht,
Und was die alten Sprachen nützen.
Er selber legte so den Grund,
Er selber tat mir spielend kund,
Wobey sonst Knaben mühsam schwitzen;
Bis ich im drey mal fünften Jahr
Zu höhern Schulen tüchtig war.

Hier wiesest Du mir Gönner an,
Die meines armen Fleißes Bahn
Durch Huld und Wohltun unterstützten.
Mein Mangel ward durch Zuschub leicht,
Die Lehrer wurden mir geneigt,
Indem sie meinen Eifer schützten;
Bis ihre Hand mir noch zuletzt
Den Hut der Lehrer aufgesetzt.

Bisher sah mich mein Preußenland;
Als Deine weise Vaterhand
Mich auch durch Trübsal prüfen wollte.
Ein Unfall, welcher mich bedroht,
Ward mir ein Ruf, der schnell gebot,
Dass ich die Fremde suchen sollte.

Woselbst mir doch, kaum auf ein Jahr,
Der Unterhalt in Händen war . . .

Der hohen Schulen Purpurtracht
Hast Du mir viermal zugedacht,
Das edle Pleiß-Athen zu lenken:
Wenn mir der größten Männer Wahl,
Der Musen Zepter anbefahl,
Die Pindus-Bürger einzuschränken;
Die mir doch oft, bey stiller Nacht,
Der Saitenspiele Dank gebracht . . .

Zwar hat es mir, nach Art der Welt,
Die nichts Vollkommnes in sich hält,
Auch nicht an Hass und Neid gefehlet.
Doch hab ich gegen manchen Feind,
Die Brust, die sonst nicht fühllos scheint,
Mit Großmut und Geduld umstählet;
Und was die Lästersucht erdacht,
Durch sanftes Schweigen stumpf gemacht.

Dies sag ich nicht, als ob ich frey
Von Fehlern, Maal und Narben sey,
Die Diesen mehr als Den beflecken:
Nein Herr! Du kennest Herz und Sinn!
Und weißt schon, wo ich schuldig bin:
Was darf ichs Dir noch erst entdecken?
Du weißt, dass ichs geduldig trug,
So oft mich Deine Rute schlug.

Ich küsse Deine Vaterhand,
Die ich noch stets geschäftig fand,
Mein unverrücktes Wohl zu bauen.

Der will ich ferner was ich bin,
Mein Glück und Leben, Leib und Sinn,
Kurz, was nur mein ist, anvertrauen.
Jedoch, o Gott! was ist wol mein?
Ich, Welt und Himmel sind ja Dein.

Kann ich hier noch was Gutes tun,
So lass mich, Höchster! niemals ruhn,
Was Dir gefällt, ins Werk zu setzen!
Doch läuft mein Stundenglas bald aus:
So führe mich in jenes Haus,
Wo Du die Deinen wirst ergetzen!
Da will ich mehr, als hier geschehn,
Die Wunder Deiner Weisheit sehn.

(Als der Verfasser sein Fünfzigstes Jahr zurücklegte. II, 237 u. ff.)

Zweyte Gruppe

1725

Wer arm an Taten ist, schmäht fremde Tapferkeit.
(Schreiben an den Generalleutnant von Schulenburg. I, 381.)

Wer von Natur Verstand besitzt,
Wem Klugheit und Vernunft aus allen Mienen blitzt,
Wer keine Silbe spricht, die er nicht abgewogen,
Und wol sein Lebenlang kein einzigmal gelogen;
Der bringt es ganz gewiss auf dieser Welt nicht weit.

*

Wer Vielen wohlgefällt, gefällt darum nicht Allen.
(Auf die Magisterpromotion Adrian Stegers. I, 525.)

1726

Wer nimmt allhier nicht wahr, dass uns die Einsicht fehlt,
Den eingepflanzten Trieb der Jugend zu ergründen?
Wir können oft ein Kind zu Sachen tüchtig finden,
Dabey der Ausgang zeigt, man habe schlecht gewählt.
Gott selbst, der Herr der Welt, schreibt allen in die Herzen,
Wozu sein weiser Rat ihn dermaleinst bestimmt:
Darum geschieht es stets mit ungemeinen Schmerzen,

Wenn uns der Väter Zwang die freye Wahl benimmt.
Ihr Altern merkt euch dies: Man muſs ein Kind nicht zwingen,
Ihr eigner Trieb geht vor und wird gewiſs gelingen.

*

Der Handel reizte dich durch ſeine Trefflichkeit;
Der Handel, der das Glück der größten Städte gründet;
Darinnen man das Mark der beſten Güter findet,
Der Handel, der ein Volk von Dürftigkeit befreyt.
Wie konnte Holland doch zu ſolcher Macht gelangen,
Dadurch es Königen und Kaiſern ſchrecklich ward?
Ach! wäre nicht das Volk dem Handel nachgegangen,
Und hätt es im Gewerb ſo Witz als Fleiß geſpart:
Der ſieben Pfeile Band, das wäre längſt zerriſſen . . .
(Geſang bey eines vornehmen Handelsherrn Eheverbindung. I, 543.)

Der Ehſtand iſt ein Werk, das niemand leicht vermeiden,
Das beyderley Geſchlecht nicht leicht entbehren kann.

*

Auf hohen Schulen iſt der Sitz der Aemſigkeit.

*

. . . Was nicht zu ändern ſteht,
Das ſoll man jederzeit vergnügt geſchehen laſſen.
(Geſang auf ein anſehnliches Hochzeitsfeſt. I, 547.)

1728

Töricht war die Zahl der Weisen,
So uns die Geschichte preisen,
Gegen unsrer Weisen Zahl.
Groß an Klugheit, jung an Jahren,
Viel gelernt und viel erfahren,
Doch am Kinne glatt und kahl:
Das sind itzo, da ich singe,
Die gemeinsten Winderdinge.

(Ode an Thalien. II, 221.)

Ein unverzagter Held siegt auch mit schwachen Händen.

(Wettstreit der Tugenden. II, 936.)

1729

Wem nicht des Gottes Glanz die Augen blenden kann,
Und, wenn er größtenteils sein Vatergut vertan,
Den ausgeleerten Schatz in guten Stand zu bringen,
Den Geldsack, nicht die Braut, ins Hochzeitsbett lässt zwingen;
Wer nicht aus blinder Lust dem ersten Liebreiz weicht,
Erst der Verstellung Flor vom Angesichte streicht,
Darin die Schönen sich fast überall verstecken,
Und als ein weiser Mann die Herzen kann entdecken;
Kurz, wer vernünftig freyt, der freyet so, wie du;
Dem folget Glück und Lust, dem schneyt der Segen zu;
Dem gibt sein Hochzeitstag durch süße Morgenblicke,
Nur einen Vorschmack ab, von zehnfach größerm Glücke.

(Schreiben an den Oberberghauptmann von Kirchbach. I, 383.)

Die Weisheit, der ihr hold, ja ganz ergeben seyd,
Ist nicht ein schödes Spiel der Unbedachtsamkeit,
Ist nicht ein Tockenwerk der ungeübten Jugend:
Ihr Werk ist Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Tugend.
Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,
Die den gemalten Gips auf ihrem Angesicht,
Mit unverschämter Stirn, den jüngsten Buhlern zeigen,
Und jedem, der es wünscht, ins geile Lager steigen.
Man haut kein prächtig Bild aus jedem Kieselstein:
Kein niederträchtig Herz kann ihre Wohnung seyn.
Es muß ein edler Geist von ungemeinen Gaben,
Von seltnen Kräften seyn, der sie zur Freundin haben,
Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,
Des Pöbels Torheit hasst, der Einfalt Abschied gibt,
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wollust achtet,
Der Dinge Grund erforscht, den Bau der Welt betrachtet,
Sich selber ausstudiert; und dann auf dieser Spur
Den unumschränkten Geist, den Meister der Natur,
In seinen Werken sucht, ergründet und entdecket;
Wem nicht ein großes Herz in starken Brüsten stecket,
So sich der Tugend weiht, die Lüste niederschlägt,
Der Menschen Bestes sucht, zu allen Liebe trägt;
Vor keinem Unfall bebt, von keinem Misvergnügen,
Verdruss und Kummer weiß, im Unglück nicht erliegen,
Nicht einmal wanken kann; wer nicht nach Ehre strebt,
Die aus der Tugend kommt — kurz: wer nicht denkt und lebt,
Wie weise Männer tun, der irrt bey offnen Sinnen,
Und schmeichelt sich umsonst, die Göttin zu gewinnen.

*

Die Kunst ist nicht erschöpft: wer kann sie ganz ergründen?
Wer eine Wahrheit weiß, kann hundert andre finden.
Der Wunder sind wir selbst, Natur und Welt so voll,
Dass Niemand ihre Zahl so leicht ergründen soll.
Drum lasst uns emsig seyn, und keine Mühe sparen!
Was man nicht heute lernt, das kommt doch mit den Jahren.

*

Wir müssen unser Pfand, das wir vom Himmel haben,
Nicht in den lockern Sand des Müßigganges graben.
Bestreitet überall das Vorurteil der Welt,
Die Philosophen nur für Grillenfänger hält;
Und lasset künftighin in Worten, Schriften, Werken,
Ein philosophisch Tun und weises Wesen merken:
Denn wo nicht selbst die Tat von wahrer Weisheit spricht,
Da glaubt man Hut und Ring und allen Titeln nicht.

(Die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit. I, 591.)

Sehr viel gewagt! wir wissens wohl:
Doch hilft das Wagen nicht zum Siegen?
Wie mancher ist ins Kapitol,
Durch kühnes Unterstehn gestiegen?

(Ode an den Grafen von Manteuffel. II, 100.)

. . . Ich zürne mit den Alten,
Die Deine Wunderkunst nicht mehr im Wert gehalten.
Neun Musen glaubte man: Doch für die Malerey
War keine Gottheit da, kein Frauenbild dabey.

Wie kam das immermehr? Was hatte sie verschuldet,
Daſs Phöbus sie nicht auch auf dem Parnaſs geduldet?
War Daphne nicht von ihr so vielmals vorgestellt,
Wie sie der Arme Paar empor geschwungen hält;
Und wie sich Hand und Haupt, bevor er sie berühret,
In Lorbeeräste kehrt, in Zweig und Blatt verlieret?
Hat sie nicht seinen Berg, der klugen Schwestern Sitz,
So wohl bekannt gemacht, als aller Dichter Witz?
Und braucht ihr Wesen nicht sowol des Himmels Gaben,
Als Dichtkunst und Musik dieselben nötig haben?
Fürwahr es ist nicht recht, daſs man sie nachgesetzt,
Und sie der Musen Huld nicht gleichfalls wert geschätzt.
Drum wird man künftighin Dich Wernerin erwählen,
Und für die Malerkunst als zehnte Muse zählen.
Du bist der Ehre wert, weil Du die erste bist,
Dadurch der Männerzunft der Preis entzogen ist,
Der Preis in Deiner Kunst. Man ehret zwar mit Rechte,
Den ungemeinen Wert am weiblichen Geschlechte.
Sie haben Geist und Witz, Verstand, Belesenheit,
Kunst, Sprachen, Wissenschaft, ja Mut und Tapferkeit,
Und noch weit mehr gezeigt. Wird Sappho nicht gepriesen?
Wie hat Theano sich vor grauer Zeit gewiesen?
Wer kennt Aspasien und ihre Weisheit nicht,
Von welcher Griechenland mit solchem Ruhme spricht?
Wer will Cornelien, der*) Mutter jener Grachen,
In dem gepriesnen Rom, ihr Lob zu Schanden machen?
Wo bleibt die Scudery, die edle Schurmannin,
Die kluge Dacier und Preußens Möllerin?
Und so viel andre mehr, die wir noch lebend ehren?

*) Gedruckt ist „die", was aber zweifellos nur als Druckfehler gelten darf.

Allein, wo wird ein Mensch von diesen Frauen hören,
Dass sie den höchsten Grad in ihrer Kunst erreicht,
Und dass der Männer Hand vor ihren Künsten weicht?
So hoch sie es gebracht, in allem, was wir lesen,
So ist es freylich wol, für Weiber, viel gewesen;
Für Männer aber nicht. Führwahr, Anakreon
Trägt vor der Sappho doch den Lorbeerkranz davon.
Und so gehts überall. Nur Du und Deine Künste
Entziehn den Meistern selbst die herrlichsten Gewinnste.
Ach denke selber nach, ist dieses nicht zu viel?
Auf! stecke Deiner Kunst bescheidentlich ein Ziel:
Und sey die erste nicht, die, eh man es geglaubet,
Dem männlichen Geschlecht das Vorzugsrecht geraubet.

(Schreiben an Frau Wernerin, sächsische Hofmalerin. II, 574.)

1730

Ich sag es noch einmal, Freund! ich erfreue mich!
Denn wer dein Wesen kennt, der rühmt und lobet dich,
Dass du dir endlich auch den Schmuck belieben lassen,
Der deine Scheitel itzt so würdig kann umfassen.
Nun kehr ich wieder um, und gebe gar nicht mehr
Der alten Tadelsucht der frechen Welt Gehör,
Die alle Titel schilt; als ob ihr hoher Orden
Zu zahlreich, zu gemein, und ganz verächtlich worden.
Ich leugne solches nicht, ich hab es mitgemacht;
Weil ich den seichten Grund des Übels nie bedacht,
Nie reiflich überlegt. Itzt will ich mich bemühen,
Und ihm den ganzen Schein der Richtigkeit entziehen.
Ja, spricht man, dazumal verstund man noch das Jus,
Als noch Tribonian, als auch Accursius,

Nach vierzig Jahren kaum zu sagen sich erkühnten,
Dass sie der Themis recht, wie sichs gehörte, dienten.
Nun aber dünkt sich ja ein junger Prakticus,
Der kaum recht schreiben kann, so klug als Bartolus.
Und stürbe fast vor Scham, dafern ihn die Klienten
Schlecht weg, Herr Advokat, und nicht Herr Doktor nennten.
Zum Teil hat man schon recht. Was Rang und Ansehn gibt,
Ist unsrer stolzen Zeit weit mehr, als je beliebt.
Man borgt und bettelt Geld, dafür zu promovieren,
Und hungert herzlich gern, den Staat nur auszuführen.
Kein Wunder! dass hernach, wer schwere Beutel hebt,
Der armen Kunst zu trotz, bey reicher Torheit strebt;
Und, weil die Jungfern auch nach Rang und Titeln wählen,
Sehr viele Hut und Ring, die Braut zu äffen, stehlen.
Daher entsteht denn auch ein großer Übelstand:
Der Graduierten Zahl nimmt täglich überhand,
Und könnte mit der Zeit zu einer Last der Erden,
Wie sonst das fromme Stift der Tempelherren, werden.
Die Jugend stürmt ja schon der Themis Aufenthalt:
Ihr Schwert beschützt sie nicht vor dringender Gewalt.
Die Kränze werden ihr leicht aus der Hand gewunden:
Was Wunder? sind ihr doch die Augen zugebunden.
Doch hebt ja den Gebrauch der Misbrauch niemals auf:
Wer schilt die Kaufmannschaft im Handel, Kauf, Verkauf;
Obgleich sich hier und da Betrüger eingeschlichen,
Aus deren ganzem Tun die Billigkeit entwichen?
Es schmückt der Lehrerhut noch manche kluge Stirn;
Und gibt er, wenn es fehlt, gleich selber kein Gehirn:

So trifft mans doch noch oft, wie guten Wein bey Kränzen,
Wo man die Scheitel sieht mit diesem Schmucke glänzen.
(Als ein geschickter Rechtsgelehrter den Doktorhut erhielt. I, 441.)

Viktoria! Wie froh erbrach ich jüngst das Blatt,
Das deines Bruders Hand mir eingeliefert hat.
Nun bin ich wieder froh, dass sich dein Kiel bequemet,
Und sich der deutschen Art im Schreiben nicht geschämet.
Die Worte fließen dir so sanft, so zart und rein,
So munter, deutlich, voll, so schön und ungemein,
Als hätte Klio selbst den Kiel, den du gebrauchet,
In Hippokrenens Flut am Pindus eingetauchet.
Die Franzen werden stolz, wenn du französisch schreibst,
Und zu der Missetat auch deinen Diener treibst,
Der doch auch deutsch versteht. Verspare doch dein Wissen
Für jene, die vielleicht, wie Hunde, bellen müssen,
Wenn man sich nicht bequemt und ihre Mundart spricht:
Bey Deutschen schimpfe nur durchaus das Deutsche nicht.
Ich selber hab es schon dem Himmel abgebeten,
Dass ich Germanien so sehr zu nah getreten.*)
(Schreiben an die Braut, L. A. V. Kulmus. I, 444.)

Ein bloßes Wollen und Beschließen
Macht wahrlich noch kein dankbar Herz.
(Singgedicht auf die Fürstin zu Zerbst. I, 318.)

---

*) D. h.: dass ich, dir zu Liebe, gelegentlich französisch an dich geschrieben habe.

Ein Schiffer, der ein Kahn im Sturme wohl regieret,
Wird auch auf Schiffen leicht ein kluger Steuermann.
(Elegie auf den Dirschauer Bürgermeister Georg Schulz. I, 479.)

Die Liebe rechter Art blüht nur im Ehestande;
Hier herrschet noch ein Rest von reiner Zärtlichkeit.
(Elegie bey einem Hochzeitfeste. I, 489.)

Ein Haus, darin ein Mann ganz einsam Tafel hält,
Ist niemals so beglückt, ist nie so wohl bestellt,
Als wo ein kluges Weib die Sorgen mit ihm teilet
Und, wenn es übel geht, des Kummers Wunden heilet.
(Bey eines ansehnlichen Rechtsgelehrten Hochzeitfeste. I, 528.)

Der Tote war nichts mehr, als was wir alle sind,
Ein Geist, dem Fleisch und Blut zur Wanderhütte diente;
Ein Sohn der Sterblichkeit, ein nichtig Adamskind,
Dem die Verwesung selbst in Haut und Adern grünte.
Sein Leben dünkt uns kurz; allein die größte Zahl
Der Monden dieser Zeit ist stets sehr klein zu nennen:
So spät ein Greis erblasst, so wird er allemal
Den langen Lebenslauf für allzukurz erkennen.
So eilt der Stunden Strom, so schwindet Jahr und Tag,
So fliegen wir davon, und kommen nicht zurücke:
Wer ist denn in der Welt, der von sich rühmen mag,
Er habe mehr gelebt, als wenig Augenblicke?
(Elegie an eine Wittwe. II, 609.)

1731

Wo man gezwungen geht, da bleibt man stets zurück.
(Schreiben an Friedrich August. II, 367.)

1732

Was hilfts, dass dein bemühter Fleiß
Den Wissenschaften nachgerungen;
So, dass Minervens Lorbeerreis
Schon dein gelehrtes Haupt umschlungen?
Was hilft dir aller Musen Gunst?
Der Tod fragt nichts nach Geist und Kunst.
(Ode beym Hintritt eines jungen Gelehrten. I, 284.)

Die träge Langsamkeit,
Mit ihren abgezählten Tritten,
Kommt oft zu spät zum Opfertisch geschritten,
Und hat so manchen schon gereut:
Denn was man will wohl aufgenommen sehen,
Das muss sehr bald geschehn.

*

Die Ersten nach dem Willen
Sind oft die Letzten im Erfüllen.
(Singgedicht an den Hofrat Karl Otto Rechenberg. I, 329/30.)

Wie sich die wilde See bey Wind und Wetter regt,
Der Wellen graue Flut ohn Unterlass bewegt,
An allen Ufern schäumt, und selbst den Landmann schrecket,
Den doch der Felsen Schutz vor ihrer Wut bedecket:

So ist der Lauf der Welt. Hier herrscht der Unbestand;
Hier beut ein Ungestüm dem andern stets die Hand:
Wer ihren Fluten traut, kann nirgends stille stehen,
Und muss oft, eh er glaubt, zerscheiternd untergehen.

Allein, wie dorten sich ein kluger Steuermann,
Durch Tau und Anker, doch ganz fest erhalten kann;
Wenn gleich der Winde Zorn auf Mast und Segel stürmet,
Und das empörte Meer sich noch so gräßlich türmet:
So kann auch in der Welt ein Geist geruhig seyn;
Denn stürmt das Eitle gleich auf seine Großmut ein,
So bleibt sein Herz dennoch, in reicher Tugendfülle,
Mit Gottes Rat vergnügt, und in gelassner Stille.

(Gesang an L. A. Schröter, beym Tode seiner Gattin. I, 515.)

1733

Die Nacht ist hin, der Tag bricht an!
O Sachsen, auf aus deinem Schlummer!
Vergiss, was dich betrüben kann,
Und fasse dich nunmehr, nach herbem Gram und Kummer.
Was weinst du doch um deinen Held,
August, die Lust der halben Welt,
Den du, so wie es schien, vor kurzer Zeit verloren?
Getrost! du irrst. Er lebet noch!
Er lebt! ach jauchze, jauchze doch!
Und zeigt sich nur verjüngt und gleichsam neu geboren.

Wie eine zarte Braut erwacht,
Wenn sie des Liebsten Stimme höret,
Nachdem der Hochzeitskerzen Pracht

Ein trauriges Gerüst von seiner Gruft gestöret;
Sie rafft sich auf und sieht umher,
Und sieht bestürzt und zweifelt sehr,
Ob irgend sie dabey ein süßer Traum betrogen.
Doch endlich glaubt sie, was sie sieht;
Und weil ihr Glück nun wieder blüht,
So wird im Augenblick der Brautschmuck angezogen:

So sah ich Sachsens matten Blick
Auf einmal hell und munter werden.
Der bloße Ruf von solchem Glück,
Gesetzt, er wäre falsch, erweckt es aus der Erden.
Wie? heißt sein Wort: Was: lebt August?
Lebt Friedrich, seiner Länder Lust?
Wer spottet meines Grames und tröstet mich zum Hohne?
Es ist unmöglich! — — Sachsen, nein!
Man täuscht dich nicht; dein Wunsch trifft ein:
Denn Friedrich August lebt wahrhaftig in dem Sohne.

*

Man eilt zur Jagd; dein Roß ist stolz,
Dich, Herr, ins freye Feld zu tragen;
Ein weites Garn umspannt das Holz,
Da will es Preis und Ruhm durch seinen Lauf erjagen.
Das Waldhorn tönt, das Windspiel bellt,
Das Rohr geht los, das Wildpret fällt,
Oft sinkt ein matter Hirsch ganz athemlos zur Erde.
O Kurfürst! diese Heldenlust
Muß billig deiner Fürstenbrust
Der beste Zeitvertreib, nach Müh und Sorgfalt werden.

Dies war der alten Helden Brauch,
Sie dämpften Hydren und Chimären!
So hetzte sonst Ulysses auch,

Im Jagen so geübt, als in der Weisheit Lehren.
So hat dort der Trojanerheld,
Karthago, durch dein flaches Feld,
Auf einem schnellen Gaul des Wildes Spur entdecket;
So ward auch Agamemnons Pfeil
Manch aufgespürtes Wild zu teil,
Bevor er Troja noch in lichten Brand gesteckt.

O! wären diese Helden doch
Bey solcher Fürstenlust*) geblieben:
So stünden Priams Mauern noch;
So hätte Griechenland sich selbst nicht aufgerieben!
Was half sie ein so langer Krieg,
In dem der teurerkaufte Sieg,
Durch ganze Ströme Bluts, ein geiles Weib errungen?
Weit besser ists, ein Tier bekämpft,
Ein erimantisch Schwein gedämpft;
Als voller Mordbegier ein feindlich Heer bezwungen.

Wann wird das menschliche Geschlecht
Doch endlich seiner Wut vergessen,
Und sich nach Billigkeit und Recht,
Nicht nach der blinden Macht gestählter Fäuste messen?
Zurück, ihr Furien, zurück!
Verbergt nur euren finstren Blick
In des Avernus Pfuhl, und räumt den Kreis der Erden:
Irenens Gottheit zeigt sich schon,
Sie pflanzt sich unter uns den Thron,
Und ganz Europa soll ein Friedenstempel werden.

*) Hier lobt er den Jagdeifer der Könige, weil er glaubte, dass durch ihn die in Kriegen zum Durchbruch kommende „Mordbegier" gedämpft werden könnte. Bey andern Gelegenheiten spricht er sich gegen die ewigen Hetzjagden der Großen wesentlich anders aus.

Sie bricht schon an die güldne Zeit,
Da wir aus Schwertern Sicheln schmieden;
Wo keine Macht der andern dräut,
Seit dem die Feder mehr, als sonst der Stahl entschieden.
Es weicht der Völker Barbarey;
Man liebt kein rohes Feldgeschrey,
Seit die Vernunft den Platz der Dummheit eingenommen.
So scheint es, dass dem Okzident,
Der Gott den Gott des Friedens nennt,
Vor allem Blutdurst schon ein Ekel angekommen . .
(Ode an Friedrich August II. I, 36 u. ff.)

Die Hand der bildenden Natur
Verschwendet selten die Geschenke.

*

Was ist so groß, was so geringe
Das nicht zuletzt vergeht und fällt?

*

Erhebe Sinnen und Gemüt
Bis in des Himmels blaue Ferne;
Wo, wie du weißt, in jedem Sterne
Ein ganzer Sonnenkörper glüht. —
Dreht jeder nicht um seine Glut
Ein Heer von Welten in die Runde?
Belebt sie nicht zu jeder Stunde
Der warmen Strahlen Silberflut?
Und gleichwol hat man wahrgenommen,
Dass mancher Lichtquell schon verglommen.

Des Pöbels Schrecken, ein Komet,
Mit seinem ungeheuren Schwanze,
Was ist er, in dem trüben Glanze?
Ein Erdball, der zu Grunde geht.
O! gehn hier ganze Welten ein,
Wenn Frost und Hitze sie verheeret;
Und werden Sonnen auch verzehret:
Wie kann ihr Bürger ewig seyn?
Wie kann der Mensch, der Wurm auf Erden,
Dem Untergang entrissen werden?

*

Was hat des Menschen Witz erdacht,
Durch Kunst und Ehrgeiz ausgeführet,
So stark erbaut, so schön gezieret,
Dem nicht die Zeit den Garaus macht?
Auch Babels Mauern sind schon Staub,
Aegyptens eingestürzte Säulen
Sind die Behausung wilder Eulen;
Rom selber war der Barbarn Raub.
Sein Rest ist kaum in hohlen Gründen,
Mit Schutt und Graus verscharrt, zu finden.

Wo ist der Auswurf der Natur,
Der Weltbezwinger tolle Menge,
Die triumphirend im Gedränge
Auf tausend warmen Leichen fuhr?
Wo sind die Geißeln aller Welt,
Des menschlichen Geschlechtes Plage,
Die Misgeburten ihrer Tage;
Die darinn bloß ihr Lob gestellt,
Als unersättliche Tyrannen
Den Erdkreis in ihr Joch zu spannen?

*

Bekümmerts dich vielleicht dabey,
Daſs einſt dein Name ſich verlieret;
Und daſs der Ruhm, der ihn gezieret,
Auf keinem Erben ewig ſey?
Ach! denke doch: was hilft es viel,
Daſs einſt die Welt die Sylben nennet,
Daran man lebend uns gekennet?
Was iſt ihr Lob? Ein Gaukelſpiel!
Was fühlen wir von dem Vergnügen,
Wenn wir dereinſt im Staube liegen?

Dein Sohn war edel! Doch wer weiß:
Vielleicht wär ihm ſein Sohn misraten.
Oft ſchwächen ſchnöder Enkel Taten
Der Ahnherrn wohlerworbnen Preis.
Die Welt iſt unſer, weil wir ſind!
Genug, daſs dieſer Punkt der Erde
Nach uns auch andre tragen werde;
Geſetzt, daſs unſer Lob verſchwindt:
Wir ſelber haben ja vergeſſen,
Wer dieſen Platz vor uns beſeſſen . . .

(Ode an den Hofrat Benemann beym Tode ſeines einzigen Sohnes. I, 114 u. ff.)

Pflegt die Brut gemeiner Seelen,
Nichts, als Geld und Gut, zu zählen,
Wenn ſie mit verſtellter Glut
Den verliebten Antrag tut:
So beſiegt erhabne Geiſter
Nichts als Großmut und Verſtand.

(Ode an Mosheim beym Tode ſeiner erſten Gattin. I, 134.)

Die Wahrheit trennt zwar Dunst und Schatten,
So uns der Irrtum umgetan:
Doch muss man ihr auch Zeit verstatten,
Dass sie sich kräftig zeigen kann.

Des reinen Glaubens ersten Schein
Hat Huss und Wickleff längst erblicket;
Und war die Dämmerung gleich klein;
So hat sie doch die Welt erquicket.
Der Morgenröte mattes Glänzen
Hat Luthers Blick zuerst entdeckt.
Bis sich auch in die fernsten Gränzen
Der Schrift geweihter Strahl erstreckt.

Melanchthon, dessen Witz und Fleiß
Germanien noch dankbar ehret
Hat uns zuerst durch Müh und Schweiß,
Der Künste Nutz und Frucht gelehret.
Er wusste, dass des Glaubens Sätzen
Der Sieg noch einst so wohl gelingt,
Wenn die Vernunft aus ihren Schätzen
Die Waffen auf den Kampfplatz bringt.

(Ode an den Hofprediger Coler. I, 148.)

Seht! Gott winkt, und dies geschieht.
Hört! Er spricht, und alles bebet:
Er ists wert, dass ein Gemüt
Sich entzückt zu ihm erhebet.
O! so schwingt euch in Gedanken
Über Welt und Sonnen hin . . .

(Ode zum Lob der Poesie. I, 171.)

1734

Du bist ein Philosoph, mein wertgeschätzter Freund!
Der gründlich eingesehn, was andern nur so scheint.
Du weißt, dass dies Gebäu des Himmels und der Erden
Nicht könnte von sich selbst so eingerichtet werden.
Der Klügling Epikur hat deinen Beyfall nicht,
Der nur von leerem Raum und kleinen Stäubchen spricht;
Die sich von ohngefähr in eine Welt verbunden,
Als jedes nach und nach den rechten Platz gefunden.
So glaubt er keinen Gott, der was erschaffen hat:
Hier hat kein Vorbedacht und keine Weisheit statt.
Der blinde Zufall muss die toten Körper lenken,
Die sich ins weite Nichts durch ihre Schwere senken.
Gleichwol entsteht ein Bau, der Pracht und Schönheit zeigt;
Ein Himmel, wo ein Stern den andern übersteigt,
Ein Erdball, der den Schooß mit Gras und Blumen schmücket,
Davon uns jedes Blatt durch seine Kunst entzücket;
Ein Meer, wo alles lebt, was Haut und Schuppen trägt;
Das Land, wo Tier und Wurm sich tausendfältig regt;
Die Luft, an Vögeln reich und ungezählten Schaaren,
Die itzt geflügelt sind und vormals Würmer waren.
Noch mehr: der Mensch entsteht, der Mensch, das kluge Tier,
Voll grübelnder Vernunft, voll lüsterner Begier;
Der durch die schwache Hand auch Elephanten zähmet,
Den schnellsten Vogel fängt, den Walfisch selber lähmet.

*

Das mächtigste Geschöpf geht immer seinen (Gottes) Weg;

Auch wenn es widerstrebt, erfüllt es Gottes Zweck,
Den er sich vorgesetzt. Dies zeigt der Welt am Ende:
Dass Gott die Torheit selbst geschickt zum Besten wende.

Ja, sprichst du, wie mich dünkt: wo bleibt die Freyheit nun?
So kann ja niemand was nach eignem Willen tun?
Warum nicht, werter Freund, wir tun ja, was wir wollen:
Und tun doch allezeit, was wir verrichten sollen.

(Lehrgedicht. I, 596/7.)

. . . . . Auch in gelehrten Sachen
Pflegt Vorurteil und Wahn oft taub und blind zu machen.

(Schreiben an Nicolaus Selg. I, 458.)

1735

Wo es an Golde fehlt, da finden güldne Worte,
Und spräch ein Engel sie, kein aufgeschlossnes Ohr.

*

Ein Kranz steht doppelt schön, auf Arbeit, Müh und Schweiß.

*

Wohl dem! der seinen Schatz im Kopfe bey sich träget,
Der Tugend eifrig dient, wenn er das Laster höhnt,
Geduld und Amsigkeit in starkem Herzen heget:
Kein Zweifel, dass zuletzt ihn auch das Glücke krönt.

(Elegie. I, 498.

Dies ist der Lauf der Welt. Man liebt und weiß nicht wie;
Man wählt und weiß nicht was: darum gelingts auch nie.
(Schreiben an die Gattin. I, 462.)

1738

Aus kurzem Scherz quillt lange Plage.
(Gesang auf den Kurprinzen Friedrich Christian. II, 453.)

1739

Preußens Waffen ehrt die Welt,
Und dein Arm Du weiser Held,
Wird sich einst zum Wunder machen.
(Ode an den Kronprinzen Friedrich, später Friedrich d. Großen. II, 43.)

1740

So, Deutschland! irrt dein Vorwitz sich,
Ganz blind bey eignen Trefflichkeiten:
Ein toller Dünkel reizet dich,
Nach fremder Völker Tracht, und Witz und Kunst zu streiten.
Die Güter, so der Allmacht Hand
Dir überflüssig zugewandt,
In deiner Berge Mark, in Land und Strom geleget;
Was Luft und Teich und Garten baut,
Das ekelt deiner Lüsternheit,
Die nur ein fernes Land mit fremder Pracht erringet.

So weit die Schranken der Natur
Sich über Meer und Erd erstrecken,
Erblickt man nie die mindste Spur
Von Tieren, die den Rumpf mit fremden Häuten decken.
Kein Schuppenheer legt Federn an,
Kein Volk in Wäldern hegt den Wahn,
Den reichbehaarten Balg mit Schuppen zu vertauschen.
Kein Löwe wünscht ein Tigerkleid,
Kein Straus begeht die Eitelkeit,
Dem bunten Pfauenschweif den Zierrat abzulauschen.

Verführtes Deutschland! du allein
Veränderst täglich die Gestalten;
Die deutsche Tracht schien dir zu klein,
Dem Tagus äffst du nach, mit Mänteln voller Falten.
Du schnittest Wamms und Hosen auf,
Als hätte Titans hoher Lauf
Dein kühles Land so stark, als Granada entzündet.
Bald schien dir Frankreichs Torheit schön,
Wo niemand nach den Tag gesehn,
Da nicht der Schneiderwitz ein neu Geschöpf erfindet..

Wo pflegt die laute Nachtigall
Des Guckgucks Sylben nachzuäffen?
Wo sucht durch ihrer Kehle Schall
Die Lerche das Geplerr des Wachtelvolks zu treffen?
Die Schwalbe singt, die Taube girrt:
Und beyder Ton wird nie verwirrt,
Wenn gleich der Frösche Heer in lauen Sümpfen kröchzet.
Das deutsche Volk vergeht sich nur,
Indem es wider die Natur
Die eigne Mundart hasst, nach fremden Sprachen lechzet.

Kein Wunder, daſs die Zunge ſtockt,
Wie kann ſie deutſch und redlich ſprechen:
Seit Frankreichs Liſt das Ohr gelockt,
Und alle Welt gelehrt, ſo Sylb als Eide brechen?
Der Sprache von vermiſchter Art,
Die damals erſt geboren ward,
Als Deutſchland Gallien und Rom gehorchen lehrte;
Dem Baſtard aller Barbarey
Legt man der Schönheit Gipfel bey,
Der unſrer Mundart doch mit beſſrem Recht gehörte.

So reizend hat kein Honigſeim
Verzognen Kindern noch geſchmecket,
Als uns ein halbverſtandner Reim,
Wo aller Witz und Geiſt in fremden Sylben ſtecket.
Toſkaniens berufner Dunſt,
Der wälſchen Töne Zauberkunſt,
Die ein geſchwollnes Nichts in langen Trillern zerret;
Der niedern Bühne freche Zunft,
Der tollſten Gaukler Unvernunft
Hat aller Alten Kunſt den Eingang längſt verſperret.

(Jubelode auf die Buchdruckerkunſt. II, 247.)

Dem Arme, der die Himmel ausgebreitet,
Und ſie mit Sonnen ausgeziert,
Um die er tauſend Welten leitet,
In deren Kreiſen ſich der Geiſt verliert;
Dem Arme, der den ſchweren Erdball trägt
Und mit Geſchöpfen reich beſetzet,
Die Luft und Land und See verpflegt,
Wird nichts zu ſchwer, was deinen Blick ergetzet:
Man ſieht erſtaunt, was noch kein Auge ſah.
Er winkt; es kömmt: Du ſprichſt; ſo ſteht es da!

(Kantate auf die Erfindung der Buchdruckerkunſt. II, 313.)

1741

Du Kind der ewigen Vernunft!
Beherrscherin der kleinen Zunft
Der Weisen, die dich göttlich ehren;
Erhabne Wahrheit! stärke mich,
Mein blöder Mund erkühnet sich
Dein himmelhohes Lob zu mehren;
Dein Lob, das der erfreuten Welt
Jetzt doppelt stark ins Auge fällt.

Wirf aus dem blaugewölbten Saal
Vom Thron der Gottheit, einen Strahl
In meines Geistes enge Schranken;
Erheitre mir so Witz als Sinn,
Und gib mir, der ich irdisch bin,
Die Kraft zu himmlischen Gedanken.
Lass Einfall, Sinn und Wort so rein,
Als dein höchst lautres Wesen seyn.

Du kommst; ich seh dein göttlich Bild!
Dein Auge, das gleich Sternen gilt,
Blitzt von dem hellsten Himmelslichte.

*

Willkommen auf der Unterwelt!
Wo sich die Einfalt fertig hält,
Der Vorurteile Joch zu küssen:
Wo stets die Torheit Sklaven macht,
Wenn Tyranney und finstre Pracht
Die Heiligtümer schmücken müssen;
Wo nichts, als Herrschsucht, Fluch und Bann
Den niedren Pöbel lenken kann.

Wie sonst des Nordens trübe Luft,
Gleich einer schwefelreichen Kluft,
Bald weiß, bald rote Strahlen quillet;
Wie da ein wallend Licht sich zeigt,
Bald langsam fährt, bald flatternd steigt,
Und fast den ganzen Himmel füllet;
Doch so, dass dieser Aftertag
Die Schatten nicht vertilgen mag:

So hat, gepriesnes Altertum!
Auch deiner Weisen hoher Ruhm
Die oft getäuschte Welt betrogen.
Ein falscher Glanz, ein blasser Schein
Schien oft ein Morgenrot zu seyn,
Das vor der Wahrheit hergezogen:
Allein dein ungewisses Licht
Versprach sehr viel und hielt es nicht.

*

Wer wollte nicht die Torheit hassen?
Wenn gleich ihr allzufrecher Schritt
Die Wahrheit noch mit Füßen tritt.

(Ode zum Geburtsfeste des Grafen von Manteuffel. II, 104.)

1742

Nur wahre Großmut füllt die Herzen
Mit auserlesnen Trieben an;
Dabey man auch im Unglück scherzen
Und allen Gram besiegen kann.

Ein starker Eichbaum auf den Höhen,
Wo er sich an die Wolken türmt,
Bleibt unbewegt und standhaft stehen,

Wenn Luft und Wetter auf ihn ſtürmt.
Die ſchlanke Fichte ſtürzt darnieder,
Wenn nur ein kleiner Sturm ſich regt;
Sie fällt, indem ſie hin und wieder
Ein Dutzend andre niederſchlägt.

Ein ſchwacher Geiſt mag furchtſam klagen,
Wenn ihm ein trüber Himmel droht:
Ein edles Herz wird nie verzagen,
Und öfters trotzt es auch den Tod.

*

So wie des Himmels feuchter Segen
Sich reichlich auf den Erdball geußt,
Und niemals fragt, ob Tau und Regen
Auf lauter Blumengärten fleußt: —
So ſind der Großmut hohe Triebe
Auf aller Menſchen Heil bedacht;
So daſs ſie weder Haſs noch Liebe,
Teils ſchläfriger, teils munterer macht.

(Das Lob der Großmut. II, 138.)

—

1743

Nichts iſt ſo reizend, als die Triebe,
Die aus gerührter Bruſt entſtehn.

*

Wie weit vergehſt du, Göttin dich?
Willſt du die Kunſt und Weisheit gar verwerfen?
Glaub, wo nicht ſie die Sinne ſchärfen,
Da ſchimpft ein Staatsmann dich und ſich.
War nicht die Staatskunſt aller Zeit
Das Eigentum berühmter Weiſen?

Stammt nicht der Kern der trefflichſten Geſetze,
Die ſo viel kluge Völker preiſen,
Von ihrer Einſicht Gründlichkeit?
Ja, trugen nicht auch Dichter ſolche Sätze
In hundert edlen Liedern vor,
Dabey ſo mancher Fürſt die Luſt zum Schlaf verlor?

(Singgedicht an den Grafen von Manteuffel. II, 289.)

1744

Ein kriegeriſcher Stahl ſchützt ſelten Witz und Wiſſen;
Wer Sinn und Arm und Fauſt auf anders nicht beflifſen,
Als nur auf Blut und Tod, auf Würgen, Mord und Glut;
Der achtet das nicht groß, was Buch und Feder tut,
Verſchmäht die Wiſſenſchaft und ein gelehrtes Wachen;
Wodurch die Muſen doch auch Helden größer machen,
Als Harniſch und Triumpf. So iſts, durchlauchtes Paar!
Ein ſtrenger Zwingeland nimmt keiner Künſte wahr;
Er ſtört nur Glück und Ruh und hindert das Beſtreben,
Wodurch die Weiſen ſich, der Menſchen Not zu heben,
So Tag als Nacht bemühn. Wer hat es nicht geſehn?
Wer hat es nicht beklagt, was zu der Zeit geſchehn,
Als unſer Vaterland in ganzen dreyßig Jahren
Des Krieges Laſt gedrückt? Wer hat es nicht erfahren,
Wie da die wilde Wut das kluge Volk geplagt,
Die Wiſſenſchaft verdrängt, die Muſen fortgejagt;
Und uns die Barbarey, die wir kaum halb bezwungen,
Mit ſtürmender Gewalt von neuem aufgedrungen.
O hübe nur auch itzt der Kriege langen Lauf
Bey vielen nicht die Luſt zu ſtillern Kämpfen auf!

Und möchte nur der Trieb, viel Länder zu bekämpfen,
Nicht Geist und Wissenschaft bey Deutschlands Bürgern dämpfen!

(Lobgedicht auf Friedrich den Streitbaren. II, 377.)

1745

Noch mehr! die Fürsten selbst verderbt die Lust zum Jagen,
Die um ein wildes Vieh ihr teures Leben wagen.
Sie fliehen Ruh und Rast, vergessen Volk und Reich,
Und werden allgemach an Wut den Wölfen gleich,
Die kein Erbarmen rührt; verwandeln sich in Bären,
Die voller Grausamkeit ihr eigen Nest verheeren;
Vertrauen ihren Staat, den Zepter und das Schwert,
Der ungetreuen Brut, die Geld und Volk verzehrt;
Den Fürsten jagen lässt, und seine Schafe schieret,
Und selber das verschlingt, was Heer und Land verlieret.
Das ist Dianens Schuld! Und dergestalt verfällt
Die wahre Heldenart allmählich in der Welt.
Die auch zwar oft zur Lust ein kühnes Wild erschlagen,
Doch nie die Kunst verlernt, den Zepter recht zu tragen.

*

. . . . . Sie (Minerva) nährt die Zänkereyen,
Die oft der Jugend Sinn und blöden Witz zerstreuen;
Lehrt Stümper ihren Ruhm auf fremde Schande baun,
Und ihrem Dünkel mehr, als allen Göttern, traun.
Daher entspringen die, so alles meistern wollen,
Als hätte Jupiter sie erst befragen sollen.
Ist das nun nicht zu kühn, wenn sich ein Mensch empört,
Den Meister, der ihn schuf, die Welt erschaffen lehrt,
Sich selber noch nicht kennt, doch die Natur will kennen,

Was sie getrennt verknüpft, was sie verknüpft zu trennen.
Ein andrer bringt aus Kot, ein lebend Tier ans Licht,
Befeuchtet lockern Staub und bildet ein Gesicht,
Und knetet ein Gehirn, das von den schwersten Sachen
Mit Einsicht und Verstand soll kluge Schlüsse machen.
Ein andrer forscht zu frech des Übels Quellen nach,
Sucht es im Jupiter und kehrt sein Lob in Schmach;
Sieht nicht die Ähnlichkeit in den erschaffnen Wesen,
Die Jupiter vereint, nicht einzeln, hat erlesen.

*

Wie kann ein Männersinn dem Schmeicheln widerstreben?
Wo nicht, da pflegt er doch dem Keifen nachzugeben.
Drum war der letzte Rat: die strengste Heimlichkeit;
Die jeder großen Tat zum höchsten Heil gereicht.

*

Auch hier wird dermaleins Louise klärlich sehn,
In was für Absicht dies, und jenes nicht, geschehn;
Dass dieser Erdball nicht der ganze Zweck gewesen,
Warum der Weltbau ward; dass alles, was wir lesen,
Von Herrschsucht, Mordgier, von Krieg und Kriegsgeschrey,
Ein lächerlicher Zank um ein paar Punkte sey,
Die fast kein Auge sieht: wie aus dem Ameishaufen
Zwey Heere dieses Volks erhitzt zusammenlaufen;
Wo Helden Taten tun, und wo man Wunder sieht,
Wie sich das tapfre Volk um Ruhm und Sieg bemüht;
Wo Länder untergehn, die dies Geschlecht bewohnet,
Wo man die Kinder nicht im Mutterleibe schonet;
Und wo der ganze Lohn für alle Macht und List,
Zuletzt ein Splitterchen von einem Strohhalm ist.

(Lobgedicht auf Louise Dorothea von Sachsen-Gotha. II, 388.)

Ein leichter Ast wird schwer, wenn Herkules Faust ihn rührt;
Und Frankreichs Volk beherzt, wenn Deutscher Mut es führt.

*

Auf! tapfrer Cumberland, der Welfen edles Reis!
Bellona leitet Dich zu lauten Ruhm und Preis.
Der Mayn sah Dich bereits an Deines Vaters Seiten,
Wie dort den Hannibal bey dem Hamilkar streiten.
Schwör ihm, wie jener tat, auf Deutschlands Heilsaltar,
Dem Volke feind zu seyn, der stets sein Erbfeind war.
Dein Vater fordert es, der Britten Reich desgleichen:
Was gilts, der Franzen Reich soll nie den Rhein erreichen.

*

O Deutschland! dieses ist des schnöden Kaltsinns Frucht:
Itzt schlägt dich Frankreich bloß durch Helden deiner Zucht!
Belohne du sie selbst; dann hast du sie zu Freunden,
So spotte künftig kühn des Zorns von allen Feinden.
Nimm Gallien das Volk, das deutsch von Ankunft ist,
Das Elsass und den Rhein als seine Söhne grüßt,
Das auch die Schweiz erzeugt, die selbst mit Kindern handelt,
Und freyer Bürger Haupt in Sklavenvolk verwandelt;
Nimm alle die zurück, die deutsche Luft gebar;
Gib Frankreich alles hin, was vormals gallisch war;
Vertausche Mann um Mann, Soldaten um Soldaten:
So ist dein Glück gewiss, und Frankreich schlecht geraten.
Der Kern von seiner Macht ficht künftig auch für dich,
Und sein verzärtelt Volk verliert allein für sich.

(Patriotische Gedanken über die Schlacht bey Fontenoy. II, 397.)

Des Aberglaubens Reich, das gern im Dunkeln steckt,
Hat jederzeit den Hass der Einsicht ausgeheckt.
Seit Unvernunft und Wahn sich mit den Klöstern mehrten,
Und Mönche seltner Art die Layen dumm seyn lehrten,
Erstickte diese Brut der Wahrheit alten Glanz;
Das menschliche Geschlecht verlor sein Vorrecht ganz:
Er ließ sich Witz, Verstand, Vernunft und Weisheit rauben,
Und trug das harte Joch vom blinden Köhlerglauben.

*

Der liebt die Wahrheit nicht, der nicht für sie will kämpfen.

*

Wer nicht nach Weisheit forscht, der kann sie leicht verlieren,
Wer Weisheit finden will, muss immer weiter spüren.

Dies lehrt uns die Natur, die nichts auf einmal gibt;
So zärtlich sie den Stamm der Menschenwelt geliebt,
So langsam pflanzt sie doch Verstand und Witz in Kinder.
Begreift doch kein Geschöpf im ersten Jahre minder
Als dies erlesne Tier von großer Fähigkeit!
Dem alles langsam wächst; dem Mühe, Fleiß und Zeit
Den Vorteil erst verschafft, wie man vernünftig denket,
Der Dinge Grund erkennt, und sich zum Schöpfer lenket.

Erst dringt des Lichtes Strahl in seiner Augen Paar,
Drückt Bilder ins Gehirn und macht die Seele klar.
Der Schall erfüllt das Ohr und lehrt auf Töne merken,
Bis die Gedanken sich durch Wort und Namen stärken.
Geruch, Geschmack, Gefühl, erhöhen auch den Witz:
Ein kleiner Eindruck wirkt bis in der Seele Sitz.
Allmählich wacht sie auf und lernt in vielen Jahren

Durch Unterricht Verstand, und Klugheit durchs Erfahren.

Doch Vorurteil und Trug verführt die größte Zahl.
Manch falsches Urteil zeigt des Willens schlechte Wahl.
Der Sinne Zauberwerk legt der Vernunft viel Stricke;
Und so verfehlt der Mensch aus Irrtum oft sein Glücke.
Ihr Weisen aller Welt! erklärt, durch welchen Trieb
Ihr dieses eingesehn, was lange dunkel blieb:
Sagt, welcher hohe Zug wies euch, in tausend Werken
Der bildenden Natur, den Schöpfer zu bemerken?

Was wars, als dieser Geist, der in euch selber wohnt?
Die schließende Vernunft, die keiner Mühe schont,
Der Wesen Grund und Art und Ordnung auszuspüren;
Erst selbst was einzusehn; dann andre anzuführen.
Der hat den ersten Stein zu dem Gebäu gelegt,
Darin des Altars Pracht das Bild der Wahrheit trägt;
Der so viel Weihrauch brennt, den mit vereinten Händen
Die Völker aller Welt in diesen Tempel senden.

(Gesang auf den Tod des Hofrats F. W. Gohr. II, 494.)

1746

Ein Mensch sey, was er sey, er wünscht die Gunst der Welt,
Und schätzt sich erst beglückt, so bald er sie erhält.

*

Der Arm der Ehre sucht, macht hundert andere sicher:
Ein Geist, der Beyfall wünscht, schreibt nutzerfüllte Bücher;
Ein Künstler sinnt und strebt nach kluger Kenner Ruhm,
Und sein Erfinden wird der Völker Eigentum.

(Gesang auf den Tod Johann Ludwigs von Anhalt. II, 469.)

O teures Vaterland! wie herrlich ist dein Ruhm!
Ist nicht die Tapferkeit vorlängst dein Eigentum?
Hat deiner Söhne Witz dich nicht noch mehr erhoben?
Und muss der Deutsche nicht schon ihre Schriften loben?
Er tut es, doch voll Neid, indem er nicht erwägt,
Dass sich ein deutsches Blut in ihren Adern regt,
Dass du ein Garten bist, den seine Huld gepflanzet.
Dass deiner Krieger Mut sehr oft das Reich umschanzet.
(Schreiben an Flottwell in Königsberg. II, 567.)

Ich kenne Welt und Hof, und was darinnen lebet:
Kein Großer kennt und ehrt die Weisheit, wie er soll;
Nur Pracht und Lust und Geld sind das, wonach man strebet!
Wer bloß nach Einsicht ringt, der bleibt verachtungvoll.

*

Die Weisheit lehret uns in allem Brüder seyn . . .
Indem, wo Weisheit gilt, der Stand kein Vorrecht heißt.
(Elegie II, 583.)

1747

O! sprach er: strenges Volk von Kriegern!
Sey künftig auch im Frieden groß!
Das stolze Lorbeerlaub von Wut gewohnten Siegern
Macht doch den Erdball nicht von seinem Jammer los.
Der sanften Künste goldnes Vließ
Macht aus der Welt ein Paradies,
Verschafft den Sterblichen weit dauerhaftre Güter.
Des Handels Flor, die Wissenschaft
Gibt Städten Reichtum, Volk und Kraft,
Und bändigt durch Verstand die wildesten Gemüter.
(Ode auf die Krönung Friedrichs V von Dänemark. II, 24.)

1741

Du Kind der ewigen Vernunft!
Beherrſcherin der kleinen Zunft
Der Weiſen, die dich göttlich ehren;
Erhabne Wahrheit! ſtärke mich,
Mein blöder Mund erkühnet ſich
Dein himmelhohes Lob zu mehren;
Dein Lob, das der erfreuten Welt
Jetzt doppelt ſtark ins Auge fällt.

Wirf aus dem blaugewölbten Saal
Vom Thron der Gottheit, einen Strahl
In meines Geiſtes enge Schranken;
Erheitre mir ſo Witz als Sinn,
Und gib mir, der ich irdiſch bin,
Die Kraft zu himmliſchen Gedanken.
Laſs Einfall, Sinn und Wort ſo rein,
Als dein höchſt lautres Weſen ſeyn.

Du kommſt; ich ſeh dein göttlich Bild!
Dein Auge, das gleich Sternen gilt,
Blitzt von dem hellſten Himmelslichte.

*

Willkommen auf der Unterwelt!
Wo ſich die Einfalt fertig hält,
Der Vorurteile Joch zu küſſen:
Wo ſtets die Torheit Sklaven macht,
Wenn Tyranney und finſtre Pracht
Die Heiligtümer ſchmücken müſſen;
Wo nichts, als Herrſchſucht, Fluch und Bann
Den niedren Pöbel lenken kann.

Wie sonst des Nordens trübe Luft,
Gleich einer schwefelreichen Kluft,
Bald weiß, bald rote Strahlen quillet;
Wie da ein wallend Licht sich zeigt,
Bald langsam fährt, bald flatternd steigt,
Und fast den ganzen Himmel füllet;
Doch so, daſs dieser Aftertag
Die Schatten nicht vertilgen mag:

So hat, gepriesnes Altertum!
Auch deiner Weisen hoher Ruhm
Die oft getäuschte Welt betrogen.
Ein falscher Glanz, ein blasser Schein
Schien oft ein Morgenrot zu seyn,
Das vor der Wahrheit hergezogen:
Allein dein ungewisses Licht
Versprach sehr viel und hielt es nicht.

*

Wer wollte nicht die Torheit hassen?
Wenn gleich ihr allzufrecher Schritt
Die Wahrheit noch mit Füßen tritt.

(Ode zum Geburtsfeste des Grafen von Manteuffel. II, 104.)

1742

Nur wahre Großmut füllt die Herzen
Mit auserlesnen Trieben an;
Dabey man auch im Unglück scherzen
Und allen Gram besiegen kann.

Ein starker Eichbaum auf den Höhen,
Wo er sich an die Wolken türmt,
Bleibt unbewegt und standhaft stehen,

Wenn Luft und Wetter auf ihn ſtürmt.
Die ſchlanke Fichte ſtürzt darnieder,
Wenn nur ein kleiner Sturm ſich regt;
Sie fällt, indem ſie hin und wieder
Ein Dutzend andre niederſchlägt.

Ein ſchwacher Geiſt mag furchtſam klagen,
Wenn ihm ein trüber Himmel droht:
Ein edles Herz wird nie verzagen,
Und öfters trotzt es auch den Tod.

*

So wie des Himmels feuchter Segen
Sich reichlich auf den Erdball geußt,
Und niemals fragt, ob Tau und Regen
Auf lauter Blumengärten fleußt: —
So ſind der Großmut hohe Triebe
Auf aller Menſchen Heil bedacht;
So daſs ſie weder Haſs noch Liebe,
Teils ſchläfriger, teils munterer macht.

(Das Lob der Großmut. II, 138.)

1743

Nichts iſt ſo reizend, als die Triebe,
Die aus gerührter Bruſt entſtehn.

*

Wie weit vergehſt du, Göttin dich?
Willſt du die Kunſt und Weisheit gar verwerfen?
Glaub, wo nicht ſie die Sinne ſchärfen,
Da ſchimpft ein Staatsmann dich und ſich.
War nicht die Staatskunſt aller Zeit
Das Eigentum berühmter Weiſen?

Stammt nicht der Kern der trefflichſten Geſetze,
Die ſo viel kluge Völker preiſen,
Von ihrer Einſicht Gründlichkeit?
Ja, trugen nicht auch Dichter ſolche Sätze
In hundert edlen Liedern vor,
Dabey ſo mancher Fürſt die Luſt zum Schlaf verlor?
(Singgedicht an den Grafen von Manteuffel. II, 289.)

1744

Ein kriegeriſcher Stahl ſchützt ſelten Witz und Wiſſen;
Wer Sinn und Arm und Fauſt auf anders nicht beflifſen,
Als nur auf Blut und Tod, auf Würgen, Mord und Glut;
Der achtet das nicht groß, was Buch und Feder tut,
Verſchmäht die Wiſſenſchaft und ein gelehrtes Wachen;
Wodurch die Muſen doch auch Helden größer machen,
Als Harniſch und Triumpf. So iſts, durchlauchtes Paar!
Ein ſtrenger Zwingeland nimmt keiner Künſte wahr;
Er ſtört nur Glück und Ruh und hindert das Beſtreben,
Wodurch die Weiſen ſich, der Menſchen Not zu heben,
So Tag als Nacht bemühn. Wer hat es nicht geſehn?
Wer hat es nicht beklagt, was zu der Zeit geſchehn,
Als unſer Vaterland in ganzen dreyßig Jahren
Des Krieges Laſt gedrückt? Wer hat es nicht erfahren,
Wie da die wilde Wut das kluge Volk geplagt,
Die Wiſſenſchaft verdrängt, die Muſen fortgejagt;
Und uns die Barbarey, die wir kaum halb bezwungen,
Mit ſtürmender Gewalt von neuem aufgedrungen.
O hübe nur auch itzt der Kriege langen Lauf
Bey vielen nicht die Luſt zu ſtillern Kämpfen auf!

Und möchte nur der Trieb, viel Länder zu bekämpfen,
Nicht Geist und Wissenschaft bey Deutschlands Bürgern dämpfen!

(Lobgedicht auf Friedrich den Streitbaren. II, 377.)

1745

Noch mehr! die Fürsten selbst verderbt die Lust zum Jagen,
Die um ein wildes Vieh ihr teures Leben wagen.
Sie fliehen Ruh und Rast, vergessen Volk und Reich,
Und werden allgemach an Wut den Wölfen gleich,
Die kein Erbarmen rührt; verwandeln sich in Bären,
Die voller Grausamkeit ihr eigen Nest verheeren;
Vertrauen ihren Staat, den Zepter und das Schwert,
Der ungetreuen Brut, die Geld und Volk verzehrt;
Den Fürsten jagen lässt, und seine Schafe schieret,
Und selber das verschlingt, was Heer und Land verlieret.
Das ist Dianens Schuld! Und dergestalt verfällt
Die wahre Heldenart allmählich in der Welt.
Die auch zwar oft zur Lust ein kühnes Wild erschlagen,
Doch nie die Kunst verlernt, den Zepter recht zu tragen.

*

. . . . . Sie (Minerva) nährt die Zänkereyen,
Die oft der Jugend Sinn und blöden Witz zerstreuen;
Lehrt Stümper ihren Ruhm auf fremde Schande baun,
Und ihrem Dünkel mehr, als allen Göttern, traun.
Daher entspringen die, so alles meistern wollen,
Als hätte Jupiter sie erst befragen sollen.
Ist das nun nicht zu kühn, wenn sich ein Mensch empört,
Den Meister, der ihn schuf, die Welt erschaffen lehrt,
Sich selber noch nicht kennt, doch die Natur will kennen,

Was sie getrennt verknüpft, was sie verknüpft zu trennen.
Ein andrer bringt aus Kot, ein lebend Tier ans Licht,
Befeuchtet lockern Staub und bildet ein Gesicht,
Und knetet ein Gehirn, das von den schwersten Sachen
Mit Einsicht und Verstand soll kluge Schlüsse machen.
Ein andrer forscht zu frech des Übels Quellen nach,
Sucht es im Jupiter und kehrt sein Lob in Schmach;
Sieht nicht die Ähnlichkeit in den erschaffnen Wesen,
Die Jupiter vereint, nicht einzeln, hat erlesen.

*

Wie kann ein Männersinn dem Schmeicheln widerstreben?
Wo nicht, da pflegt er doch dem Keifen nachzugeben.
Drum war der letzte Rat: die strengste Heimlichkeit;
Die jeder großen Tat zum höchsten Heil gereicht.

*

Auch hier wird dermaleins Louise klärlich sehn,
In was für Absicht dies, und jenes nicht, geschehn;
Dass dieser Erdball nicht der ganze Zweck gewesen,
Warum der Weltbau ward; dass alles, was wir lesen,
Von Herrschsucht, Mordgier, von Krieg und Kriegsgeschrey,
Ein lächerlicher Zank um ein paar Punkte sey,
Die fast kein Auge sieht: wie aus dem Ameishaufen
Zwey Heere dieses Volks erhitzt zusammenlaufen;
Wo Helden Taten tun, und wo man Wunder sieht,
Wie sich das tapfre Volk um Ruhm und Sieg bemüht;
Wo Länder untergehn, die dies Geschlecht bewohnet,
Wo man die Kinder nicht im Mutterleibe schonet;
Und wo der ganze Lohn für alle Macht und List,
Zuletzt ein Splitterchen von einem Strohhalm ist.

(Lobgedicht auf Louise Dorothea von Sachsen-Gotha. II, 388.)

Ein leichter Ast wird schwer, wenn Herkules Faust ihn rührt;
Und Frankreichs Volk beherzt, wenn Deutscher Mut es führt.

*

Auf! tapfrer Cumberland, der Welfen edles Reis!
Bellona leitet Dich zu lauten Ruhm und Preis.
Der Mayn sah Dich bereits an Deines Vaters Seiten,
Wie dort den Hannibal bey dem Hamilkar streiten.
Schwör ihm, wie jener tat, auf Deutschlands Heilsaltar,
Dem Volke feind zu seyn, der stets sein Erbfeind war.
Dein Vater fordert es, der Britten Reich desgleichen:
Was gilts, der Franzen Reich soll nie den Rhein erreichen.

*

O Deutschland! dieses ist des schnöden Kaltsinns Frucht:
Itzt schlägt dich Frankreich bloß durch Helden deiner Zucht!
Belohne du sie selbst; dann hast du sie zu Freunden,
So spotte künftig kühn des Zorns von allen Feinden.
Nimm Gallien das Volk, das deutsch von Ankunft ist,
Das Elsaß und den Rhein als seine Söhne grüßt,
Das auch die Schweiz erzeugt, die selbst mit Kindern handelt,
Und freyer Bürger Haupt in Sklavenvolk verwandelt;
Nimm alle die zurück, die deutsche Luft gebar;
Gib Frankreich alles hin, was vormals gallisch war;
Vertausche Mann um Mann, Soldaten um Soldaten:
So ist dein Glück gewiss, und Frankreich schlecht geraten.
Der Kern von seiner Macht ficht künftig auch für dich,
Und sein verzärtelt Volk verliert allein für sich.

(Patriotische Gedanken über die Schlacht bey Fontenoy. II, 397.)

Des Aberglaubens Reich, das gern im Dunkeln steckt,
Hat jederzeit den Hass der Einsicht ausgeheckt.
Seit Unvernunft und Wahn sich mit den Klöstern mehrten,
Und Mönche seltner Art die Layen dumm seyn lehrten,
Erstickte diese Brut der Wahrheit alten Glanz;
Das menschliche Geschlecht verlor sein Vorrecht ganz:
Er ließ sich Witz, Verstand, Vernunft und Weisheit rauben,
Und trug das harte Joch vom blinden Köhlerglauben.

*

Der liebt die Wahrheit nicht, der nicht für sie will kämpfen.

*

Wer nicht nach Weisheit forscht, der kann sie leicht verlieren,
Wer Weisheit finden will, muss immer weiter spüren.

Dies lehrt uns die Natur, die nichts auf einmal gibt;
So zärtlich sie den Stamm der Menschenwelt geliebt,
So langsam pflanzt sie doch Verstand und Witz in Kinder.
Begreift doch kein Geschöpf im ersten Jahre minder
Als dies erlesne Tier von großer Fähigkeit!
Dem alles langsam wächst; dem Mühe, Fleiß und Zeit
Den Vorteil erst verschafft, wie man vernünftig denket,
Der Dinge Grund erkennt, und sich zum Schöpfer lenket.

Erst bringt des Lichtes Strahl in seiner Augen Paar,
Drückt Bilder ins Gehirn und macht die Seele klar.
Der Schall erfüllt das Ohr und lehrt auf Töne merken,
Bis die Gedanken sich durch Wort und Namen stärken.
Geruch, Geschmack, Gefühl, erhöhen auch den Witz:
Ein kleiner Eindruck wirkt bis in der Seele Sitz.
Allmählich wacht sie auf und lernt in vielen Jahren

Durch Unterricht Verstand, und Klugheit durchs Erfahren.

Doch Vorurteil und Trug verführt die größte Zahl.
Manch falsches Urteil zeigt des Willens schlechte Wahl.
Der Sinne Zauberwerk legt der Vernunft viel Stricke;
Und so verfehlt der Mensch aus Irrtum oft sein Glücke.
Ihr Weisen aller Welt! erklärt, durch welchen Trieb
Ihr dieses eingesehn, was lange dunkel blieb:
Sagt, welcher hohe Zug wies euch, in tausend Werken
Der bildenden Natur, den Schöpfer zu bemerken?

Was wars, als dieser Geist, der in euch selber wohnt?
Die schließende Vernunft, die keiner Mühe schont,
Der Wesen Grund und Art und Ordnung auszuspüren;
Erst selbst was einzusehn; dann andre anzuführen.
Der hat den ersten Stein zu dem Gebäu gelegt,
Darin des Altars Pracht das Bild der Wahrheit trägt;
Der so viel Weihrauch brennt, den mit vereinten Händen
Die Völker aller Welt in diesen Tempel senden.

(Gesang auf den Tod des Hofrats F. W. Gohr. II, 494.)

1746

Ein Mensch sey, was er sey, er wünscht die Gunst der Welt,
Und schätzt sich erst beglückt, so bald er sie erhält.

*

Der Arm der Ehre sucht, macht hundert andere sicher:
Ein Geist, der Beyfall wünscht, schreibt nutzerfüllte Bücher;
Ein Künstler sinnt und strebt nach kluger Kenner Ruhm,
Und sein Erfinden wird der Völker Eigentum.

(Gesang auf den Tod Johann Ludwigs von Anhalt. II, 469.)

O teures Vaterland! wie herrlich ist dein Ruhm!
Ist nicht die Tapferkeit vorlängst dein Eigentum?
Hat deiner Söhne Witz dich nicht noch mehr erhoben?
Und muss der Deutsche nicht schon ihre Schriften loben?
Er tut es, doch voll Neid, indem er nicht erwägt,
Dass sich ein deutsches Blut in ihren Adern regt,
Dass du ein Garten bist, den seine Huld gepflanzet.
Dass deiner Krieger Mut sehr oft das Reich umschanzet.
(Schreiben an Flottwell in Königsberg. II, 567.)

Ich kenne Welt und Hof, und was darinnen lebet:
Kein Großer kennt und ehrt die Weisheit, wie er soll;
Nur Pracht und Lust und Geld sind das, wonach man strebet!
Wer bloß nach Einsicht ringt, der bleibt verachtungvoll.

*

Die Weisheit lehret uns in allem Brüder seyn . . .
Indem, wo Weisheit gilt, der Stand kein Vorrecht heißt.
(Elegie II, 583.)

1747

O! sprach er: strenges Volk von Kriegern!
Sey künftig auch im Frieden groß!
Das stolze Lorbeerlaub von Wut gewohnten Siegern
Macht doch den Erdball nicht von seinem Jammer los.
Der sanften Künste goldnes Vließ
Macht aus der Welt ein Paradies,
Verschafft den Sterblichen weit dauerhaftre Güter.
Des Handels Flor, die Wissenschaft
Gibt Städten Reichtum, Volk und Kraft,
Und bändigt durch Verstand die wildesten Gemüter.
(Ode auf die Krönung Friedrichs V von Dänemark. II, 24.)

1749

Wie trügt der Augenschein von ferne!
Je mehr ich alles kennen lerne,
Je mehr entdeck ich unsre Welt!
Hier ist kein Sitz der Tugendhaften;
Frei herrschen tausend Leidenschaften,
Die jeder Busen in sich hält.

(Ode auf das Karlsbad. II, 74.)

Dies Haus der Eitelkeit, der Schauplatz schnöder Lust;
Die Bühne mancher Not, dadurch der Menschen Brust
So oft bestürmet wird; die Rennbahn der Begierden:
Der Sorgen Lagerstatt, wo zwischen Gold und Zierden
Der bleiche Gram regiert, der scheele Neid sich plagt,
Die Herrschsucht Schlösser baut, nach mehreren Ländern jagd,
Sich quält und Andere drückt: die sah er nun verschwinden.

*

Nennt mich der Wahrheit Schüler:
Hier gelten Grafen nichts. Was gilt der Stolz so Vieler,
Die bey der Titel Dunst der Weisheit Gold verschmähn,
Und sich voll Unvernunft auf Stamm und Wappen blähn?
Hier gilt man, was man ist . . .

*

. . . es gibt noch edle Herzen,
Die mit der Wissenschaft nicht gleich den Kindern scherzen;
Nicht mit den Schalen bloß zum Schein beschäftigt sind,
Und solche Lehren fliehn, wo man den Kern gewinnt.

Die meiſten freylich zwar ſind träge zum Ergründen;
Sie ſuchen nur das Ziel der Neigungen zu finden,
Der Lüſte Gaukelſpiel. Vernunft, Philoſophie,
Heiſcht Einſamkeit, Geduld: und dieſes ſchrecket ſie.
(Lobgedicht auf den Tod des Grafen von Manteuffel. II, 407.)

Zu Hauſe mäßig ſeyn, zum Felde ſtets bereit,
Das brachte vormals Rom zu Macht und Herrlichkeit.
Hingegen, Pracht und Stolz und Schwelgereyen lieben,
Die Waffen aber nur im höchſten Notfall üben;
Das ſtürzte Rom ſo tief, als es geſtiegen war.
(Schreiben an einen Vornehmen vom Adel. II, 547.)

Das Glück ſieht nicht auf Geiſt und Stärke
Und lohnt ſehr oft aus Eigenſinn und Gunſt.
(Elegie an Dreſtrio. II, 594.)

1750

Die Tapferkeit gibt erſt den Schlüſſen Kraft.
(Weltſtreit der Götter und Göttinnen am Thereſienfeſte. II, 333.)

Aus Gedichten ohne Angabe der Entstehungszeit.

Ein frommer Hirt der macht es so:
Die Heerden treibt er auf die Heide;
Ihm selber macht sein Weibchen froh,
Die sorgt für seine Schnabelweide.
Des Abends, wenn er müd und matt
Von seinen Fluren wiederkehret,
Des Tages Last getragen hat;
Wird ihm die Lust noch spät gewähret.

Willkommen, spricht sie, lieber Schatz!
Und streckt ihm Hand und Mund entgegen
Dann nimmt er an dem Tische Platz;
Dann kann er sich zu Bette legen.
Sie speiset ihn, sie deckt ihn zu,
Bis sich die Morgenröte zeiget;
Und er, nach wohlgepflegter Ruh,
Ganz munter aus dem Lager steiget.

*

Ein Priester muss den Schein vermeiden.

(Ode bey einer Priesterhochzeit. II, 205.)

Die Torheit will an allen Enden
Die armen Sterblichen verblenden
Und drückt die Welt mit schwerer Hand.

*

Ach, Unschuld! Zierde reiner Sitten,
Wie wenig kennt dich itzt die Welt!
Du edle Einfalt schlechter Hütten,
Wie hat man dich zurückgestellt!

Mit Gold und Silber, Sammt und Seiden,
Worin sich itz auch Sklaven kleiden,
Kam Pracht und Wollust in das Land.
Verschwendung, Geiz, Betrug und Lügen,
Ist seit der Zeit sehr hoch gestiegen,
Und nimmt noch täglich überhand.
(Ode auf den Tod einer Matrone. II, 208.)

Der Ehstand ist kein Schandgerüste.
(Ode bey einer Vermählung. II, 223.)

Da war das edle Gut, Zufriedenheit, zu spüren,
Das tausend Sterblichen was unbekanntes bleibt.
Da lernten wir an uns, dass unter allen Tieren
Sich bloß der dumme Mensch im Gram die Zeit vertreibt!
Er quält sich Tag und Nacht mit Sorgen und Geschäften;
Sein allerärgster Feind ist seine Phantasey:
Die schreckt und plagt ihn stets und bringt den Lebenssäften,
Durch ihre Zauberkunst, ein tötend Wesen bey.
Der eine nennt sich arm, und lebet doch von Zinsen,
Und schläft auf Gold und Sammt und fährt in Kutschen her.
Drum speist er nichts als Brey und halbgesottne Linsen:
Denn bey der teuren Zeit fällt ihm das Fleisch zu schwer.
Ein andrer sitzt bereits dem Fürsten an der Seite,
Doch quält die Ehrsucht ihn; er dünkt sich noch zu klein.
Er möchte gern so groß als die berühmten Leute,

Prinz Edward, Kulichan und Osmann Bassa seyn.
Der dritte wünschet sich das schönste Weib auf Erden,
Und sieht der Anmut Reiz an seiner Gattin nicht;
Besorget stets ein Glied der großen Zunft zu werden,
Da er doch täglich selbst Gelübd und Treue bricht.
So plagt die Sterblichen ein ungereimter Dünkel;
Bald schreckt die Zukunft sie, bald die vergangne Zeit;
Bald stützet Mops den Kopf, bald seufzet er im Winkel —
Und woran fehlt es ihm? Bloß an Zufriedenheit.
Wohl dem! der diese Welt so nimmt, wie er sie findet,
Zu allem, was geschieht: So sollt es kommen! sagt;
Sich in die Menschen schickt, und sie zu nichts verbindet,
Als dazu, was der Welt auch selber schon behagt.
Wohl dem! der allgemach durch Witz und gute Sitten,
Sein eigen Glück erzwingt und seine Wohlfahrt baut;
Die man noch eins so leicht in schlecht gebauten Hütten,
Als in der größten Burg St. Ildefonse schaut.
Wohl dem! der mehr nicht wünscht, als was er schon besitzet,
Und keinem vorenthält, was er ihm schuldig ist;
Den Nächsten nie verletzt und jedem willig nützet,
Obgleich noch kein Gewinn sogleich zurücke fließt.
Wohl dem! der klüglich sich den Mittelstand erwählte,
Nach keinen Kronen strebt, nach keinen Titeln geizt,
Und glaubt: dass jeder Brust ein wahrer Adel fehlet,
Die nach ein eitles „von", ein scheckigt Wappen reizt.
Wohl endlich auch noch dem! der sich in keuscher Liebe
Ein artig Kind erwählt, das Treu und Tugend schmückt;
Denn so geneußt sein Herz die Anmut zarter Triebe.
Kurz: wer zufrieden lebt, der ist allein beglückt.

(Elegie auf eines Freundes Verheiratung. II, 601.)

Kein Ort ist so entfernt, kein Land so sehr entlegen,
Dahin Rebekka nicht zu ihrem Jakob eilt.

*

Mit Grämen wird es Nacht, mit Ängsten wird es Morgen.

(Elegie auf einer Schwester Hochzeit. II, 610.)

Die Liebe schläfet nie.

*

Der Frühling lacht nicht stets mit angenehmen Blicken;
Der Sommer brennt nicht stets das ausgedörrte Feld;
Der Herbst kann uns nicht stets durch Most und Wein erquicken;
Der Winter drückt nicht stets die halberstorbne Welt.
Die Liebe lässt nicht nach. In allen Jahreszeiten
Ist ihrer Zärtlichkeit die Witterung bequem:
Die Luft sey warm und kalt, die Winde mögen streiten:
Das alles und noch mehr ist ihr ganz angenehm.

*

Liebt, weil ihr könnt, und weil die Jugend währet!
Wer weiß, wie bald der Tod die kurze Lust verbeut?
Liebt, eh des Alters Sturm der Schönheit Schmuck verzehret
Und, wie das gelbe Laub, in Staub und Erde streut.

(Elegie auf eine Dichterhochzeit in Leipzig. II, 613.)

Dritte Gruppe

1728

Sie (Saxonia) schmückte Haupt und Haare
Nicht durch der Frühlingskinder Glanz:
Ein dichtgeflochtner Ährenkranz
Umschloss die Stirn und hieng ihr auf die Wangen.
Sie pries der Äcker Fruchtbarkeit,
Und wusste zwar der reichen Furchen Segen,
Mit dankbarer Zufriedenheit
Als Gottes Wohltat auszulegen:
Doch dass ich reif und sicher ärnten kann,
Dass, sprach sie, meiner Felder Saaten,
In keines Feindes Hand geraten:
Das hat, nächst Gott, mein Held, August, getan.

Indem sie dieses kaum gesungen,
Dass Feld und Wald davon erklungen;
So kam ein tanzend Chor
Der lieblich scherzenden Najaden
Die sonst am Pleißenufer baden,
Aus ihrem nassen Schilf hervor . . . .

(Auf Friedrich Augusts des II. Namenstag. II, 270/71.)

Sogleich eröffnet sich des Zimmers hohes Tor,
Ich sehe nichts, als Licht und Pracht und Glanz davor.
Des Bodens Marmor gleißt, die hellen Spiegelwände
Entziehn dem starren Blick des Saals wahrhaftes Ende.

Das Öl der Ampeln ist in Silber angeflammt,
Des Thrones Stufen deckt ein reich gestickter Sammt,
Er selbst ist Elfenbein und prangt mit teuren Steinen;
Die Wahrheit soll darauf als Richterin erscheinen.

Sie kömmt und nimmt ihn ein. Ein heller Sternenkranz
Umzirkt die heitre Stirn mit Schimmer, Licht und Glanz.
Den Leib deckt ein Gewand von himmelblauer Seide,
Ein purpurfarbner Streif umgibt den Saum vom Kleide.
Der Gürtel gleicht dem Schnee, die Rechte birgt den Stab,
Den das Verhängnis ihr zum Eigentume gab.
Er ist ein feines Gold; doch streut an dessen Spitze
Ein Herz, das Augen hat, ringsum die schärfsten Blitze.
Bey solcher Majestät vertieft das Auge sich,
Vergisst man seiner selbst! . . .

(Wettstreit der Tugenden. II, 435.)

1729

. . . Der Tiefen müde Flut.

(Ode bey widriger Schiffahrt über die Ostsee. I, 209.)

Gott Lob! der trübe Trauerflor
Sinkt Rudolstadt vom Angesichte,
Die Kummernacht weicht Hymnens Lichte
Und treibt so manchen Wunsch empor.
Der Fürstenhof gleicht einem Garten,
Der nach des Winters Schnee und Eis
Mit tausend frischen Blumenarten
Der Gärtner zu vergnügen weiß.

(Ode auf das zweyte Beylager des Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt. II, 71.)

1730

Sogleich erschien ein lichter Strahl,
Da drang aus Sachsenland in Augsburgs Fürstensaal,
Zu Karls des Fünften Kaiserthrone,
Um welchen sich Germanien gestellt.
Sogleich zerstreute sich
Der neuentwölkten Wahrheit Schimmer,
Aus dieses Helden Zimmer
In alle Welt.

(Singgedicht an den Reichshofrat von Gärtner. I, 323.)

Ich sehe der mutigen Streiter Getümmel,
Ich höre den Schall:
Die staubigte Wolke verdunkelt den Himmel,
Es blitzt überall.
Es blinken die Schwerter, es schüttert die Erde,
Es scharren und wiehern die schnaubenden Pferde;
Dann donnert darunter das hohle Metall.

*

Ihr tut sehr wol daran,
Dass ihr euch so vergnügt erweiset;
Und wenn ich selbst die Zahl verstärken kann,
Die Friedrich Augusts Taten preiset:
So bin ich jederzeit
Mit Stahl und Glut bereit.
Der Stärke Donner soll es zeigen,
Und wenn ihr Knall wird schweigen;
Soll der Raketen schneller Flug
Des hohen Namens Wunderzug,
Mit funkenreichen Strahlen
In die gestirnten Lüfte malen.

(Mars, in einem Singgedicht auf Friedrich August. I, 308.)

1733

Ich sah der heitren Stirne Pracht
In finstern Trauerflor verhüllet;
Den Blitz, der sonst ihr Auge füllet,
Verlöscht der Tränenwolken Nacht:
Ihr angenehmer Mund im Sprechen
Kann sich der Seufzer nicht entbrechen.

*

Wo bleibt sein offnes Angesicht,
Mit den bescheiden freyen Mienen;
Daraus der edle Geist erschienen,
Von dem die Stirn, als Herold, spricht? —

*

Der Frühling fängt mit lauer Hand
Die kahlen Fluren an zu schmücken.
Und Phöbus lacht mit holden Blicken
Auf Florens buntes Brautgewand . . .

(Ode an den Hofrat Benemann beym Tode seines einzigen Sohnes. I, 114 u. ff.)

Der Hochzeitfackeln helle Flammen
Sind oftmals kaum recht ausgetan;
Kaum schmeckt das neue Paar beysammen,
Was Lieb und Treue schenken kann;
Kaum sind die zartvereinten Herzen
Einander halb und halb bekannt:
So lockert schon der trübe Brand
Zu früh entzündter Totenkerzen;
So folgt auf Hymnens Freudenwein
Ein unverhoffter Leichenstein.

*

Die Gruft, die seine Glieder deckt,
Steht noch voll tränender Zypressen.

(Ode auf ein vornehmes Vermählungsfest in Hamburg. I, 251.)

Welch ein heitres Augenlicht
Strahlt mit unschuldvollen Blicken;
Alles, was dich kann entzücken,
Alles, was dich wird erquicken,
Ziert ihr holdes Angesicht.
(Singgedicht bey Magister Pantkens Trauung. I, 356.)

Genug gelobt, genug geschwärmt!
Die Dichtkunst kommt, ihr altes Lob zu retten,
Das wir ihr fast entwendet hätten,
Seitdem an ihrer statt die Reimsucht bloß gelärmt.
Sie kommt, die rohe Welt zu lehren,
Wie sehr man schuldig sey, ihr Wesen zu verehren.

Sie kommt! blickt auf! des Phöbus Glanz
Umgibt ihr Haupt, und scheint sie zu vergöttern;
Ein ewig grüner Lorberkranz
Umgibt die muntre Stirn mit den geweihten Blättern.*
Sie hat Minervens Rüstung an,
Ein Saitenspiel in den gelehrten Händen;
Ein güldner Zaum hängt an den Lenden,
Der Herzen wilder Art mit Sanftmut zähmen kann.
Man sieht zugleich, an beyden Seiten,
Die Gratien bereit, sie tanzend zu begleiten.

Ihr frischer Schritt geht stark einher,
Ihr flüchtig Kleid ist zierlich aufgeschürzet;
Ihr weises Wort ist wohl gewürzet,
Den Ohren angenehm, an Nachdruck aber schwer.
Sie lässt vor ihres Thrones Stufen
Die Lästrer ihres Ruhms, und ihrer Söhne, rufen.
(Ode zum Lobe der Poesie. I, 163 ff.)

* Wenn bey Goethe Reime wie ‚Blättern — vergöttern' auf Rechnung seiner heimischen Mundart gesetzt zu werden pflegen, so erkennt man aus obiger Stelle und vielen anderen Stellen, dass er auch in dieser Beziehung nur Gottscheds Nachahmer und Nachfolger gewesen ist.

1735

Schönster Tag von allen Tagen,
Brichst du endlich doch herein!
Endigt dein erwünschter Schein
Alle Plagen,
Die ich bis daher getragen?
Soll ich endlich glücklich seyn?

*

Phyllis liebt nach edler Art
Phyllis unsrer Nymphen Zierde,
Denn ihr Herz blieb treu und zart.
Selbst die Großmut nährt die Triebe
Ihrer oft bestürmten Liebe.
Da die sehnlichste Begierde
Nun so lieblich eingetroffen;
Labt sie billig, nach dem Hoffen,
Des Geliebten Gegenwart.
(Singgedicht auf den Geburtstag seiner Braut. I, 356.)

1738

Wer ist der Jüngling, groß an Mute?
Das Herz wallt ihm von edlerm Blute,
Als ganzen Schaaren neben ihm.
Sein Blick ist scharf, sein Ansehn prächtig,
Sein Geist gesetzt, sein Gang bedächtig:
Und nichts erkühnt er sich mit frechem Ungestüm.
(Gesang auf des sächsischen Kurprinzen Namensfest. II, 459.)

1741

Wie stillen Linden,
Wo Phöbus wohnt,
Sind hier zu finden,
Wo Friedrich thront.
In Augusts Schatten
Sind alle Matten
In sanfter Ruh;
Nimmt Philurene,
Durch muntre Söhne
An Künsten zu.

*

Also strahlen, auch von ferne,
Der erhabnen Sphären Sterne
Dennoch hell und dennoch klar.
Ja, die Wirkung ihrer Gluten
Wird, durch lichte Silberfluten,
Tausend Welten offenbar.

(Singgedicht auf die Königliche Familie. II, 259.)

1746

An ihrer Pleiße stillem Rande
Saß Philuris gelassen und vergnügt:
Als in dem frohen Meißnerlande,
Nach Krieg und Wut, Irenens Hand gesiegt.
Ach! sprach sie, ihr erwünschten Stunden!
Wo Friede, Ruh und Sicherheit regiert:
Wie schön habt ihr euch eingefunden!
Wie lieblich wurdet ihr, nach kurzer Flucht, gespürt!
Wohnt stets allhier! herrscht allezeit!
Sie greift sogleich nach ihrem Saitenspiele,
Das an der schönsten Linde hieng,
Wiewol die Herbstluft schon durch falbe Blätter gieng.

Voll heißer Regung, voll Entzücken,
Empfand den Ruf die frohe Philuris;
Als ihren aufgeklärten Blicken
Sich Hymen selbst, der muntre Brautgott, wies.
Er trug die Fackeln schon in Händen,
Die er vor kurzem angefacht,
Um durch der reinsten Triebe Macht
Der Bayern hohes Haus an Sachsen zu verpfänden,
Und Sachsens schönsten Zweig den Bayern zuzuwenden.
Minerva sah ihn lächelnd an;
Denn er war stolz, daſs er so viel getan,
Zwey hohe Häuser zu verbinden,
Und Deutschlands Einigkeit noch kräftiger zu gründen.

*

(Hymen singt):

Durch Brand und Morden
Und Räuberhorden
Die Welt in Schrecken
Und Not zu stecken,
Ist schlechte Kunst.

Durch meine Kerzen,
Entzünd ich Herzen
Und schmelz in Flammen
Die Welt zusammen;
Aus Lieb und Gunst.

(Singgedicht an Friedrich August. II, 266.)

1747

Ein Volk geschäftiger Tritonen
Ist eifrig um den Hafen her;
Kein Bootsmann will den Schmuck der bunten Flaggen
schonen,

Die Masten werden schon von langen Wimpeln schwer.
Sie flattern schwirrend in der Luft,
Und Amphitrite selber ruft
Das Chor der Najaden in einen Kreis zusammen.
(Ode auf die Krönung Friedrichs V. von Dänemark. II, 24.)

Wess ist die englische Gestalt
Der Schönen, die Auroren gleich erscheinet?
Vielleicht ist es Dianens Ebenbild,
Das durch sein Silberlicht die Stadt mit Glanz erfüllt?
Doch nein: ich seh auf allen Seiten
Die Gratien den Zug begleiten:
Ich seh, es flattert hin und wieder
Der Amouretten Goldgefieder
Um die geschmückten Wagen her.
Ja, Hymen selbst kommt nicht von ohngefähr,
Mit seiner Fackel in der Hand,
Erfreut vorangegangen. (Serenade. II, 274.)

1748

Wie zagte der Argiver Strand,
Als Aesons Prinz, sammt den Vertrauten,
Im Schiffe kühner Argonauten
Auf hoher See vor ihm verschwand!
Die Fahrt gieng in entlegne Meere,
Die sonst kein griechisch Boot befuhr;
Nur Jason, nebst dem kleinen Heere,
Wagt Züge, sonder Bahn und Spur.
Er eilt, an kolchischen Gestaden
Des goldnen Vließes Raub zu laden.

Allein, wie freudig und entzückt
Steht Argos, als nach tausend Sorgen,
Man einst an einem frohen Morgen,
Das längst vermisste Schiff erblickt?
Man zweifelt, ob man recht gesehen:
Allein es kömmt; das Ruder schlägt,
Es schäumt die See, wie vor geschehen!
Es ists, mit allem, was es trägt.
Kaum zeigt sich Jason, als vor Freuden,
Geschrey und Lust die Luft durchschneiden.
(Anfang einer Ode auf den zurückkehrenden Erbprinzen zu Saalfeld u. Koburg. II, 57.)

1749

Der Schellenberg sah halb entzückt,
Die Flucht von Frankreichs Bataillonen.
Das deutsche Rachschwert focht beglückt,
Und schlug den Blitzen gleich, die gallischen Schwadronen.
(Ode an den Grafen von Seckendorf. II, 86.)

Sie spricht! O welch ein Strom von Anmut füllt
die Luft!
Wie, wenn zur Frühlingszeit ein süßer Balsamduft
Von Rosen und Jasmin, der Gärten Raum erfüllet,
Der jedes Herz erquickt und unabläßig quillet:
So wird hier Ohr und Geist durch jedes Wort ergötzt.
(Gesang auf Maria Theresia. II, 423.)

Öffnet euch, ihr Perlentore,
Lasst mich ein!
Hier allein
Werd ich ewig sicher seyn.

In den goldnen Himmelsmauern,
Wo die Seraphinen
Statt der Wächter dienen:
In der starken Engel Chore
Wird die Ruh beständig seyn.
Öffnet euch, ihr Perlentore,
Lasst mich ein!

(Singgedicht für das Leichenbegängnis eines Reichsgrafen zu Reuffen. II, 294.)

Kaum hörte dies der Chor
Der unentschlafenen Pierinnen,
So ließ er sich bereits gewinnen
Und trat vergnügt auf den Pernass hervor.
Der frohe Phöbus selbst
Ergriff bey dieses Festes Feyer
Die allmachtreiche Leyer
Und ließ bey seiner Schwestern Singen
Die göttlichschönen Töne klingen.

(Singgedicht auf Hofrat Rechenbergs Geburtstag. II, 309.)

Sosehr die Langsamkeit
Der Liebenden Vergnügen hindert;
Wenn Zweifelmut und lange Schüchternheit
Dem Herzen stets die Hoffnung mindert:
So schön pflegt nach so trübem Hoffen,
Wann endlich doch das Wünschen eingetroffen,
Das Sonnenlicht der Freuden aufzugehn:
Man sieht die Nacht der Kümmernisse
Nicht mehr am Horizonte stehn.

(Singgedicht auf eine Hochzeit. II, 320.)

Anmerkungen.

Herrn Johann Christoph Gottscheds, der Weltw. und Dichtk. öffentl. Lehrers in Leipzig, der Kön. Preuß. und Bonon. Akad. der Wiss. Mitgliedes*, Gedichte, bey der itzigen zweyten Auflage übersehen, und mit dem II. Teile vermehret, nebst einer Vorrede ans Licht gestellet von Johann Joachim Schwaben — erschienen 1751 bey Bernhard Christoph Breitkopf in Leipzig, nachdem die, 1736 veröffentlichte, erste, einbändige Auflage seit Jahren vergriffen gewesen war. Sie enthielten zusammen 1255 bedruckte Seiten Gedichte, dazu beym 1. Bande einen vortrefflichen Kupferstich von J. C. Sysang nach dem Bildnis der Frau A. M. Werner, eine Vorrede von 27 Seiten, eine, 5 Seiten lange ‚Nachricht wegen der neuen Auflage', und beym 2. Bande ein 4 Seiten langes Widmungsgedicht, das „Der Durchlauchten Fürstinn und Frau, Frauen Carolinen, vermählten Fürstinn von Trauthson, der Durchlauchtigsten ältesten Erzherzoginnen Königlichen Hoheiten Hochbetrauten Oberhofmeisterin" zugeschrieben war. Dieser neuen Auflage waren alle Uebertragungen und ‚Parodien' der Ausgabe von 1736 entzogen, an deren Stelle jedoch so viel neue Gedichte eingefügt worden, dass sich die Notwendigkeit herausstellte, eine zweybändige Sammlung erscheinen zu lassen. Ein in Aussicht genommener 3. Band kam nicht mehr zu Stande. Selbst die zwey Bände scheinen nur wenig gekauft worden zu seyn; da im Breitkopfschen Verlage noch 1900 Vorräte dieser alten Auflage vorhanden waren. Das „grüne Deutschland" hatte es verstanden, den Dichter und Schriftsteller Gottsched so tief in Misachtung beym gebildeten Durchschnittspublikum

* Die vielen Abkürzungen wurden offenbar von Gottsched gemacht, um das Satzbild des Titelblattes in ein schönes, dem Auge wohltuendes Verhältnis zu bringen. Gottsched hatte auch für solche Äußerlichkeiten einen sicheren und feinen Blick; was sich in allen bey Breitkopf seit etwa 1730 gedruckten Büchern vorteilhaft bemerkbar machte und schnell für ganz Deutschland vorbildlich wurde. Der Aufschwung der deutschen Bücherausstattung knüpft an die Bestrebungen Gottscheds-Breitkopfs an.

jener Zeit zu stürzen, dass seine Bücher, zumal seine Gedichte, kaum noch Käufer fanden. Bis zu einem gewissen Grade war es wol auch überflüssig, eine solche Riesensammlung von Versen herauszugeben, die zum größtenteil aus wertlosen oder doch wertlos gewordenen Trauer-, Hochzeit-, und Lobgedichten bestand. Ein stattlicher Band, dem alles Wertlose abgezogen worden, hätte zweifellos mehr Wirkung gemacht, wäre dem leichtfertigen Spott der „Grünen" entrückt geblieben. Es lässt sich nicht klar erkennen, warum Gottsched sich entschloss, die Welt mit allen seinen Gelegenheitgedichten noch einmal bekannt zu machen. Möglichenfalls lag eine Art von Zwang vor, weil ja viele dieser Gedichte an die hervorragendsten Namen der verschiedenen Dynastien, Adelshäuser und des niederen Adels geknüpft waren. Es hätte scheinen können, als ob er die vielen Fürsten, Grafen, Freyherren und anderen hochbeamteten Herrschaften, denen er s. Z. Gedichte im eigenen Namen und im Namen Anderer gewidmet hatte, jetzt nicht mehr der Ehre, in seinem Liederschatze berücksichtigt zu werden, für würdig hielte; und auch nur die Erweckung eines solchen Scheines konnte zu jener Zeit noch sehr unerfreuliche Folgen für einen Mann haben, dessen ganze reformatorische Tätigkeit nur zu sehr auf das Wohlwollen der Höfe und des Adels angewiesen war. Dazu kam, dass der Ansturm der unreifen Geister, die jetzt selbst eine Rolle spielen wollten, ihn und sein Lebenswerk ernstlichst bedrohten; dass er also darauf bedacht seyn musste, alle von ihm sorgfältig angeknüpften und in Fluss erhaltenen Beziehungen zu den einflussreichsten Persönlichkeiten Deutschlands festzuhalten und ans Licht zu rücken. Dabey kam es weniger auf den Wert der Gedichte an als auf die Personen, denen sie gewidmet waren — und so mag denn die Riesensammlung entstanden seyn, von der man immerhin mit einiger Berechtigung sagen muss: weniger wäre mehr gewesen. Im Rahmen jener Zeit konnte das allerdings kaum störend empfunden werden; denn man muss nicht glauben, dass der junge Lessing aus ernster Gesinnung heraus sein „berühmtes" Urteil über die Gedichte in die Welt sandte. Jedes der Gedichte hätte eine ‚Jubelode' seyn können: Lessing hätte dasselbe „Urteil" gefällt; denn ihm galt nicht die Sache sondern die Person. Gottsched sollte, musste lächerlich gemacht, unter die Füße getreten werden: da wurde kein Mittel verschmäht;

und Lessings „kritisches“ Verhalten könnte auch in diesem Falle gar nicht hart genug gebrandmarkt werden, wenn die Tatsache nicht zu seinen Gunsten spräche, dass in den zwey Bänden wirklich viel wertloses, hin und wieder sogar geschmackloses Zeug enthalten ist. Es gibt ja wenig Gedichtbücher des 18. Jahrhunderts, die, bey einigem Umfange, nicht eine Fülle von S. .u enthalten; hat es doch selbst Goethe nicht unterlassen können, die Unmasse seiner meist geradezu seichten Festgedichte und seine zahlreichen, an allen möglichen hohen und höchsten Personen gerichteten Verse sorgfältig für die Welt aufzubewahren. Warum soll man also bey Gottsched verdammen und verlachen, was man bey Goethe mit feyerlichem Ernste duldet?

Dieses vorausgeschickt, wende ich mich nun der kleinen Auswahl zu, die ich aus Gottscheds Lyrik zusammengestellt habe, um ihr einige, dort und hier das Verständnis erleichternde, Mitteilungen folgen zu lassen.

* * *

Als ich aus meinem Vaterlande gieng. (S. 1—3.)

Wie ich im großen „Gottsched-Denkmal“ und noch umständlicher in der Gottsched-Biographie (1. Bd., S. 92/102) nachgewiesen habe, floh Gottsched nicht aus der Heimat um dem drohenden Geschick, unter die Militärsklaven gesteckt zu werden, zu entrinnen; sondern dieses wurde nur, Dank der Mithülfe des Herzogs von Holstein, heraufbeschworen, weil dem jungen Magister die Möglichkeit geboten werden sollte Ostpreußen, an das er durch viele Verpflichtungen geknüpft war, zu verlassen. Dieses glückte dem ehrgeizigen, hohe Ziele verfolgenden Manne auch nur dadurch, dass er vorschützte, nach wenigen Jahren wieder in die Heimat zurückkehren zu wollen; wie er dies im fünfletzten Verse des Gedichts ausdrücklich andeutet.

Damon und Prutenio. (S. 12—16.)

Auch dieses Gedicht verfolgt in der Hauptsache den Zweck, das Fernbleiben des „Flüchtlings“ zu rechtfertigen. Die Worte:

„Mich dünkte, dass ein Jahr
Schon ein geraumes Ziel zu Außenbleiben war,
Und dass des Monden Glanz kaum zwölfmal wechseln sollte,
Bis ich mich wiederum zurück begeben wollte.“

scheinen den Beweis zu liefern, dass Gottsched den in der Heimat Zurückbleibenden und vor Allem Denen, gegen die er Verpflichtungen hatte, eine Art von Zusicherung gegeben in spätestens einem Jahre wieder heimkehren zu wollen.

An Jungfer L. A. B. Kulmus. (S. 24—28.)

Gottsched war im Sommer 1729 nach Danzig gereist und hatte sich dort mit der Tochter des Königl. polnischen Leibarztes Kulmus still verlobt. Das „halbe Mäulchen", von dem auf Seite 25 in der 1. Strophe die Rede ist, wurde natürlich erst nach erfolgter heimlicher Verlobung „gestohlen". — Die 2 Gedichte dürften aus den Jahren 1730 und 1731 stammen.

Bey dem Hintritte eines jungen Studierenden. (S. 42—44.)

Der Betrauerte hieß Johann Caspar Pundt; er war 1712 in Bremen geboren, studierte seit dem Herbst 1731 in Leipzig und brachte sich hier „die Gewogenheit und Liebe aller derer zu wege, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit gehabt" — wie Gottsched auf S. 421 der ‚gesammelten Reden' bemerket. Gottsched widmete ihm auch eine besondere Grabrede, über die man Näheres im 6. Bande der ‚Schriften, (S. 190/1) nachlesen mag.

An Herrn Samuel Seidel. (S. 45—48.)

Seidel, einer der Getreuen Gottscheds, stammte aus Schmoella im Altenburgischen. Er gehörte seit 1723 (11. Januar) der ‚Deutschen Gesellschaft' an, die damals noch den Namen einer ‚Deutschübenden Gesellschaft' führte.

Auf Herrn Otto Menckens Magisterpromotion. (S. 49—55.)

Friedrich Otto Mencke war der einzige Sohn Johann Burkhard Menckens, des Gönners Gottscheds, der ihn in die Wolfische Philosophie einführte. Geboren 1708, am 3. August, starb er bereits 1754, am 14. Mai, nachdem er seit dem Tode des Vaters (1732, d. 1. April) die ‚Acta Eruditorum' und die ‚Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen' weiter geleitet hatte.

An Herrn Romanus Teller. (S. 56—62.)

Romanus Teller stammte aus einer Theologen-Familie; er war selbst Geistlicher und stand vielfach im Kampfe gegen die Orthodoxie. Gottsched war ihm zeitlebens treu be-

freundet. Tellers bedeutendste Schrift ist wol das freysinnige ‚Lehrbuch des christlichen Glaubens', das um 1764 erschienen und vielfach angegriffen wurde, selbst von einem jüngeren Bruder Tellers, den Gottsched gelegentlich den „jungen D. Faust" nannte.

An Herrn Johann Ernst Kulmus. (S. 63—68.)

Johann Ernst Kulmus war der spätere Schwager Gottscheds. Er war 1707 in Danzig geboren, studierte seit 1730 in Leipzig und starb 1767 als Stadtphysikus in Danzig.

An Herrn Johann Heinrich Winkler. (S. 69—74.)

Winkler gehörte seit 1727 (1. März) der ‚Deutschübenden Gesellschaft' an und war einer der Wenigen, die, nach der durch Gottsched bewirkten Erneuerung der Gesellschaft, die seit dem Dezember 1727 fortan kurzweg ‚Deutsche Gesellschaft' hieß, dieser treu blieben. Er war ein tüchtiger Gelehrter; hat sich aber nicht besonders hervorgetan. Im Jahre 1732 wurde er von der ‚Deutschen Gesellschaft' beauftragt, in Gemeinschaft mit Gottsched Anmerkungen zu Jablonski's Versuch über die Rechtschreibung, die dieser als Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften veröffentlicht hatte, aufzustellen. Später gehörte er zur Gesellschaft der Alethophilen, die sich um den Freyherrn von Manteuffel geschaart hatte. In der ‚Karriere' überflügelte er den älteren Gottsched, zum offen geäußerten Schmerze der Gottschedin, welche der Frau Professor Winkler das Glück von ganzem Herzen beneidete.

Die Reimsucht. (S. 90—97.)

Das erste anspruchvolle Gedicht Gottscheds, das er bald nach seiner Ankunft in Leipzig unter der Maske eines deutschen Persius gegen die Schmutz- und Unsinnslyriker des sächsischen Parnasses, vor allem gegen Henrici (Picander), richtete. Näheres hierüber findet man in meiner Gottsched-Biographie I, S. 126 u. ff.

Karl der Friedensstifter. (S. 107—116.)

Mit dieser Heldenode beginnt sowol die erste, einbändige, als auch die zweybändige Gedichtsammlung. Fortgefallen sind hier auf S. 109, zwischen der 1. und 2. Strophe zwey Strophen, in denen Karls „weise Jugend" dem Adler verglichen wird, der auf seine Beute verzichtet, seinen „Raub dem Feind in Klauen lässt", um die aufgehende Sonne,

„des Himmels schönstes Licht nach Herzenslust zu schauen".

Der auf Seite 110 erwähnte Königseck war einer der hervorragenden Heerführer Karls VI.; kaum weniger hervorragend war der, zwey Verse später genannte Generalfeldmarschall Heinrich Friedrich Graf von Seckendorf, dem Gottsched 1749, am 16. May, zur silbernen Hochzeit (er war mit einer Gräfin Hohenwarth vermählt) eine große, viel Schönes enthaltende Ode widmete, die ich nur deshalb meiner Sammlung entzogen habe, weil sie zu viel Zeitbeziehungen enthält, die für uns jeden Reiz verloren haben. Sollte ich späterhin noch dazu kommen, eine anspruchsvollere Sammlung der Gedichte zu veröffentlichen, so würde ich auch an diesem großen Ehrenliede nicht vorübergehen.

Ode auf den Tod des Prinzen Eugen v. Savoyen. (S. 117—126.)

Dieses gewaltige Heldenlied steht in den Gedichten an zweyter Stelle; es enthält 34 Strophen, von denen ich 5 gestrichen habe, weil ich sie für überflüssig und in mancher Beziehung vom Standpunkt unserer Zeit aus für geeignet hielt, die Wirkung des Ganzen zu beeinträchtigen. Die so entstandenen, aber, wie ich hoffe, nicht bemerkbaren Lücken sind zu suchen auf S. 120, wo hinter der 1. Strophe eine Strophe fortgefallen ist, auf S. 121, wo hinter der 2. Strophe zwey Strophen fortgefallen sind, und auf S. 126, wo vor der letzten Strophe zwey Strophen fortgefallen sind.

Das Lob des weiblichen Regiments. (S. 127—130.)

Ein unvollendetes Gedicht aus der ersten, einbändigen Sammlung. Es war als ein hohes Lied auf das weibliche Geschlecht beabsichtigt, wurde jedoch nicht vollendet. Die Überschätzung der Frau, welche dem jungen Gottsched eigen war, wich in späteren Jahren einer nüchternern Beurteilung; und diese scheint eine Fortführung des Hymnus nicht zugelassen zu haben.

Ode auf Leibniz. (S. 130—137.)

Lessing reibt sich in der „Kritik" der Gedichte auch insbesondere an dieser Ode; nicht ganz ohne Berechtigung; denn dieses Gedicht ist mit seinen 43 zehnzeiligen Strophen eine große Zumutung an den Leser oder Hörer, die auch durch den Gegenstand kaum entschuldigt werden kann. Die

ganze Geschichte Leipzigs und seiner Hochschule wird uns, nicht gerade fesselnd und in solcher Breite, vor Augen geführt, dass die Gestalt des Gefeyerten selbst fast verschwindet. Ich habe lange geschwankt, ob ich das Gedicht aufnehmen sollte; aber schließlich siegte doch die Einsicht, dass dieses anspruchvolle ‚Ehrenlied', schon um des Gefeyerten willen, nicht ganz übergangen werden dürfte. Nachdem ihm 25 überflüssige Strophen entzogen worden sind, kann es vielleicht für ein, der Aufbewahrung nicht unwürdiges Gelegenheitwerk angesehen werden. Fortgefallen sind auf S. 131 eine Strophe hinter der ersten Strophe; auf S. 133 hinter der ersten Strophe 4 Strophen, hinter der dritten Strophe eine Strophe; auf Seite 135 hinter der ersten Strophe eine Strophe; auf S. 136 hinter der zweyten Strophe sechszehn Strophen und auf S. 137 hinter der letzten Strophe die zwei Schlussstrophen, welche die notwendige Lobhudeley für den „Durchlauchtigsten Churprinzen" enthalten und mit den Versen schließen:

„Wo kann das Wissen schöner blühen,
Als wo die Fürsten selbst sich um sein Wohl bemühen."

Ode auf das zweyte protestantische Jubelfest. (S. 138—148.)

Auch dieses, als ‚Jubelode' einst so berühmte, allgemach aber nahezu unbekannt gewordene Gedicht hat sich einige, wenn auch ganz belanglose Streichungen gefallen lassen müssen; und zwar sind ausgefallen die 2 letzten Strophen, die nichts als die nötige Verbeugung vor den protestantischen Fürsten Sachsens, Preußens, Hannovers, Schwedens, Dänemarks, Württembergs und Braunschweigs und zugleich vor dem katholischen Kaiser, „der selber Zions Rechte schützet" enthalten.

Auf S. 139 habe ich zudem in der zweyten Zeile eine, mir nötig scheinende, Milderung angebracht. Bey Gottsched heißt es hier:

„Gestürztes Rom! wo ist nunmehr
Des Tieres große Macht auf Erden?"

— ich habe für „des Tieres" gesetzt: „des Papstes".

In allem Übrigen überliefere ich die, zwar ganz aus dem Geiste des unbedingten Luthertums heraus geborene, aber gewaltige Dichtung wortgetreu, mit dem Wunsche,

daſs man es, als ein, für Deutſchland ſehr bedeutſames Geiſtesdenkmal der antikatholiſchen Aufklärungsbeſtrebungen, für alle Zukunft in Ehren halten möge.

Das heimliche Anliegen. (S. 149/50.)

Dieſes tiefempfundene Lied erſchien zum erſten Male in der ‚critiſchen Dichtkunſt' und iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in Beziehung zu einem Liebesroman zu bringen, der Gottſched ſehr ernſthaft in den Jahren 1725 u. 1726 beſchäftigte. Die Geliebte war die Tochter eines begüterten Kaufmanns Wolffermann, die 1726 einen Dr. Volkmann aus Liegnitz heiratete. (Näheres hierüber im 4. Kapitel des 1. Bandes meiner Gottſched-Biographie.)

Ode. (S. 151.)

Angeblich „im fremden Namen auf eine vorgeſchriebene Melodie" gedichtet, aber höchſtwahrſcheinlich aus ſehr ernſter eigener Empfindung heraus entſprungen. Auch dies Gedicht erſchien zuerſt in der ‚critiſchen Dichtkunſt'. In der 2. Strophe habe ich das Anfangswort „Dreht" in „Kehrt" umgewandelt, da das Wort „Dreht" heute für uns einen proſaiſchen Klang hat und den Eindruck beeinträchtigen würde.

Die Gleichgültigkeit. (S. 152.)

Nur erſchienen in den ‚Oden der deutſchen Geſellſchaft' (1728), wo es das 9. Gedicht des 4. Buches bildet. Das Gedicht iſt in ſofern von beſonderer Wichtigkeit, weil es uns den feurigen, liebeverlangenden jungen Gottſched unmittelbar vor Augen führt.

Die Zufriedenheit I./II. (S. 153—157.)

Das erſte Gedicht findet ſich nur in den ‚Oden der deutſchen Geſellſchaft'; das zweyte, das offenbar nur eine reifere Neugeſtaltung des erſten Verſuchs vorſtellt, erſchien in der ‚critiſchen Dichtkunſt' und wurde ſpäter allein von Gottſched für die zwey Auflagen der ‚Gedichte' feſtgehalten. Ich habe beyde Stücke nebeneinander ſtehen laſſen, da ſie ein feſſelndes Stück Entwicklungsgeſchichte des Dichters Gottſched liefern. Namentlich im zweyten Gedichte tritt die Matthias Claudius-Gemütlichkeit ſchon ganz deutlich hervor.

Schreiben an Franz Chriſtoph von Scheyb. (S. 158—165.)

Freyherr von Scheyb gehörte zu den treueſten Freunden und Schülern Gottſcheds; er bekleidete ein höheres Amt in

Wien und war einer von den nicht Allzuvielen, die in Österreich und am Wiener Hofe den deutschen Musen dienten. Seine Lyrik steht ganz im Banne der Lyrik des Meisters, den er allerdings nie erreichte. Der Zug zum Leben fehlt ihm; und seine Ausdrucksfähigkeit ist sehr bescheiden. Im Jahre 1746 veröffentlichte er die ‚Theresiade', ein fast- und kraftloses ‚Epos', das von Gottsched anscheinend sehr geschätzt wurde, aber mit Recht längst vergessen ist. Mit Gottsched stand er in ziemlich regem Briefwechsel. Im August 1749 sandte ihm Gottsched ein gereimtes Schreiben, in welchem er als ein Auserwählter „dem Phöbus und die Neune von Herzen günstig sind" gepriesen wird. Als dann der Besuch des gelehrten Ehepaares in Wien erfolgte, steigerten sich die Beziehungen zur Freundschaft, ohne jemals eine Trübung zu erfahren. Das hier mitgeteilte Gedicht war nach Gaubickolheim in Niederösterreich gerichtet, wo Scheyb als Landschaftsekretär wirkte.

Der „böse Schwab", war der Benediktinermönch Augustin Dornblüth, der gegen Gottscheds ‚Deutsche Sprachkunst' einen sehr unwissenschaftlichen und rückläufig gerichteten Krieg führte.

Schreiben an die Reichsgräfin von Manteufel. (S. 166/7).

Johanna Henriette von Manteufel war die Gemahlin des Grafen Ernst Christoph von Manteufel, des auch geistig hochstehenden Gönners Gottscheds. Das kleine Gedicht gehört zu den schönsten und feinsten Huldigungsgedichten Gottscheds und ist, wenn ich nicht falsch unterrichtet bin, jetzt endlich auch in „der deutschen Sprache Ehrenkranz", den der, Gottsched noch immer mit großer Gleichgültigkeit gegenüberstehende ‚Allgem. d. Sprachverein', in wiederholten Auflagen herausgegeben hat, aufgenommen worden.

An die Musen. (S. 168.)

Dies anmutige kleine Gedicht ist, soviel ich weiß, zuerst in der 4. Auflage der ‚critischen Dichtkunst' (S. 401) erschienen.

Drey Scherzgedichte. (S. 169—191)

Diese drey teils durch ihren flotten Vortrag, teils durch die glückliche Erneuerung des Hans Sachs-Stils ‚ausgezeichneten Gedichte, die Alles, was vor Gottsched in Deutschland gedichtet worden war, in den Schatten stellen, sind nur in

den zwey ersten Auflagen der ‚critischen Dichtkunst' erschienen. Joh. Friedrich May war einer der ersten Freunde, die Gottsched in Leipzig gewann. Als Gottsched 1738 aus der ‚deutschen Gesellschaft' ausschied, unter Umständen, die kein Freund des Zurücktretenden gutheißen konnte, blieb zwar May nicht nur nach wie vor Mitglied der Gesellschaft, sondern wurde sogar Gottscheds Nachfolger im Seniorat; aber die Freundschaft erlitt trotzdem keinen Schaden — ein besonders hervorstechender Beweis für Gottscheds Großherzigkeit. — Friedrich Wilhelm Stübner war ein wohlhabender Kaufmannssohn und starb 1736 als Assessor. Er gehörte zu den treuesten Freunden und Verehrern Gottscheds unterstützte die ‚Deutsche Gesellschaft' und die, 1731 durch Gottsched erneuerte, philosophische Disputiergesellschaft, die 1663 als ‚Societas Conferentium' gegründet worden, aber längst eingegangen war. — Das Hochzeitgedicht ist der Tochter des wohlhabenden Leipziger Bürgers Pönicke und deren Gatten, einem Assessor Kürtzel, gewidmet.

Nachahmung der zweyten Satire des Boileau. (S. 192—197.)

Als Bekenntnisgedicht bedeutsam. Der auf S. 195/6 verspottete „große Reimemann", Daniel Schönemann (seit 1722 Pastor zu St. Georgen in Berlin), wurde 1734, am 11. August, Mitglied der ‚Deutschen Gesellschaft'. Er war auch Mitglied der preußischen Sozietät der Wissenschaften; wurde 1732 oder 1733 vom Amte suspendiert und starb 1738 auf dem Gute eines schlesischen Herrn von Knobelsdorff.

Hexameter. (S. 201/2).

Nur in der 4. Auflage der ‚critischen Dichtkunst' (S. 397) als Probe für den von Gottsched so warm empfohlenen Hexameter mitgeteilt.

Oden des Anakreon. (S. 203—207.)

Da mein Buchdrucker das Wort „Ode" offenbar nicht gekannt hat, so hat er „Oden" gedruckt — was mir leider bey der Druckprüfung entgangen ist. Der Leser wird den Schnitzer lächelnd entschuldigen. — Die Gedichte 1—3 erschienen zuerst im 2. Bande der ‚Beyträge' (1733); die ganze Reihe wurde dann 1736 in den ‚Gedichten' veröffentlicht; sie gehören zu

den Stücken, die für einen dritten (nicht erschienenen) Band zurückbehalten wurden.

Zwey Sinngedichte. (S. 208.)

Sie erschienen zuerst in der 1. Auflage der ‚critischen Dichtkunst' (S. 485 u. 86). In der 3. und 4. Auflage waren die Schlußworte: „kurz, eine Biene seyn" umgeändert in: „kurz, Bienen ähnlich seyn", in welcher Gestalt es auch im ‚Handlexikon' (S. 620) abgedruckt ist. Ich habe trotzdem zur ersten Fassung zurückgegriffen, die allerdings im ersten Verse den Druckfehler „kurz und klein" aufweist, der bey mir leider stehen geblieben ist. Die spätere Fassung hat „neu und klein"; sie sollte natürlich auch bey mir erhalten bleiben.

An eine Spröde. (S. 182.)

Einem Madrigal von Boileau nachgebildet, aber zweifellos auf eine ganz persönliche Herzenserfahrung Gottscheds hinweisend.